L. g.
775,
35.

Wiener Spaziergänge.

Wiener Spaziergänge.

Von

D. Spitzer.

Fünfte Sammlung.

Wien und Leipzig

Verlag von Julius Klinkhardt

1882.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Der Berliner Vertrag im Abgeordnetenhause	1
Idealisten, Pessimisten, Polizisten	8
Der Berliner Vertrag im Herrenhause	15
Gedichte von Wilhelm Tappert. Ein Beitrag zur Geschichte des lyrischen Elends der Gegenwart	21
Hausknechte, Hausmeister, Sauerkräutler und Selbstmörder	31
Ein Jubelgreis und ein altes Klageweib	37
Das Organ der Feudal-Clericalen	42
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers: Aus Ischl	49
Die Götterdämmerung. Dritter Tag aus der Trilogie: Der Ring der Nibelungen von Richard Wagner	59
Wieder ein neues Ministerium	77
Lebzelten-Reiter und Salzsee-Mormonen	82
Nathan der Weise und Ludwig August Frankl	88
Populäre und unpopuläre Feste berittene Hauptleute und Lotterieschwestern.	92
Baron Hübner	97
Animalisch-magnetischer Schwindel und fünf recht gesunde Sinne	101
Endlich einmal ein objectives Urtheil über Milchspeisen! Sybel und Abraham oder „Das bestrittene Gelächter". Coalitions-Zwistigkeiten	106
Nihilisten. Portefeuille-Novizen. Von der Kunstausstellung	111
Ein schlauer Armenier und ein clericaler Fuchs	117

Seite

Der Finanzminister des Coalitions-Ministeriums 121
Baron Hofmann 127
Nix Daitsch! 132
Episches aus Böhmen. Baron Gödel. Juden und Canarienvögel 137
Hans Makar'ts: Diana 143
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers. I. Aus Karlsbad 150
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers. II. 161
III. Das Ostseebad Heiligendamm 171
Beginn der Ballsaison auf den Kriegsschiffen. Gefährliche Speisekarten. Der officielle „Wiener Abendstellwagen". 181
Die friedliche Kriegsflotte und die kriegerische „Wiener Abendpost". „Die Gräfin Lea" von Paul Lindau . . 186
Ein neues phantastisches Ballet 191
Eine neue Religion Richard Wagner's. 200
Der Kosmopolit Kronawetter. Das Haus Lonei von L'Arronge. Mein Entwurf zu einem Familien-Drama . 207
Der deutsch-conservative Parteitag zu Linz 214
Kaiser Joseph. Die Stellung des Grafen Taaffe in der Kunstgeschichte 220
Der Dichter Weilen als Ballopfer. Die Schlauheit des neuen Finanzministers 225
Der glückliche Dichter Eduard Mautner und der unglückliche Dichter Cajetan Cerri. Das Nachtleben in Wien . . 229
Die Anti-Semiten 235
Belletristische Leiden. Der Schmerzensschrei im Grundsteuergesetz. Lessing und die Polizei 245
Nur keine Bildung! 249
Allerhand Katzenmusik. Der Heurige und seine Feinde . . 253
Die Religion in der Kneipe 258
Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und das Wiener Vaterland über die Nihilisten. Julius Rodenberg und Josef Weilen als gefährliche Politiker 262
Baron Helfert und Graf Thun. Fräulein Papier . . . 267
Ein Bad in der Renaissancezeit von Hanns Makart. . . 273

Seite

Ein geadelter Demokrat. Culturschacher. Ein prächtiger Stoff für eine Ballade 279
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers. IV. Brunnen am Vierwaldstätter See 285
Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers. V. 300
Der Berliner Congreß von Werner 314
Der Besuch des Königs und der Königin von Italien. Herr von Schmerling als Turandot 318
Sarah Bernhardt 324
Das Märchen 329
Li-Fong-Pao 338

Der Berliner Vertrag im Abgeordnetenhause.

21. Januar 1879.

Ich glaube immer, Rabbi Akiba muß auch Feuilletonist gewesen und so wie ich viele Jahre „spazieren gegangen" sein, daß er eines Tages unmuthig ausrief: Alles schon dagewesen! So ein armer Feuilletonist bringt jedes Opfer, um eines neuen Stoffes habhaft zu werden, und mein erwähnter College betheiligte sich gewiß nur aus diesem Grunde an dem Unabhängigkeitskriege der Juden unter Bar-Cochba gegen den römischen Kaiser Hadrian; aber bevor er seinen Lesern noch etwas darüber mitgetheilt hatte, wurde er von den Römern gefangengenommen und hingerichtet. Ich war nun allerdings, ohne unbescheiden sein zu wollen, klüger, und habe unseren Truppen nicht geholfen, Bosnien zu erobern; allein ich wollte wenigstens nicht, während meine tapferen Landsleute die unglaublichsten Strapazen erduldeten, die Hände müßig in den Schoß legen, und habe alle Leitartikel und sämmtliche Delegations-Verhandlungen über die bosnische Frage gelesen. Ich habe dabei zwar nicht mein Leben verloren, wie Rabbi Akiba, aber lange hält man das auch nicht aus. Doch ich wollte den bosnischen Kelch bis auf die

Neige leeren, und entschloß mich daher, noch der Debatte über den Berliner Vertrag, die letzten Mittwoch im Abgeordnetenhause begann, beizuwohnen. Ich kenne nur noch einen Vertrag, der eine ebenso große Aufregung in der österreichischen Bevölkerung hervorgerufen hat, wie der Berliner Vertrag, über den ebenso viel geschrieben und debattirt wurde, und der ebenfalls von den Einsichtigen ein „unseliger Vertrag" genannt wurde — das Concordat. Nur entstammte das Concordat mit Rom der Periode der Reaction, die damals in ganz Europa herrschte, während das Berliner Concordat, wie es scheint, erst eine solche einleitet. Das Concordat von 1855 wurde von keiner Volksvertretung verschuldet, und die Kämpfe gegen dasselbe waren die glorreichste That unseres Parlaments. Das Occupations-Concordat von 1878 dagegen ist, wenn auch nach langem Zaudern, von der Regierung dem Reichsrathe vorgelegt worden, und daß dessen Majorität für jenes stimmt, obwol es gegen dasselbe gestimmt ist, zeigt, wie ohnmächtig der Parlamentarismus seither geworden ist.

Als ich im Vorzimmer meinen Ueberrock abgelegt hatte und in die Journalisten-Loge eintreten wollte, fragte mich der Diener, der mir die Thür derselben öffnete und dem ich, da ich das Abgeordnetenhaus länger als ein Jahr nicht besucht hatte, unbekannt war: „Sie sind vom „Vaterland", nicht wahr?" Besuchen die Redacteure dieses clericalen Blattes so selten den Reichsrath oder sah ich nur so gedankenlos aus? Ich weiß es nicht. Die Physiognomie des Hauses hatte sich gegen früher nicht sehr verändert. Es war keine Spur von Aufregung unter den

Abgeordneten zu bemerken, so daß man hätte glauben können, es handle sich in der heutigen Sitzung um nichts, als um die Bewilligung einer neuen Steuer-Erhöhung. Nur auf der äußersten Rechten kratzte sich Einer hinter den Ohren, ich glaube aber nicht, daß es Bedenken gegen den Berliner Vertrag waren, die ihn hiezu veranlaßten, denn er kratzte sich gleich darauf auch den Rücken. Die Rechte des Hauses war schwach besucht, aber die ethnographischen Specialitäten, die daselbst Platz genommen, haben seit der Occupation „Neu-Oesterreichs" gewaltig an Interesse verloren, denn mit den Bosniaken und Herzegovzen können sie sich doch nicht messen, weder bezüglich des Ausdruckes ihres Gesichtes, noch des Schnittes ihrer Hosen.

Der polnische Abgeordnete Herr Hausner, der mit seiner jüngsten Rede gegen Rußland so viel Glück gemacht hat, schritt unruhig, mit tief auf die Brust gesenktem Schnurrbarte auf und ab. Auch er war nämlich einer von den Vierzig, die sich zum Worte gemeldet hatten, und das Schicksal seiner zweiten Rede beschäftigte ihn wol in diesem Augenblicke mehr, als jenes seines unglücklichen Vaterlandes. Einige Abgeordnete plauderten friedlich mit einander oder mit den Ministern. Der Herr Minister-Präsident Fürst Auersperg war mit dem Pater Greuter in einem äußerst jovialen Gespräch begriffen. Der Pater rieb sich vergnügt die Hände, und der Fürst klopfte ihm lachend auf die Schulter — vielleicht hatte ihn der Tiroler aus Gemüthlichkeit gedutzt. Es kam mir vor, als wenn die Beleibtheit des Herrn Minister-Präsidenten

Fortschritte gemacht hätte, doch möchte ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten, denn Se. Durchlaucht tritt nach beendigter Debatte ins Privatleben zurück, und wenn wir von unseren Freunden scheiden sollen, nehmen in der Regel deren Vorzüge in unseren Augen zu. Andere Abgeordnete besorgten ihre Correspondenz, hin und wider las einer die „Neue freie Presse", ein Blatt, welches nicht selten so gut unterrichtet ist, daß es die Ansichten vieler Abgeordneten, noch ehe diese selbst sie kennen, als Leitartikel bringt, und mehrere Abgeordnete des Centrums hatten beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, es dem Zufalle überlassend, welche sie zum Zeichen ihres Einverständnisses mit den Anträgen der Regierung bei der Abstimmung erheben sollten. Der Abgeordnete der äußersten Linken und Protector des „Wiener Kellnervereins", Herr Steudel, stand mit übereinandergeschlagenen Armen seitwärts und sah wohlgenährt, zuversichtlich und herausfordernd aus, als hätte er sagen wollen: Ich habe zwar schon gefrühstückt, aber wenn es sein muß, kann ich gleich wieder essen. Dagegen schlich sich Herr Hofrath Beer zaghaft auf die noch immer conservativ gebliebene Stätte seiner Ueberzeugungen, während er ein heimlicher Demokrat geworden ist, indem er in dem „demokratischen Organ", dem „Neuen Wiener Tagblatt", in der letzten Zeit Budget-Studien mit seinem vollen Namen veröffentlicht hatte. Ich fürchte nur, daß wir auch durch diese keinen Kreuzer ersparen werden, denn, sagt Goethe: Theuer, grauer Freund, oder richtiger: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie.

Auch auf der Ministerbank waren fast keine Veränderungen vorgegangen, seit ich zum letztenmal im Hause war. Nur der Herr Landesvertheidigungs-Minister war inzwischen Generalmajor geworden und sah unverwandt mit dem Lorgnon nach der Diplomaten-Loge, wo einige sehr schöne Damen Platz genommen hatten — lauter uneinnehmbare Festungen. Neben ihm saßen die beiden juristischen Dioskuren, die Herren Minister Unger und Glaser, die so manche Entscheidung des Obersten Gerichtshofes mit einander getheilt und herausgegeben; der Herr Justizminister Glaser lehnte die Glatze in den Fauteuil zurück und lächelte die Decke des Hauses an, der Herr Sprechminister Unger hatte den Kopf nach vorwärts gebeugt und lächelte in den Bogen Papier hinein, der vor ihm lag: beide Professoren lächelten, als wenn sie den Candidaten Hieronymus Jobs examinirten. Der Herr Finanzminister Baron de Pretis stand neben dem Herrn Handelsminister v. Chlumecky und conversirte eifrig mit diesem, wobei sich die kleine Excellenz manchmal auf die Fußspitzen erhob. Ich konnte aber nicht errathen, ob er ihm mittheilte, wie groß das diesjährige Deficit sei, oder ob er ihm nur erzählte, daß er gestern Abends im Circus Renz gewesen und dort den chinesischen Riesen gesehen habe. Der Herr Unterrichts- und Cultusminister v. Stremayr schaute wie gewöhnlich bedächtig drein, und auf seinen Lippen schien das weise Wort zu schweben: Aller Anfang ist schwer. Auf dem letzten Fauteuil aber saß zusammengekauert wie ein Häuflein Unglück ohne Portefeuille der Herr Minister Ziemialkowski. Herr v. Plener

der Jüngere, der als Nachfolger des gegenwärtigen Finanzministers in letzter Zeit genannt wurde, ging breitspurig an der Ministerbank vorüber. Er war bekanntlich in England Legationsrath und trägt daher englische Schuhe mit dicken Sohlen, wenigstens sind sie weit dicker als die Broschüre über die englische Fabriksgesetzgebung, die er veröffentlicht hat. Herr Dr. Kronawetter trägt wol auch große Stiefel, aber er bewegt sich sehr unbeholfen in denselben im Bewußtsein seiner totalen Regierungsunfähigkeit.

Die Sitzung wurde eröffnet, und nachdem der Berichterstatter der Majorität, Herr Professor Sueß, dem Hause die Genehmigung des Berliner Vertrages empfohlen, der Berichterstatter der Minorität Herr Dr. Herbst aber ihn mit dem entschiedensten Erfolge bekämpft, jedoch, nicht berauscht durch seine Triumphe, ebenfalls die Genehmigung des Vertrages beantragt hatte, verlas der Herr Präsident Dr. Rechbauer die Liste der eingetragenen Redner mit jener schönen Objectivität, der er jetzt auch den wohlverdienten Titel: Excellenz! verdankt. Nur als er den Namen Tomaszczuk verlesen hatte, verrieth ein leises, schmerzhaftes Zucken, daß er einen hohlen Zahn haben müsse, der gegen den Luftzug sehr empfindlich sei. Nachdem der Herr Präsident die Namen der Redner mit jener Gewissenhaftigkeit, die ihn auszeichnet, mitgetheilt hatte, ergriff Herr v. Pacher das Wort. Ich staunte über die mannichfaltigen Stellungen, die dieser gewandte Redner, während er sprach, annahm, und über die zahllosen Bewegungen, die er mit Armen und Beinen ausführte.

Eben noch hatte er, den Kopf in die Rechte gestützt, das linke Bein über das rechte geschlagen und die Linke warnend ausgestreckt, und schon in der nächsten Minute war seine ganze strategische Aufstellung die gerade entgegengesetzte, ohne daß er auch nur einen Augenblick den Strom seiner Rede unterbrochen hätte, geschweige denn der Länge nach hingefallen wäre. Ich habe ein ähnliches Virtuosenstückchen parlamentarischer Ungezwungenheit bisher noch nicht beobachtet. Es hätte mich nicht mehr überrascht, wenn der Redner plötzlich einen Handspiegel aus der Tasche gezogen und während seiner Rede angefangen hätte, sich zu rasiren. Da aber selbst ein solches Kunststück den Berliner Vertrag nicht mehr rückgängig gemacht hätte, verließ ich, ohne den Schluß der Rede abzuwarten, die Journalisten-Loge.

Idealisten, Pessimisten, Polizisten.

2. Februar 1879.

Die Debatten im Abgeordnetenhause über den Berliner Vertrag sind endlich beendet, und das Haus hat denselben mit 154 gegen 112 Stimmen genehmigt. Nur hin und wider hat die Opposition ihrem Unmuthe über die Erwerbung Neu-Oesterreichs durch einen Sturm der Entrüstung Luft gemacht, in den meisten Fällen jedoch wehte nur ein ganz sanfter Zephyr der Entrüstung. Am besten unter allen Gegnern der Occupation sprach der Pole Herr Hausner. Herr Hausner hat einen deutschen Namen und stammt aus einer deutschen Familie, er hat vom Polen nichts als einen großen Schnurrbart und den fremdartigen Accent, mit dem er seine Großmuttersprache spricht — seine Mutter war nämlich, wie ich hörte, schon eine Polin. Aber er beherrscht sonst die deutsche Sprache vollkommen, er ist nie um den richtigen Ausdruck verlegen, er baut schöne Perioden auf, und auch seine Logik ist ganz und gar nicht polnisch. Das können ihm seine Landsleute nicht verzeihen, und die Clericalen, Feudalen und Officiösen wissen sich gegen seine Argumente nicht anders zu helfen, als indem sie erklären, er sei ein Idealist. Das Recht und nichts Anderes als das Recht

zu wollen, sich mit dem Unrechte, wer es auch begehen mag, nie zu versöhnen, die Wahrheit auszusprechen, wenn sie auch noch so unangenehm klingt, und die Lüge zu widerlegen, ohne Rücksicht auf den zu nehmen, der sie gesprochen, das genügt, um einen Politiker als Idealisten zu brandmarken, denn der Idealist gilt als ein Mensch, der nicht ernst zu nehmen ist. Der Idealismus nimmt sich ja ganz hübsch in Rotteck's Weltgeschichte aus, aber in einem Parlamente, wo man einen Präsidenten, zwei Vice-Präsidenten, Schriftführer, Stenographen und ähnliche außerordentlich praktische Einrichtungen antrifft, kann er nur störend wirken. Er ist ein ganz gescheiter und sehr gebildeter Mann, schreiben die Officiösen, aber leider ein Idealist. Ach wie schade, sagen dann die Leser, daß sich alle guten Eigenschaften gar niemals bei einem Einzigen vereinigt finden; der Redacteur des officiösen Witzblattes zum Beispiel hat allerdings die gute Eigenschaft, daß er kein Idealist ist, dafür aber ist er wieder nicht ganz gescheit und auch nicht sehr gebildet.

Einen größern Erfolg als die Idealisten erzielen in unserm Parlamente die in der Regel so praktischen Pessimisten, denn jeder dieser Unglückspropheten wurde, wie man aus den stenographischen Protocollen ersieht, nachdem er seine Rede gehalten hatte, „von vielen Seiten beglückwünscht". Wozu man einem solchen Redner eigentlich Glück wünscht, ob zum Rande des Abgrunds, an dem wir nach seiner Ansicht stehen, oder zu dem unvermeidlichen Bankerott, dem wir, wie er meint, entgegeneilen, oder zu der vollständigen Auflösung, in der wir

uns, wie er behauptet, befinden, habe ich nie errathen. Mich erinnern diese Glückwünsche an den höflichen christlichen Hausknecht, der eben in die Dienste eines jüdischen Kaufmanns getreten war, und als man ihm mittheilte, das Comptoir werde am nächsten Tage wegen eines Feiertages, der Zerstörung Jerusalems, geschlossen bleiben, sich von seinem Principal mit der Gratulation empfahl: „Ich wünsche eine glückliche Zerstörung Jerusalems!"

Aber es ist gar kein Wunder, wenn man in den gegenwärtigen Zeitläuften die Lust in sich verspürt, ein kleines Gastspiel als Kassandra zu eröffnen und dem Bangen vor der Zukunft, die aus der Unheilschwangerschaft schon seit Langem gar nicht herauskommt, durch einige wohlgemeinte Wehrufe Ausdruck zu geben. In Rußland ist die schwarze Pest ausgebrochen und in Frankreich gar die rothe Republik, und der ruheliebende Staatsbürger steht wie Buridan's Esel zwischen zwei Gefahren und weiß nicht, vor welcher er sich mehr fürchten soll. Es steht jetzt ein Mann an der Spitze Frankreichs, der niemals auch nur den kleinsten Schleppsäbel getragen, ein gewesener Advocat, der nur Expensnoten geschrieben und nicht die überflüssigste diplomatische Note, der Präsident der Kammer, Jules Grévy, der aber nicht einmal wie der Glöckner unsers Abgeordnetenhauses, Herr Dr. Rechbauer, den Titel Excellenz führt. Die zweiunddreißig Zähne, die der Mensch hat und die unter geordneten Zuständen allerdings ganz ausreichen, genügen, da ein Schrecken den andern jagt, schon längst nicht mehr zum Klappern. Am schlimmsten geht es

allerdings dem preußischen Staatsbürger, und Fürst Bismarck weiß gar nicht mehr, gegen welche Ansteckungsgefahren er denselben eher schützen soll, gegen die des Socialismus, der Unsittlichkeit oder der Pest. Es gibt jetzt in Preußen eine Grenzsperre gegen die Pest, eine Maulsperre gegen den Socialismus und die Sperre gegen die Immoralität, der man jedoch aus Anstandsrücksichten einen Namen nicht beilegen darf. Man hat erst vor wenigen Tagen wieder in Berlin ein lyrisches Gedicht confiscirt, nicht etwa deßhalb, weil man einen Cordon gegen die in Deutschland schon längst epidemisch auftretende Lyrik zu ziehen vorhat und so durch möglichste Abgrenzung des Seuchenherdes die Weiterverbreitung der schwarzen Lyrik, für die namentlich zartbesaitete Gemüther so empfänglich sind, zu verhüten sucht, sondern nur wegen der Unmoralität jenes Gedichtes.

Wie nämlich Berliner Blätter berichten, hatte Professor Ludwig Erk, der sich um die Pflege des Volksliedes große Verdienste erworben, die Absicht, in einem Concerte, das letzten Sonntag stattfand, ein altes Volkslied, „Donauschifferlied", singen zu lassen. Bevor jedoch der Erk'sche Singverein noch das Attentat auf die Keuschheit intonirt hatte, trat glücklicherweise ein Keuschheitswächter der Berliner Polizei auf den Anstifter der Orgie, Professor Erk, zu und verbot den geplanten Sinnenkitzel. Die Berliner Zeitungen sind nun leider schon so abgestumpft gegen jede jungfräuliche Regung, daß sie erklären, das confiscirte Lied sei vollständig harmlos und verletze in keiner Weise die so vielfach angefeindete Sittlichkeit.

Nach meinem Dafürhalten aber hat sich die Berliner Polizei ein großes Verdienst um die leidende Moral erworben, indem sie die Zweideutigkeit jenes Liedes mit Kennerblicken durchschaute. Gleich die erste Strophe zwingt uns, auch bei nur einigem Scharfsinn zu erröthen. Sie lautet nämlich:

Ei du feinlieber Schiffsmann mein,
Ob's noch weit bis zum Strudel mag sein?
Aber gesteh' mir's auch ehrlich,
Ob's nicht sei gefährlich?
Schwäbische, bayrische Dirndel, juchhe!
Die muß der Schiffsmann fahren.

Wir denken, das Gewebe ist ziemlich durchsichtig. Dirnen aus Schwaben und Bayern, also aus dem ohnehin zu größerer Sinnlichkeit neigenden Süden, befinden sich auf einem Schiffe, um, wie sie vorschützen, eine Fahrt zu einem, vorsichtigerweise nicht näher bezeichneten Strudel zu unternehmen. Wir fragen nun, ist es wahrscheinlich, daß sich Frauenzimmer, die ja, selbst wenn sie, wie der Dichter selbst zugibt, leichtfertige Dirnen (Dirndel) sind, doch die Furchtsamkeit ihres Geschlechts niemals ablegen, so muthwillig in eine Lebensgefahr begeben und in der Stimmung sein werden, jene noch mit einem ausgelassenen Juchhe! zu begrüßen? Der Sinn der Strophe wird aber vollständig erklärlich, wenn man den Strudel nicht als einen Wasserstrudel, sondern als einen Sinnenstrudel auffaßt, in den sich die nichtsnutzigen Dirnen mit dem nunmehr verständlich gewordenen Unzuchtsrufe: Juchhe! zu stürzen beabsichtigen. Auch würden

sie, da ja über die Gefährlichkeit der Wasserwirbel auch nicht der geringste Zweifel besteht, den Schiffsmann nicht erst fragen:

Aber gesteh' mir's auch ehrlich,
Ob's nicht sei gefährlich?

Selbst die Unreinlichkeit des gebrauchten Reimes (ehrlich—gefährlich) scheint ein feiner unsittlicher Zug des Dichters zu sein, um die Unreinlichkeit der Reisezwecke der Dirnen anzudeuten. In welche verächtliche Kategorie von Geschäftsmännern aber der „feinliebe" Schiffsmann gehört, der Dirndeln gewerbsmäßig dem Sinnenstrudel überliefert, wollen wir hier nicht untersuchen.

Noch mehr Licht wirft die zweite Strophe auf die ganze liederliche Wirthschaft:

Wer noch nie geliebet hat,
Fürchte nicht des Strudels Kraft;
Doch wer die Lieb' schon erfahren,
Mag sich wohl bewahren!

Hier müssen Jedem über die wirkliche Bedeutung des Strudels die Augen aufgehen, denn daß die Unverdorbenheit oder Verdorbenheit eines weiblichen Wesens nichts mit der Gefährlichkeit eines Wasserstrudels zu schaffen habe, wol aber mit jener eines Sinnenstrudels, wird wol selbst dem lyrischen Laien einleuchten.

In hohem Grade confiscirbar muß aber jedem Familienvater die dritte und letzte Strophe erscheinen, in welcher der Dichter uns die unsaubere Nachricht auftischt, ein sechzehnjähriges Mädchen habe jenes verrufene

Local, das er uns unter dem Pseudonym „Strudel" vorgeführt, besucht und sich so behaglich gefühlt, daß sie dort geblieben sei. Wir nehmen Anstand, die Strophe mitzutheilen, aber der gute Ruf der Berliner Polizei verlangt es. Sie lautet:

Und ein Dirndel von sechzehn Jahren
Ist mit über den Strudel gefahren;
Aber sie ist auch geblieben,
Weil sie thät schon lieben.

Ist diese ungeschminkte Verherrlichung des Tingl-Tangl nicht eine grobe Verhöhnung aller Sitte und des einfachsten Anstandes und kann die Polizei die Verlockung junger schutzloser Mädchen zum Besuche desselben ruhig dulden? Nein und abermals nein.

Der Berliner Vertrag im Herrenhause.

9. Februar 1879.

Die Aufmerksamkeit eines Feuilletonisten wird durch so viele Dinge in Anspruch genommen, er hat so viel zu sehen, zu lesen, zu hören und, beinahe hätte ich in meiner Zerstreutheit geschrieben, zu schreiben, daß ich schon fast vergessen hatte, daß wir Oesterreicher uns auch eines Herrenhauses zu erfreuen haben. Ich habe zwar die Blüthe unserer Aristokratie wiederholt in der Oper angetroffen, wenn die Patti oder die Nilsson oder sonst eine Wandernachtigall dort sang, aber ich hatte dann nur Gelegenheit, sie zu sehen, leider aber nicht, zu hören. Wie erfreut war ich daher, als ich vorigen Donnerstag im Kaffeehause beim Frühstück saß, und nachdem ich wie gewöhnlich zum Kaffee zwei ausgiebige Spalten Pest zu mir genommen hatte, die, wie die Modistinnen sich ausdrücken, die grande fantaisie du moment ist, die lakonische Mittheilung in der Zeitung fand, daß um 11 Uhr Vormittags eine Sitzung des Herrenhauses stattfinden werde, und zwar sollte der Berliner Vertrag in Berathung gezogen werden. Es ist doch schön, sagte ich zu mir, als ich im

Schneegestöber durch die Herrengasse ging, daß unsere Verfassung für alle Verhältnisse Vorsorge trifft; ich kann den heutigen Vormittag ohnehin nicht zu Hause zubringen, weil der Zimmerputzer bei mir den Boden anstreicht, da haben wir glücklicherweise ein Herrenhaus, das den Berliner Vertrag beräth. Es ist vielleicht richtig, daß wir nur einen Scheinconstitutionalismus haben, aber ein solcher ist doch immer besser als gar keiner, und bei einer absoluten Regierung, wenn sie auch noch so aufgeklärt wäre, wüßte ich wirklich nicht, was ich bis zum Mittagsessen anfangen sollte.

Es war 11 Uhr vorüber, als ich in die Journalisten-Loge eintrat, und ich erschrak nicht wenig, da ich entdeckte, daß ich der Einzige war, der sich im Hause befand. Ich bin zum Glück für unsern Staat monarchisch gesinnt, aber das Haus war so leer, daß ich ganz anstandslos die rothe Republik hätte ausrufen können. Um mich ein bischen zu zerstreuen, betrachtete ich die Bilder auf der Decke des Saales, lauter Damen und Herren. Ob diese wol in der Geschichte unseres Landes eine hervorragende Rolle gespielt haben mögen? Ich glaube aber doch nicht, da sie sämmtlich splitternackt waren. In unserer Zeit malt man ja nur die Tugenden, Flüsse und ganz ausnahmsweise, wenn es sich um ein Bild für die Pariser Weltausstellung handelt, auch Damen, die nicht allegorischen Familien angehören, noch ganz nackt. Aber endlich fing der Saal an, sich zu beleben. Fürst Metternich war nämlich erschienen; er schritt, das Haupt sinnend vorgebeugt, bis in die Mitte des Saales, dann richtete er

sich aber entschlossen auf und gähnte zweimal nacheinander. Nach ihm erschien seine Excellenz der Philosoph, Herr Professor Hasner, wie gewöhnlich in stille Träumereien verloren. Er ging mit zögernden Schritten auf seinen Platz, und man sah es ihm an, daß er sich an etwas, das er offenbar vergessen hatte, mühsam zu erinnern suchte. Er griff zuerst nach seinen Brillen, nein, diese hatte er nicht mitzunehmen vergessen, dann tastete er nach der hinteren Rocktasche, griff unentschlossen in dieselbe, zog langsam ein Sacktuch heraus, betrachtete es wehmüthig und steckte es wieder kopfschüttelnd ein; auch das also war es nicht, was er vergessen hatte. Endlich öffnete er behutsam den Rock, sah vorsichtig, wie Jemand, der seinen letzten Trumpf ausspielt, nach seiner Seitentasche, aus der in der That ein weißes Papier hervorguckte, und athmete befriedigend auf. Er hatte offenbar nur vergessen, daß er Berichterstatter über den Berliner Vertrag war. Nunmehr folgten einige greise Excellenzen. Es ist merkwürdig, daß sich nicht auch jüngere Kräfte dem guten Oesterreicherthum widmen, denn wenn man einen guten Oesterreicher sieht, kann man überzeugt sein, daß er mindestens siebzig Jahre alt ist. Ja, war denn gestern kein Ball, daß Se. Excellenz der Herr Reichs-Finanzminister v. Hofmann so ausgeschlafen aussieht? Ah, er wird schon heute eine Sitzung gehabt haben. Er nimmt neben dem Biographen Maria Theresia's, Hofrath Arneth, Platz und gesticulirt lebhaft, während er mit ihm spricht. Er wird ihn doch nicht überreden wollen, auf dem Costümkränzchen in den Musikvereinssälen zu erschei-

nen, daß dieser mit solcher Entschiedenheit den Kopf schüttelt?

In einer der rückwärtigen Bänke sitzt das Mitglied der Staatsschulden-Controls-Commission, Baron Winterstein. Ein hinter ihm sitzendes Mitglied des hohen Hauses hat sich nach vorwärts gebeugt, um einem vorne Sitzenden ein Schriftstück zu überreichen. Kaum sieht dies Baron Winterstein, so nimmt er das Versandstück aus den Händen des Hintermannes und legt es in jene des Vormannes. Er wehrt den Dank beider Theile lächelnd ab, als wollte er sagen: Das ist ja nur eine Kleinigkeit für Unsereinen; wie ich noch Spediteur war, habe ich größere Colli zu expediren gehabt. Am meisten Zeit, um zu seinem Sitze zu gelangen, braucht der Professor des Völkerrechtes, Herr Hofrath Neumann; denn die Verbeugungen die er nach allen Seiten zu machen hat, nehmen ihn zu sehr in Anspruch. Während das altspanische Ceremoniel, das er so gewissenhaft beobachtet, auf den Hofmann hinweist, verräth seine stets derangirte Toilette den Gelehrten. Aber der schwierigste Theil seiner Aufgabe erwartet ihn noch. Er hat nämlich das wohlwollende Gesicht des Herrn Fürst-Erzbischofs von Wien, Sr. Eminenz des Cardinals Kutschker, in der ersten Bank entdeckt. Er bezeigt zuerst der Religion seine Ehrfurcht, indem er wie festgewurzelt stehen bleibt und demüthig sein Haupt neigt, sodann huldigt er, nachdem er drei Schritte vorgewagt hat, dem hohen hierarchischen Range des Kirchenfürsten durch eine tiefe Verbeugung, und jetzt erst begrüßt er den Gönner und Freund, indem er hochachtungsvoll die Arme

über die Bruſt kreuzt. Dann begibt er ſich auf ſeinen Sitz und räuſpert, da man im Herrenhauſe nie wiſſen kann, ob nicht im nächſten Augenblicke ein dreifaches Hoch werde ausgebracht werden. Auch der Herr Miniſter-Präſident Fürſt Adolf Auersperg begrüßt den Cardinal. Er ſpricht einige Worte mit ihm und lehnt ſich dabei mit der ganzen Wucht ſeines Oberkörpers an die Bank. Mein Gott, die Tiſchler wollen auch leben.

Die beiden Vice-Präſidenten des Herrenhauſes erſcheinen. Der Theater-Habitué Herr Graf Wrbna theilt dem Hauſe mit, daß er heute den Vorſitz führen werde, da der Herr Präſident Fürſt Carlos Auersperg zu erſcheinen verhindert ſei, eine Aenderung des Repertoires, die ihm ebenſo wenig die berühmte Ruhe ſeines Gemüths zu rauben vermag als wenn „Satanella" abgeſagt und dafür „Flick und Flock" gegeben würde. Der zweite Vice-Präſident, der geweſene Botſchafter Herr Graf Trauttmansdorff, kreuzt die Arme und Beine, lehnt ſich mit nachläſſiger Grandezza in ſeinen Lehnſtuhl zurück, und ſein Antlitz drückt die Seelenruhe des Diplomaten aus, dem es gelungen iſt, ſeine Gedanken zu verbergen. Endlich ſchreitet das Haus zur Tagesordnung. Der Berichterſtatter Herr v. Haſner verlieſt leiſe ein kurzes Schriftſtück, der Vorſitzende fordert diejenigen, die damit einverſtanden ſeien, auf, ſich von ihren Sitzen zu erheben, und alle Anweſenden bringen dieſes Opfer. Nur Herr Graf Falkenhayn rettet die Ehre des Faſchings und bleibt ſitzen. So ertheilte das Herrenhaus dem Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 mit der erhebenden Geſchwindigkeit von

dreieinhalb Minuten seine Zustimmung. Die Sitzung, die nach halb zwölf Uhr begonnen hatte, wurde um drei Viertel zwölf Uhr geschlossen.

Draußen aber schneite es noch immer, die Stunde des Mittagsessens war noch nicht gekommen, ach Gott! das Herrenhaus hätte sich den Berliner Vertrag auch besser überlegen können.

Gedichte von Wilhelm Cappert.

Ein Beitrag zur Geschichte des lyrischen Elends der Gegenwart.

30. März 1879.

Der Humorist findet schon seit geraumer Zeit keinen Anlaß mehr, seiner guten Laune die Zügel schießen zu lassen. Er hat „das Bischen Bosnien und Herzegowina", wie es Bismarck seinerzeit genannt hat, längst erschöpft, und während die kleinen Leiden der menschlichen Gesellschaft, wie Schwiegermütter, „Götterdämmerung", die Reden des Grafen Thun im Herrenhause u. s. w., seinem Witze stets neue Nahrung bieten, verstummt er dem wahren Unglücke gegenüber, und steht, wenn die große Stadt Szegedin in die Fluthen versinkt, vor einem so entsetzlichen Ereignisse selber rathlos da, wie ein ungarischer Vicegespan. In solcher Fastenzeit lernt er sich an bescheidener Kost begnügen, und so wie der Gläubige, nachdem die Faschingslust verrauscht ist, mit dem harmlosen Spinat vorlieb nimmt, aus dem das Spiegelei das fromme gelbe Auge zu ihm aufschlägt, und die Bußübung des Mittagessens mit einem Rahmstrudel beschließt, greift der Humo-

rist, da ihm die saftigen Schöpsenkeulen der Politik verwehrt sind und die gebratenen Tauben der Nibelungen-Trilogie nicht mehr in den Mund fliegen, auch wol nach einem Bändchen Gedichte und nährt sich von Frühlingsahnungen, Seufzern um die ferne Geliebte und anderem lyrischen Spinat. Ach Gott, auf dem Parnaß ist längst der kastalische Quell versiegt, man findet keine Spur mehr von Apollo und den Musen, der bacchische Festeslärm ist verstummt, und dort ist jetzt nichts zu finden als ein Trödelmarkt, auf dem mit alten, von Anderen längst abgelegten Stoffen gehandelt wird.

Ich habe die „Gedichte von Wilhelm Tappert" (Berlin R. Dan. Köhler) mit einiger Neugierde in die Hand genommen. Herr Wilhelm Tappert war mir nämlich bisher nur als Berliner Clavierspieler, als einer der heftigsten Vorkämpfer Wagner's und als Verfasser eines „Wagner-Lexikon" bekannt, das er „zur Gemüths-Ergötzung" gesammelt hatte. Aus dem Umstande aber, daß dieses Lexikon zur allgemeinen Erheiterung dienen sollte, darf man nicht etwa den Schluß ziehen, als hätte es komische Aussprüche des Meisters oder die amüsantesten Stellen aus seinen sämmtlichen poetischen Werken enthalten. O nein, es waren darin vielmehr alle Grobheiten, welche gegen Wagner, seine Werke und seine Anhänger jemals geschrieben worden waren, alphabetisch aneinandergereiht. Das Wörterbuch begann mit den so naheliegenden „Abderiten" und schloß mit den so seltenen „Zwittergeschöpfen". Ich wollte damals, angeregt hiedurch, ebenfalls ein Wagner-Lexikon veröffentlichen, das alle Vergötterungen Richard

Wagner's von Seite seiner Anbeter in alphabetischer Reihenfolge enthalten sollte. Es hätte mit „Apollo" begonnen und mit „Zeus" geschlossen. Nachdem ich aber angefangen hatte, die Werke der Herren Nohl, Porges, Wolzogen und anderer Wagner-Gelehrter zu lesen, sah ich bald, daß meine bescheidenen Kräfte einer so riesigen Langeweile nicht gewachsen waren, denn um drei bis vier lumpige Vergötterungen zu finden, mußte ich oft eine ganze Seite lesen. Ich unterließ daher die Herausgabe dieses Lexikons, das allen Jenen, die sich mit vergleichender Mythologie beschäftigen, in Kürze ein unentbehrliches Nachschlagebuch geworden wäre.

Herr Tappert leitet seine Gedichte mit einem kleinen poetischen Vorworte ein, in dem er uns glauben machen will, daß der gräuliche Unsinn, die Trivialitäten und die unglaublichen Abgeschmacktheiten, die er uns aufzutischen vorhat, nicht von ihm herrühren, da er angeblich nur „nachgesungen" habe

Was einst von tausend Zungen
— im stillen Wald —
Mir lieblich war erklungen.

Ich begreife es, daß man als so leidenschaftlicher Wagnerianer einen Wald, in dem tausend Zungen singen, noch immer „stille" nennt. Ich, der ich mit dem Blech noch nicht so vertraut bin, würde einen solchen Wald äußerst geräuschvoll finden. Wenn aber der Dichter von einem Stelldichein erzählt, erfreut darüber ist, daß „ein alter Baum" der einzige Zeuge desselben gewesen sei, und dann schließt:

Gut, daß die Spatzen das nicht gesehn:
Sonst würde es Beiden schlimm ergehn:
Und wäre das Schandmaul, die Neumann, gekommen:
Es hätte ein schreckliches Ende genommen!

so wird kein Mensch von Geschmack begreiflich finden, wie er sich habe entschließen können, solche Verse, wenn sie auch, wie er im Vorworte behauptet, im stillen Walde erklungen wären, nachzusingen. Ich aber glaube gar nicht, daß es Amseln gibt, die so geschmackloses Zeug singen; eine solche nennt nicht eine vielleicht etwas mittheilsame Dame gleich bei ihrem Familien-Namen: „die Neumann", und noch weniger wird sie sich den Ausdruck: „Schandmaul" gegen dieselbe erlauben. Mir macht es den Eindruck, als wenn dies Alles ein Original-Gesang des Dichters wäre, der ja gewohnt ist, in seiner Polemik eine sehr rücksichtslose Sprache zu führen. Die Neumann ist wahrscheinlich eine Berufsgenossin des Herrn Tappert, eine arme Clavierlehrerin, die in seiner Gegenwart erzählt hat, daß sie sich bei der „Walküre" gelangweilt habe, ohne zu ahnen, daß er auch ein Dichter sei und sie in einem lyrischen Gedichte dem allgemeinen Gespötte preisgeben werde. Ich bin der Ansicht, daß man in einem lyrischen Gedichte niemals persönlich werden sollte. Namentlich aber sollte dieser Dichter, der so viel von seinen Liebchen erzählt, und oft die intimsten Geschichten, im Gebrauche von Namen vorsichtig sein. Denn jedes Liebchen aus anständigem Hause würde sich hüten, einem Dichter das sogenannte seligste Liebesglück zu gewähren, sobald sie Gefahr liefe, daß er ebenso wie den Namen des Fräuleins Neumann vielleicht

auch ihren Familien-Namen in einem Gedichte verriethe und den Lesern mittheilte, er habe mit Fräulein oder Frau Altmann unter dem Lindenbaum, in dessen Gezweige ein Vöglein sang, einen wonnigen Augenblick verträumt.

Ein anderesmal wieder schildert der Dichter, wie er „in stiller Nacht" davon träumte, daß „ein lieber Brief" von ihr komme, und wie er erwartet habe, „es möchte der Traum sich erfüllen", aber der Träumer wird in grauenvoller Weise enttäuscht:

> Und richtig — 's war um Uhre acht —
> Hat Einer wirklich was gebracht.
> Nur her! — Verfluchter Bettel!
> „Der neueste Steuerzettel!"

Auch der gewöhnliche Mensch, der nach der Behauptung des Torquato Tasso „in seiner Qual verstummt", wird sich nicht enthalten können, zu fluchen, wenn er statt des Briefes von der Geliebten einen Steuerzettel erhält; um wie viel mehr muß dies bei dem Dichter der Fall sein, dem „ein Gott zu sagen gab": 's war um Uhre acht. Aber um uns diese unerfreuliche Thatsache, wenn auch in sehr schwungvoller Sprache, zu erzählen, hätte doch der Dichter sich ersparen können, in den Wald zu gehen und dort dem Gesange der Vögelein zu lauschen.

Wenn ein Dichter eine üppige Phantasie hat, so wird er die eben mitgetheilte schöne poetische Idee in hundertfacher Weise zu variiren vermögen. Das einemal wird er statt des erträumten Briefes einen Steuerzettel, das anderemal eine Schneiderrechnung, dann wieder einen Waschzettel u. s. w. erhalten. Unser gottbegnadeter

Sänger ist aber sehr discret und gibt nur eine einzige Variante zum Besten. In einem späteren Gedichte singt er nämlich:

Mir träumte in der Nacht:
Ein Brief von dir sei eingetroffen.

Diesmal scheint der Dichter richtig geträumt zu haben, denn er hört in der That einen Wagen kommen, der, damit des Jubels kein Ende sei, auch eine vielversprechende Farbe hat:

Gelb sieht er aus — juchhei!

Der Dichter gibt sich schon der süßen Hoffnung hin, daß der Bann, der bisher auf seinen Briefträumen gelegen, gewichen sei; aber der Mensch denkt und der Postillon lenkt:

O weh! er fährt — vorbei,

so daß der Dichter mit dem Ausrufe der Verzweiflung schließt:

Selbst von der Post der Karren,
Auch der hat mich zum Narren.

Da kann aber auch Einer an Gott und der Welt verzweifeln, wenn er ein solches fortgesetztes Pech mit den Briefen der Geliebten hat. Würde mich das Unglück so hartnäckig verfolgen, wie den Berliner Sänger, daß die Briefe der Geliebten auch nicht ein einzigesmal zur rechten Zeit einträfen, so würde ich mit ihr verabreden, daß sie mir von nun an telegraphiren möge. Eine Depesche kostet allerdings etwas mehr als ein Brief, aber so viel wäre mir die Ruhe meines Herzens werth.

Für den Dichter ist aber der Umstand, daß die Briefe, von denen er träumt, nicht pünktlich eintreffen, um so

niederschmetternder, da er selber, wie aus einem anderen Gedichte hervorgeht, ein Mann genau nach der Uhr ist. Er richtet nämlich fünf Strophen „An den Sturm", er möge an den Bäumen rütteln, „bis daß Sie aufgewacht", dann schließt er den Sturmgesang:

Ich hab' ihr heut' geschrieben:
„Geschieden muß es sein!"
Und geh' um Puncto Sieben
Zum letzten Stelldichein.

Ich habe schon Menschen von ganz außerordentlicher Pünktlichkeit genannt, aber Einer, der wie unser Petrarca seiner Laura schreibt, er wolle von ihr nichts mehr wissen und sie dann zu einem letzten Stelldichein, das ja ohnehin keinen erheblichen Werth mehr für beide Theile hat, „um Puncto Sieben" Morgens einlädt, ist mir noch nicht vorgekommen. Man würde es entschuldbar finden, wenn eine Geliebte, mit der man bereits gebrochen hat, sogar um Uhre acht nicht käme, und gewiß noch mehr, wenn sie um Puncto Sieben ruhig weiterschliefe. Wüßte ich, daß der herrliche Dichter auf ein frankirtes Schreiben von mir antwortet, so würde ich mir die briefliche Anfrage erlauben, ob die verlassene Geliebte damals um Puncto Sieben beim Stelldichein wirklich eingetroffen sei.

Von den Briefen der Geliebten an ihn und seinen Briefen an die Geliebte ist noch öfter die Rede, und man wird es nach dem Angeführten verzeihlich finden, wenn die Liebchen des Musensohnes, sobald sie ein Schreiben von ihm lesen — lachen. Der Aermste ist sich auch über diese Wirkung seiner Briefe auf das angebetete Zwerch-

fell nicht im Unklaren. Denn in dem Gedichte: „Ob sie meiner wol gedacht?" besingt er ein Lieb' Annchen, das „im Mondenschein" „an ihrem kleinen Fensterlein" stand und „blickte in die Sternennacht", so daß sich ihm die Frage aufdrängt, „ob sie wol auch an mich gedacht?" Er fährt dann fort:

Lieb' Annchen sinnt, ich weiß nicht was,
Sie träumt — vermuthlich Dies und Das,

und da sie aus ihren Träumereien „aufgewacht", drängt sich ihm neuerdings mit unwiderstehlicher Gewalt die Frage auf: „Ob sie vielleicht an mich gedacht?" Da hört sie plötzlich ein Geräusch:

„Was knistert dort an meiner Thür?
Da liegt ein Brief!" (Er war von mir!)
Sie nimmt ihn zitternd, liest und lacht:
Gewiß, sie hat an mich gedacht!

Der Dichter ist seiner Sache gewiß; Lieb' Annchen ist ihm treu, für Lieb' Annchen ist nur Er lächerlich, Lieb' Annchen lacht nur über Einen, über Wilhelm Tappert.

Es ist selbstverständlich, daß sich Herr Tappert vielfach die Dichtungen Wagner's zum Vorbilde genommen hat. So zieren einige alliterirende Gedichte die Sammlung, wie zum Beispiel die „Locken-Lieder", in deren erstem Louis an Louise schreibt:

Leichte Locken,
lange, lichte,
lachen lieblich,
lustig, lustig;
lispeln leise
lose Lieder;

labe Lippen,
lüsternd lechzend!
Lehren lügend:
Lieber, lasse
Liebe lodern.

Es ist, um sich die Haare auszuraufen, aber Louise schont ihre Locken und rächt sich, indem sie ein ebenso L-reiches Lied an Louis richtet.

Auch in seinen Naturlauten lehnt sich Herr Tappert an Wagner an. So schwebte ihm offenbar dessen „Waia" vor, wenn er in dem Liede: „Im Verein" singt:

Am Abend gab es dann — ai waih!
Gut Strich!

Selbstständiger ist der Dichter in den Au-Lauten, mit denen er uns beschenkt, wie z. B.: „Denn, knurrt der Magen sein: wau! wau!" oder: „Der Ledige, er jammert: au!" Freilich für Hundefreunde dürften auch diese Laute nicht mehr ganz neu sein. Endlich hat Herr Tappert auch, so wie Wagner, eine „Trilogie" geschrieben. Sie hat, Gott sei Dank, nicht den Umfang der Wagner'schen, denn sie besteht nur aus drei schlechten, aber kleinen Gedichten, die zusammen nur elf miserable, aber blos vierzeilige Strophen enthalten. Aber auch der beste Tappert muß endlich eine Grenze haben, wenn er nicht ungenießbar werden soll. Ich schließe daher meine Besprechung, indem ich dem Dichter, über den ich fast so herzlich gelacht habe, wie sein Lieb' Annchen, vergnügte Weihnachten wünsche. Herr Tappert sagt nämlich in einem Gedichte: „An Richard Wagner", das vom „22. Mai 1876" datirt ist:

An des neuen Jahres Schwelle
Wünscht dem Meister ein treuer Geselle
Glückliche Fahrt auf ruhiger Welle!

Ich glaube, wenn der Dichter am 22. Mai an der Schwelle des neuen Jahres steht und dem Meister seinen Neujahrswunsch darbringt, wird man mir das Recht nicht absprechen können, Herrn Tappert heute am 30. März vergnügte Weihnachten zu wünschen. Doch der Sänger beabsichtigt wahrscheinlich gar nicht, in seiner allerdings sehr despotischen Dichterlaune auch den alten, uns so lieb gewordenen Kalender abzuschaffen. Der 22. Mai ist nämlich der Geburtstag des Meisters, und allen Nicht-wagnerianern bleibt es unbenommen, sich nach wie vor am 1. Jänner ein glückliches neues Jahr zu wünschen.

Hausknechte, Hausmeister, Sauerkräutler und Selbstmörder.

27. April 1879.

Noch vor wenigen Wochen war es ein russischer Hausknecht, der die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hat, wie, ohne irgend einem internationalen Hausknechte nahetreten zu wollen, niemals ein Hausknecht vorher. Während die Hausknechte bisher nur durch das Hinauswerfen mißliebiger Persönlichkeiten sich in kleinen Kreisen einen geachteten Namen zu erringen wußten, war es jenem Hausknechte von der Vorsehung beschieden, sich durch seine unglückliche Liebe einen Ruf zu erwerben, der ihn fast als einen Nebenbuhler Petrarca's erscheinen ließ. Nicht daß er wie dieser in melodischen Sonetten seine hoffnungslose Liebe zu einer russischen Laura besungen hätte. Nein, seine Liebe war nicht hoffnungslos, sie ward erhört und erst dadurch unheilvoll für ihn. Er war auch kein Dichter, ihm schenkte nicht „des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll". Er litt in Prosa, und in einer so gemeinen Prosa, daß diese von den Aerzten im Petersburger Spital, wohin er gebracht worden war, eine zeitlang für die Pest gehalten wurde.

Aber Rußland sollte der Welt nicht nur einen berühmten Hausknecht schenken, dessen Namen sie mit Schrecken erfüllte, wie jener der Gottesgeißel Attila, demselben Lande war es auch vorbehalten, die Welt mit seinen Hausmeistern zu erschüttern. Denn nachdem das Attentat eines Frevlers auf das Leben des Czars mißlungen war, gelangte der Despot zur Einsicht, daß Rußland noch nicht für die Alleinherrschaft reif sei, und er berief daher die Hausmeister zur Theilnahme an der Regierung und stattete dieselben mit so großen Machtvollkommenheiten aus, daß, als die erste Kunde hievon ins Ausland gelangt war, hier die Meinung herrschte, in Rußland sei, so wie vor einiger Zeit die Pest, nunmehr eine Art von asiatischem Constitutionalismus ausgebrochen, der Czar herrsche nicht mehr allein, sondern theile seine Gewalt mit dem Hausmeister. Aber diese Ansicht war etwas übertrieben, denn der Ukas, welcher die Hausmeister auf ihren hohen Vertrauensposten beruft, gestattet denselben nicht einmal, Personen, die sie für staatsgefährlich halten, nach Sibirien zu verbannen, sondern blos, solche zu verhaften. Dagegen ist dem Hausmeister das oberste Censoramt übertragen, und da vielleicht dieser Würdenträger des Staates nicht immer des Lesens kundig ist und er daher harmlose Ankündigungen für staatsgefährlich und umgekehrt wieder nihilistische Bedrohungen des Lebens und Eigenthums für die vorläufige Concert-Anzeige einer berühmten Clavierspielerin halten könnte, bleibt ihm die peinliche Aufgabe des Lesens ganz erspart und er hat „das Anschlagen von Placaten"

überhaupt, ohne sich von ihrem Inhalt zu überzeugen, zu verbieten, oder diese, fålls sie bereits angeschlagen sind, wieder zu entfernen. Endlich ist ihm das wichtige Amt zu Theil geworden, zu verhüten, „daß auf den Straßen Schaden bringende Gegenstände verstreut werden." Da es ihm überlassen bleibt, den Begriff des Schaden bringenden Gegenstandes authentisch zu interpretiren, so scheint damit dem Hausmeister eine Art finanziellen Regals verliehen worden zu sein. Denn gesetzt, irgend Jemand öffne auf der Straße seine Börse und verstreue bei dieser Gelegenheit die darin enthaltenen Rubel, so kann der Hausmeister leicht geneigt sein, diese für Schaden bringende Gegenstände anzusehen und sie zu confisciren, eine Auffassung, welcher der Verlustträger, falls er kein Nihilist ist, der die Autorität des Hausmeisters nicht achtet, zu widersprechen sich wol hüten wird.

Während in der ganzen übrigen Welt Aufregung und Entsetzen herrschen, sind nur wir Oesterreicher in freudiger Stimmung, denn das Familienfest, das unser Monarch feiert, ist zum Volksfeste geworden, und wer nicht anders an der Feier sich betheiligen kann, der ist in dieser Jubelwoche wenigstens fröhlicher als an den Werkeltagen und braucht dazu nicht den geringsten Makart; denn wie ich mir habe sagen lassen, haben die lustigen Leute im sechzehnten Jahrhundert genau dasselbe Gesicht gemacht wie heute. Es thut mir aber wirklich leid, daß der Festzug bisher verregnet wurde, aus vielen Gründen, aber auch aus dem, weil ich die Sauerkräut-

ler, die sich ebenfalls an dem Zuge betheiligen sollten, gerne einmal in corpore gesehen hätte. Ich liebe das Sauerkraut und habe, zu meiner Schande sei es gesagt, niemals einen Sauerkräutler gesehen, und jetzt böte sich die Gelegenheit, nicht nur Einen, sondern sie Alle zu sehen, die stillen Urheber so mancher glücklichen Minute, und gerade jetzt muß es regnen. Ob man sie wol erkennen würde im Festzuge, auch ohne ins Programm zu blicken, ob ein lauteres Pochen des Herzens uns sagen würde: Jetzt kommen sie! oder ob plötzlich Aller Blicke wie mit magischer Gewalt zu ihren Füßen hingezogen würden, denn so reizend der Fuß einer schönen Frau ist, einen solchen Zauber vermag er doch nicht auf unser Herz zu üben, wie der Fuß eines Mannes, der Sauerkraut eintritt. Freilich spielt uns da die Phantasie manchen Possen, und bedeutende Menschen sehen oft ganz anders aus, als sie uns im Geiste erschienen. So zum Beispiel stellte ich mir den Dichter Weilen, nachdem ich dessen neuesten Roman „Unersetzlich" gelesen hatte, als einen Greis vor mit Flügeln und einem Horn in der Hand, kurz so wie die Alten Morpheus, den Gott des Schlafes, abgebildet haben. Indessen ist er gar kein Greis, sondern steht im kräftigsten Mannesalter, er trägt auch keine Flügel, sondern in der Regel einen dunklen Paletot, und dann gießt er den Schlaf nicht aus einem Horn aus, sondern aus ziemlich länglichen Romancapiteln. So wäre es auch möglich, daß die Sauerkräutler nicht dem Ideale glichen, das ich mir von ihnen gebildet, und daß sie an mir vorüberzögen, ohne daß ich sie erkennte:

Träum' ich? ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Sauerkräutler geh'n vorüber?
Aber man erkennt sie nicht?

Im Abgeordnetenhause wurde während der ganzen Woche die Budget-Debatte fortgesetzt. Unsere Abgeordneten sind wahre Feuilletonisten, und es ist geradezu überraschend, wie sie über gar nichts, nämlich über unsere Finanzen, so viel zu plaudern wissen. Der Herr Abgeordnete Sueß hat den Reigen der Redner in dieser Woche eröffnet und aus dem Umstande, daß sich das Brutto-Erträgniß der Briefpost seit dem Jahre 1876 steigerte, auf eine endliche Besserung des Verkehrs geschlossen. Ich bin sehr stolz darauf, daß sich das Erträgniß der Briefpost seit drei Jahren gesteigert hat; denn ich habe während dieser Zeit sehr viele Schmähbriefe erhalten, darunter erst neulich einen aus Berlin, worin mir die überraschende Mittheilung gemacht wurde, daß ich eine „Mücke" sei, so daß ich mir schmeicheln darf, mit meinen schwachen Kräften zur Hebung des Brutto-Erträgnisses der Briefpost ebenfalls beigetragen zu haben. Aber auch die Zahl der Liebesbriefe hat in neuerer Zeit einen bedeutenden Zuwachs erfahren. Früher mußte man, um einen Liebesbrief schreiben zu können, wenigstens den Vor- und Zunamen der Geliebten wissen. Diese so schwer zu erlangenden Kenntnisse sind heute für den Verliebten ganz überflüssig geworden. Man braucht nur mehr in den Fachblättern für verliebte Stelldichein zu annonciren:

Für die reizende Blondine in der dritten Sperrsitzreihe, welche während der gestrigen Aufführung des „Torquato Tasso" fortwährend gähnte, erliegt von dem jungen interessanten Manne, der in jedem Acte wiederholt auf die Uhr sah, ein Brief poste restante unter der Adresse: Goethe.

Da nun die Spalten jener Fachblätter mit ähnlichen Anzeigen überfüllt sind, so geht daraus hervor, daß auch die wachsende Zahl der Liebesbriefe auf das Brutto-Erträgniß der Briefpost günstig einwirkt. Endlich ist es in neuerer Zeit Sitte geworden, daß die Selbstmörder, bevor sie von dieser Welt Abschied nehmen, den Volksblättern die Namen sämmtlicher Wucherer, die sie zur Verzweiflung getrieben, brieflich mittheilen, und Jeder, der ein gutes Gedächtniß für Selbstmorde hat, wird wissen, daß die Zahl der Selbstmörder in einer für das Brutto-Erträgniß der Briefpost sehr erfreulichen Zunahme begriffen ist. Ich glaube daher, daß es undankbar ist, wenn man nur die Hebung des Verkehrs als die Ursache des größeren Brutto-Erträgnisses der Briefpost angibt und die so sauer erworbenen Verdienste der Feuilletonisten, Verliebten und Selbstmörder um jenes mit Stillschweigen übergeht.

Ein Jubelgreis und ein altes Klageweib.

18. Mai 1879.

Mit Ausnahme einer Hinrichtung an einem frostigen und nebligen Novembertage macht wol nichts auf den gefühlvollen Menschen einen so traurigen Eindruck, wie das Jubiläum einer alten Excellenz. Der Jubilar, der in der Regel nichts Anderes verschuldet hat, als daß er vielleicht ein bischen zu lange an der Spitze der Geschäfte stand, wird früh Morgens aus dem Bette geholt, ganz schwarz bekleidet und vor drei ebenfalls ganz in Schwarz gehüllte Männer geführt, die kaum ihre Rührung zu unterdrücken vermögen, bis endlich einer vor dem armen Delinquenten ein eindringliches Bild von dessen bisheriger makelloser Vergangenheit entrollt, so daß dieser nur mit Mühe seine Fassung zu bewahren im Stande ist. Nachdem der Redner hierauf in ein solches Schluchzen ausbricht, daß man vom Schlusse seiner Rede nur mehr einige mühsam herausgestoßene Worte vernimmt, wie: unlösbare Bande — nur der Tod — aufknüpfen — Hoch! faltet der Jubilar die zitternden Hände und protestirt: Das sei

zu viel, er habe das Alles nicht verdient, und er sehe dem Urtheile der Nachwelt mit Beruhigung entgegen.

Auch Se. Excellenz Herr Ritter v. Schmerling hat in der vergangenen Woche sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum festlich begangen, dabei aber die ermüdendsten Deputationen mit einer Rüstigkeit ertragen, die diese, welche so manchen Jubilar unter ihren Glückwünschen kraftlos zusammenbrechen gesehen hatten, in gerechtes Staunen versetzte. Nur als Herr v. Schmerling die Akademie der Wissenschaften empfangen hatte, soll er das Bedürfniß empfunden haben, ein Viertelstündchen zu schlummern. Selbstverständlich ließen es auch die alten Waffengefährten Sr. Excellenz, die Zöglinge des Theresianums, an Huldigungen nicht fehlen. Am meisten erfreut wird wol den Jubilar die Festgabe des Königs Alfons von Spanien haben. Dieser hat bekanntlich erst vor wenigen Jahren den Degen des Theresianisten mit dem Scepter vertauscht, und während früher Herr v. Schmerling als gewissenhafter Curator der Akademie jedes Haar auf dessen Kopfe zählte, werden diese jetzt direct von der Vorsehung in Evidenz gehalten. Der spanische König feierte aber nicht die hervorragende juristische Begabung des Herrn Präsidenten des obersten Gerichtshofes, sondern dessen Feldherrntalente, die durch eine Verkettung widriger Verhältnisse bisher nicht auf dem Schlachtfelde, sondern nur in dem Hofraume des Theresianums, wenn er die Front der dort versammelten Zöglinge abschritt, hervor zutreten vermochten. Der ehemalige Waffenbruder verehrte daher dem Präsidenten nicht etwa ein „Bürgerliches

Gesetzbuch" oder eine „Strafproceß-Ordnung", die er in Corduan hatte einbinden lassen, sondern ein Schwert, dessen vortreffliche Klinge in Toledo gefertigt wurde.

Da dieses Jubiläum bereits das zweite ist, welches der fruchtbare Jubilar feiert, so hoffen wir mit allen den zahlreichen Verehrern dieses Staatsmannes, daß die beiden bisher gefeierten Feste nur die Anfangsglieder einer unabsehbaren Kette von Jubiläen sein werden. Und wenn nicht dem König Alfonso, was der ja so heitere blaue Himmel von Spanien verhüten wolle, ein Malheur passirt, und er nicht etwa unter die Räder eines Tramwaywagens geräth, oder sich durch zu eifriges Tanzen eines fandango eine Lungenentzündung holt, oder von den Infantenpocken dahingerafft, oder endlich gar verjagt wird, wenn es ihm also vergönnt sein sollte, auch die ferneren Jubelfeste des Herrn v. Schmerling als König zu erleben, so sind wir überzeugt, daß der Herr Präsident des Obersten Gerichtshofes, Dank den hochherzigen Gesinnungen Sr. Majestät gegen ihren ehemaligen Curator, mit der Zeit vollständig equipirt sein werde, und daß dem Schwerte in der Folge Helm, Harnisch und hirschlederne Hosen als Jubiläumsgeschenk folgen werden.

Auch Herr Graf Leo Thun wird, wie wir vernehmen, demnächst das Jubiläum seines fünfzigsten Blickes in eine äußerst trübe Zukunft feiern. Er war neuerdings so freundlich, bei der Berathung des Herrenhauses über den Voranschlag, den der Herr Finanzminister für das Jahr 1879 gegen uns geschmiedet hat, sein Auge sowie die Ohren der Zuhörer mit einem solchen Fernblicke zu

ermüden, hat uns aber diesmal gegen unsere gefährliche Lage ein kleines Klystier verschrieben, nämlich „recht bald in Oesterreich die Grundsätze christlichen Rechtes und edler Sitte einzuführen, welche den Ruhm Oesterreichs begründet haben." Ich erlaube mir vor Allem zu bemerken, daß es mir bisher nicht bekannt war, daß sich unser christliches Recht und unsere edle Sitte im Auslande eines so großen Renommées erfreut haben, und ich glaube wol nicht zu irren, wenn ich annehme, daß hier im gräflichen Kopfe eine unliebsame Verwechslung mit unseren „Backhendeln" stattgefunden hat, die allerdings seit jeher ein weitverbreitetes Ansehen genossen. Ich weiß auch nicht, daß die edle Sitte gegen früher in der Abnahme begriffen wäre. Die Fiaker sagen noch immer zu Jedem, der so aussieht, als wenn er fünf Gulden in der Tasche hätte: „Fahr'n mer, Euer Gnaden!", und sollten sie den Herrn Grafen Thun nicht so angesprochen haben, so wird er wol selber daran schuld gewesen sein. Will aber der Herr Graf Thun die edle Sitte durchaus einführen, so möge er es in seinem Organ, dem „Vaterland", thun, das derselben in hohem Grade bedürftig ist. Ich begreife auch nicht, wie man, wenn man nicht zu unbescheiden in seinen Ansprüchen an das christliche Recht ist und etwa verlangt, daß der jüdische Prediger Jellinek gezwungen werden solle, Schinken-Maccaroni am Versöhnungstage zu essen, jenes vermissen kann. Es ist allerdings richtig, daß derjenige, welcher eine Ohrfeige bekommt, in der Regel nicht von dem christlichen Rechte Gebrauch macht, die andere Backe hinzuhalten, sondern vielmehr von dem unchrist-

lichen Rechte, beim Bezirksgerichte zu klagen; allein ich glaube, das war auch schon früher unter dem Concordat der Fall, das wir dem Herrn Grafen Thun verdankten und das uns gezeigt hat, wohin man geräth, wenn man den Patron des „Vaterland" ernst nimmt und seine Rathschläge befolgt.

Das Organ der Feudal-Clericalen.

25. Mai 1879.

Obwol ich noch ganz dumm von der großen Rede bin, die Herr Graf Leo Thun in der vorigen Woche im Herrenhause gehalten und über die mein beschwerlicher Beruf mich gezwungen hat zu berichten, so muß ich doch heute schon wieder meine armen Leser von diesem Herrn, sowie seinem edlen Organ, das sich den Titel „Das Vaterland" anmaßt, unterhalten. Herr Graf Thun hat sich, Gott sei Dank, schon im Jahre 1860 von den Staatsgeschäften zurückgezogen, die Meisten haben ihn vergessen, und da er ein Alter erreicht hat, in welchem viele alte Herren bereits anfangen, alte Weiber zu werden, legt man den confusen Reden, die er manchmal hält, kein Gewicht bei. Wenn sich daher nicht hin und wieder ein lustiger Kampfhahn, wie ich, fände, der auf ihn aufmerksam macht, ein anderer Hahn krähte nicht mehr nach ihm. Und doch war die Regierung, der er angehörte, die unheilvollste, die Oesterreich je zu erdulden hatte. Sie verschuldete das Concordat, unter dem die Jesuiten von Oesterreich Besitz ergriffen, wie etwa einst

von Paraguay, und es wie dieses unbeschränkt beherrschten; sie verschleuderte die Bahnen, die der Staat gebaut hatte, an Privatgesellschaften um einen Bettel, und ihr verdanken wir daher die späteren schwindelhaften Eisenbahn-Gründungen; und sie verschenkte ein Vorrecht des Staates, unter zwingenden Verhältnissen Lotterie-Anlehen aufzunehmen, an Lebemänner mit einem Dutzend Lebeahnen, so daß der Curszettel durch diese sogenannten „Cavalier-Lose" ein äußerst aristokratisches Aussehen gewann. Wenn also Einer unvorsichtig ist, könnte er leicht pathetisch werden, sobald er an den Herrn Graf Thun denkt.

Ich weiß nicht, in welcher Weise sich derselbe, nachdem er sich in das für die ermüdeten Völker Oesterreichs so nothwendig gewordene Privatleben zurückgezogen hatte, an der Gründung des „Vaterland" betheiligte und welcher Art das Concordat war, das er mit den anderen feudalen Gründern bezüglich der Leitung des Blattes schloß; aber das Blatt trug bald das geistige Gepräge seines Gründers, es war finster, langweilig und grob, und obwol die letztere Eigenschaft sonst die Leser eines clericalen Blattes fesselt, so war doch die Grobheit des „Vaterland" phantasielos wie die eines mürrischen Hausmeisters, statt vollsaftig zu sein wie jene einer temperamentvollen Gebstlerin; die Schmähungen des Blattes verriethen die Kraftlosigkeit seiner Lenden, und selbst wenn die faulen Eier, mit denen es seine Gegner bewarf, ihr Ziel erreichten, war deren Inhalt in der Regel schon ausgeronnen. Die Gründer des Blattes bekamen dieses daher endlich satt, und so fristet dasselbe nur mehr ein kümmerliches Dasein. Da Journalisten,

welche auch nur einiges Talent besitzen, nicht nöthig haben, für das „Vaterland" zu schreiben, und da das Blatt nicht die Mittel besitzt, um die Mitarbeiter für ihre Talentlosigkeit durch äußere Glücksgüter zu entschädigen, kann man sich wol denken, aus welchen Sonderlingen jene recrutirt werden. So wie es Feuilletonisten gibt, die sich mit Würsten sättigen und dennoch Plaudereien aus dem Salon schreiben, so suchen sich die Pfründner des „Vaterland", sobald sie die Feder zur Hand nehmen, ein ungemein vornehmes Air zu geben, als wenn sie beim Derby-Rennen in der Freudenau einen Redactionsdiener mitlaufen ließen und als wenn ihr Chef, der Herr Graf Thun, ein Palais besäße mit einem dicken Portier, der, wenn ein Mitarbeiter des gräflichen Blattes vorübergeht, diesem vertraulich auf die Schulter klopfte: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben, Herr Doctor!" Ach Gott, nein, der Herr Graf hat kein Palais mit einem dicken Portier, der die geistige Arbeit zu schätzen weiß, und der Herr Doctor hat nicht wohl gespeist. Kein Mensch kennt den Namen der Redacteure dieses Blattes, und nur bei besonders feierlichen Anlässen erfährt man etwas Näheres von ihnen. Einer der Redacteure war ein wirklich bedauernswerther Mensch, der sich, unglücklich über die Dummheiten, die er jeden Tag niederschreiben mußte, dem Trunke ergab und im Zenith seines Durstes von einem Delirium hinweggerafft wurde. In seinem Wahnsinn sah der Unglückselige fortwährend Abonnenten herumkrabbeln, denn da man beim „Vaterland" nie derartige Wesen zu sehen bekommt und er dort nur über deren Scheußlichkeiten

schimpfen gehört hatte, bildete er sich ein, die gräulichen Geschöpfe, die ihm im Delirium erschienen, seien solche. Ein zweiter Redacteur brannte erst vor Kurzem durch, als er von den Geschwornen wegen seiner Beschimpfungen und Verleumdungen der „Neuen Freien Presse" zu einer Kerkerstrafe verurtheilt worden war. Von dem gegenwärtigen dritten Redacteur weiß ich allerdings noch nichts Näheres. Ich weiß nicht einmal, ob der eigentliche Redacteur der Herr K. Inthal ist, der als Herausgeber, oder der Herr Mathias Simmer, der als verantwortlicher Redacteur auf dem Blatte steht. Die Familien-Namen der beiden Herren sind in der literarischen Welt vollständig unbekannt; dagegen läßt sich nicht läugnen, daß wenigstens der Vorname „Mathias" des verantwortlichen bei den Theaterfreunden sehr populär ist, indem die letzte Galerie in unseren Vorstadt-Theatern „Mathiesl-Galerie" genannt wird.

Da nun das Blatt in seinen Beschimpfungen und Verdächtigungen fortfährt, schrieb ich am vorigen Sonntage, Herr Graf Thun, der in seiner Rede den Wunsch nach Einführung der edlen Sitte in Oesterreich geäußert hatte, möge diese vor Allem in seinem Organ einführen, das derselben in hohem Grade bedürftig sei. Darauf erschien im „Vaterland" eine längere anonyme Notiz als Antwort von so unglaublichem Dünkel, daß ich das ganze Gotha'sche genealogische Taschenbuch durchblätterte, um dort den Namen des Verfassers zu suchen. Aber die Notiz war selbst für den Wahrscheinlichsten noch zu albern. Der Verfasser versucht einen ironischen Ton

anzuschlagen und ist dabei voll Grazie wie ein Oechslein, das auf der Guitarre klimpert. Er beginnt mit der kleinen Schäkerei, die Redaction wisse nicht, „welcher neuen Unanständigkeit" sie sich schuldig gemacht habe und könne daher die Klage der „Neuen Freien Presse" über ihren Mangel an edler Sitte nicht begreifen". Ach, ihr habt ja gar nicht den Witz, wenigstens eine „neue" Unanständigkeit zu ersinnen; man findet in jeder Nummer des Blattes immer wieder nur dieselbe alte Unanständigkeit, und deshalb seid ihr ja sogar eurer eigenen Partei schon zu langweilig. Ich habe auch über euren Mangel an edler Sitte keine „Klage" erhoben, sondern euch im Gegentheile mit jener unerschütterlichen Seelenruhe, die dem Weisen in allen Lagen des Lebens ziemt, bei den Ohren genommen. Nebenbei bemerkt, wird auch diesmal wieder die „Neue Freie Presse" „dieses Judenblatt" genannt, während doch für das „Vaterland", wenn es finster wird, ebenfalls Juden schreiben und immer geschrieben haben, und zwar solche, denen man es ansieht, daß sie aus der Werkstätte eines ausgezeichneten Beschneiders hervorgegangen sind.

Das „Vaterland" schäkert noch weiter über seine „Unanständigkeit", meint es aber plötzlich mit dieser ernst, beschimpft den Schriftstellerverein „Concordia" und erzählt, daß es zu einer Besprechung der Redacteure der Wiener Zeitungen, die aus Anlaß der Festlichkeiten für die silberne Hochzeit des Kaiserpaares stattfanden, keinen seiner Redacteure, sondern einen — Redactionsdiener gesendet habe. Wenn die Redacteure der Wiener Zeitungen eine ernste An-

gelegenheit besprechen und sie, ungeachtet der Tendenz des „Vaterland" und der Unbedeutendheit dieses Blattes wie seiner Redacteure, die Letzteren zu dieser Besprechung einladen, so ist dies eine Höflichkeit; fürchten die Redacteure des „Vaterland", sie könnten verdorben werden, so brauchen sie die Einladung nicht anzunehmen, aber den Redactionsdiener zu einer Besprechung mit den anderen Redacteuren zu entsenden, ist eine große Unanständigkeit. In welchen Jungbrunnen ist denn der achtundsechzigjährige Graf Thun gestiegen, daß solche Späße von seinem Organ gemacht werden? Nach der liberalen Journalistik der „Neuen Freien Presse" und der „Concordia" komme endlich ich an die Reihe. Das „Vaterland" beginnt ganz zahm: „Die „Neue Freie Presse" hat ihren durch seinen alternden Witz bekannten „Wiener Spaziergänger" in die Rolle des Versuchers, uns gegenüber, hineingezwungen." Ich kann darauf nur bemerken, daß mein Witz noch immer nicht so gealtert ist, wie das „Vaterland" glaubt; denn wenn ich die Redacteure desselben versuchen will, so werde ich sie wahrhaftig nicht mit einem Feuilleton versuchen, sondern weit eher mit einer Maß Bier. Ich werde hierauf in der Notiz ganz familiär bei meinem Vornamen „dieser Daniel" angesprochen, wogegen ich übrigens auch nichts einzuwenden habe, obwol ich den Herrn Grafen Thun bisher noch nie „dieser Leo" genannt habe. Nachdem das „Vaterland" in der angeführten Weise die jugendliche Vollkraft seines Witzes an mir armen, hilflosem Greise erprobt hat, wird es noch witziger und beginnt gar zu lügen. Es hat den großartigen

Einfall, zu behaupten, ich sei „Börsianer" und „verwerthe meinen Ueberfluß an Anstand, indem ich, wenn ich nicht an der Börse spiele oder „Wiener Spaziergänge" schreibe, schmutzig-lüsterne Geschichten, wie: „Das Herrenrecht" und „Apokryphische Erzählungen", zum Besten gebe". Ich bin aber, wie ich wol nicht erst zu versichern brauche, kein „Börsianer", ich spiele nicht an der Börse und habe diese noch nie betreten. Wenn es gestattet ist, in solcher Art zu lügen, dann darf ich ja auch das Geheimniß verrathen, daß der Herr Graf Thun, wenn er nicht das „Vaterland" inspirirt oder mit seinen Reden das Herrenhaus einschläfert, Aushilfskellner beim „Hirschen" im Prater ist. Ich bin aber nicht nur kein „Börsianer", sondern auch nicht der Verfasser der „Apokryphischen Erzählungen", die anonym erschienen und sehr langweilig sind, und daher weit eher den Herrn Grafen Thun zum Verfasser haben können, als mich.

Ich habe aber dem „Vaterland" trotzdem keine „Berichtigung" dieser Lügen zugesendet, denn sonst bringt es nächstens die Mittheilung, ich sei sein Mitarbeiter.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

(Aus Ischl.)

15. August 1879.

Ich bin gewiß nicht abergläubisch, allein ich weiß doch nicht, ob die Leute nicht Recht haben, die behaupten, der Freitag sei ein Unglückstag. Denken Sie nur, was mir an einem Freitag passirt ist. Ich reise mit dem Schnellzuge der Westbahn von Wien ab, ich höre wol während der Fahrt hin und wieder verdächtige Rufe, wie St. Pölten, Kemmelbach, Linz 2c., ich stutze auch in der That einen Augenblick, lege aber dann in meiner Sorglosigkeit der Sache kein Gewicht bei, und auf einmal, ich glaube mich trifft der Schlag, bin ich in Ischl! Wenn aber der Mensch einmal sieht, daß ihm all sein Ringen nichts hilft, weil über ihm ein blindes Fatum waltet, wird er leichtsinnig; ich speiste daher im „Hotel Bauer" an der Table d'hôte, und wer sich muthwillig in eine Gefahr begibt, darf dann nicht darüber klagen, wenn diese zwei Gulden fünfzig Kreuzer ohne Wein kostet.

Es regnete in Strömen, so daß ich überrascht war, daß ich nicht meinen Regenschirm zu Hause gelassen hatte, denn nichts vergißt der Mensch leichter, als Wohlthaten,

die er empfangen hat, und seinen Regenschirm. Dagegen hatte ich leider meinen Pelz während der Sommermonate den häuslichen Motten überlassen, obwol ich denselben hier weit besser hätte brauchen können als diese, da in Folge ungünstiger Witterungsberichte aus Bregenz auch im hiesigen Thermometer eine solche Panique eintrat, daß die Temperatur auf sieben Grad fiel. Denn Ischl hat kein Selbstvertrauen, es regnet hier nie aus eigener Initiative, sondern Ischl ahmt in den kleinsten Wetterdetails Bregenz nach. Ist dort der Himmel dicht bewölkt, dann ballen sich auch hier die Wolken mit einer Zuversicht zusammen, als wenn sie von selbst auf diese Idee gekommen wären, und wird dort der Himmel blau, dann scheint hier die Sonne so übermüthig, als wüßte man nicht, wo Bartel seinen Most holt. Ein Correspondent der Times, welcher gleich mir in dem vortrefflichen Gasthofe „zur Kaiserin Elisabeth" wohnt, telegraphirte diese Bärenkälte sofort seinem Blatte, welche jene Abonnenten, die sich gegenwärtig im heißen Kaffernlande aufhalten, um sich während der todten Saison mit den Zulukaffern herumzuschlagen, gewiß im hohem Grade erfrischt haben wird. Ich konnte mir gar nicht erklären, weshalb es mir trotz Regen und Kälte diesmal weit besser gefiel, als in früheren Jahren, so daß ich auf der Esplanade auf und ab ging, um den Ersten, dem ich begegnen würde, um eine Aufklärung hierüber zu bitten. Leider aber traf ich keine menschliche Seele, und ich glaube, unter uns gesagt, daß dies wol der Grund gewesen sein wird, weßhalb ich Ischl so reizend fand.

Allein dieser herrliche Curort erfreut sich eines solchen Weltrufes, daß das schlechte Wetter zwei europäische Berühmtheiten nicht abzuhalten vermochte, hieher zu kommen. Da ich weiß, daß Sie mit Geschäften überhäuft sind, so will ich Ihnen nicht zumuthen, anderhalb Stunden zu opfern, um die Namen derselben zu errathen. Beide waren Männer der Feder. Der Eine war Herr Bonfatti aus Ferrara, der sich auf einem Gebiete auszeichnet, auf welchem die Wissenschaft, wie es scheint, mit Vorliebe ihre Triumphe feiert, nämlich auf jenem der Hühneraugenpflaster. Die Zahl derselben ist nämlich in wahrhaft überraschender Zunahme begriffen und nunmehr hat auch Herr Bonfatti noch einige geheime Naturkräfte, die sich bisher dem forschenden Auge der Hühneraugen-Aerzte zu entziehen wußten, entdeckt und sofort mittelst eines neuen Pflasters der Menschheit dienstbar gemacht. Die herrliche Salbe geht mit jedem Hühnerauge ohne Unterschied des Alters und der Herkunft binnen zwei Minuten eine so räthselhafte Verbindung ein, daß der Landsmann Ariosto's sich anheischig macht, dieses mit einer Gänsefeder zu entfernen, und sich daher mit Recht als „den ersten Hühneraugen-Operateur in ganz Europa" ankündigt. Die wunderbaren Erfolge, die dieser große Europäer mit der Feder errungen, haben den Malern wiederholt erwünschte Gelegenheit zu künstlerischen Darstellungen geboten, und auf der Esplanade ist zur Erbauung kunstsinniger Spaziergänger ein großes Oelgemälde ausgestellt, das uns einen zarten nackten Damenfuß zeigt, an dem soeben eine kräftige männliche Hand die Spitze einer Gänsefeder angesetzt hat.

Stünde nicht der erläuternde Text darunter, so könnte man glauben, der Maler habe sich den phantastischen Vorwurf gewählt, wie ein Jüngling, der von der Geliebten scheiden muß, ihr zum Abschiede und zur Erinnerung in weihevollen Stunden sein Monogramm auf die kleine Zehe schreibe. Es scheint, daß der Maler dieses reizenden Bildes sich Correggio zu seinem Vorbilde gewählt hat, da der Fuß in dem wollüstigen Ausdrucke, den er unter der schmerzbefreienden Hand des Herrn Bonfatti verräth, ein bischen an den berühmten Fuß der Jo des Correggio erinnert, die von Zeus umarmt wird. Sowie aber die großen Italiener der Renaissancezeit ausgezeichnete Maler und zugleich hervorragende Bildhauer, Architekten oder gar Dichter und Artilleristen waren, so ist auch Herr Bonfatti nicht nur der erste Hühneraugen-Operateur Europas, wie er ja selber eingestehen muß, sondern er macht auch bekannt, daß er „Zähne plombirt und diese reinigt". Dieselbe Hand, die eben den rauhen Fuß des Touristen prüfend durchforscht, die Härten desselben mit einem der Chemie abgelauschten Pflaster gemildert und mit gewandter Feder entfernt hat, betastet vielleicht schon einige Minuten nachher das sammtweiche Kinn einer anmuthigeu Frau, öffnet deren Rosenlippen und mustert die Perlenzähne, bis ein sanft geflötetes „Au!" den holden Stockzahn verräth, der der schützenden Plombe bedarf. Muß es den gewöhnlichen Menschen, der sich nur eines bescheidenen Talentchens erfreut, nicht mit neidischem Staunen erfüllen, wenn er hier sieht, wie die Natur in verschwenderischer Laune

einen ihrer Lieblinge mit so vielen Begabungen ausgestattet hat?

Der andere Mann von der Feder, der Ischl mit seinem Besuche erfreut hatte, war Herr Max Waldstein aus Wien, großer Dichter und kleiner Beamter im statistischen Bureau. Dieser dichtet nur für das vornehme Publicum, denn die Genußmenschen von Wien, denen es vergönnt ist, ersten Vorstellungen beizuwohnen, kennen seine Stücke, während er uns Plebejern fremd ist, da man jene leider nie ein zweitesmal aufgeführt hat. Wenn er aber als Dichter nur den Freunden von Novitäten bekannt ist, wissen von seinen statistischen Untersuchungen nur die Antiquare, denen diese kurz nach ihrem Erscheinen anheimfallen. Doch muß der Laie sehr vor den Fälschungen dieser Geschäftsleute auf der Huth sein, da sie die Abhandlungen Waldstein's aufschneiden, beschmutzen und mit fachmännisch klingenden Randbemerkungen, wie: Unsinn, dummes Zeug u. s. w. versehen, um ihnen das Aussehen gelesener Waldstein'scher Werke zu geben. Obwol der Dichter die Gewohnheit hat, stets von seinen Werken sowie seinen galanten Abenteuern bei Damen zu sprechen, so war es ihm doch nicht möglich, in der statistischen Abhandlung, die er in diesem Winter veröffentlicht hat: „Ueber das höchste Lebensalter in Europa", seine ach nur zu kurzlebigen Werke anzuführen. Dagegen wird behauptet, daß die Damen, die darin, freilich ohne Nennung des Namens, sondern nur mit Angabe der beneidenswerth hohen Altersstufe, die sie erreicht haben, erwähnt werden, in höchst intimen Be-

ziehungen zu unserem Don Juan gestanden haben oder noch stehen.

Für Jene, die das Unglück haben, in einem Gasthofe zu wohnen, in dem sich kein hübsches Stubenmädchen befindet, oder die gar verheiratet sind, ist bei ungünstiger Witterung durch die verschiedenartigsten Zerstreuungen, die außer dem Hause geboten werden, gesorgt. Ein sehr beliebter Vergnügungsort für Fremde ist der Frisirladen eines „k. k. Hof-Coiffeurs" aus Wien, wo mit Ausnahme der Glatzen alle menschlichen Schwächen schonungslos aufgedeckt werden. Hier erfährt man die kleinen, aber gewählten Scandale, an denen Ischl wie jedes Modebad so reich ist, und die Gattin des Friseurs, eine sehr hübsche und angenehme Blondine, weiß dieselben so fesselnd vorzutragen, daß man am Schlusse der Erzählung ihr gar nicht glauben will, man habe während derselben ein Fläschchen Parfum, zwei Paar Hosenträger, einen Badeschwamm und ein halbes Dutzend Cravaten gekauft. Ebenso wie hier findet man noch im Theater, wenn dasselbe gut besucht ist, eine große Auswahl falscher Chignons und Zöpfe. Dasselbe ist ein niedlicher Sommertempel der Musen, von denen freilich meistens nur die Waden sichtbar sind; denn es werden in der Regel nur die leichtfertigen Operetten und Possen der Wiener Vorstadttheater aufgeführt. Der Director hat eine hübsche Gestalt und gute Stimme, und ich sah ihn als einen in eine höhere Stimmlage verwickelten Prinzen, aus der er sich mit fürstlichem Anstande zu ziehen wußte. Viel gelacht wird ferner über die Einrichtung der hiesigen

Bäder. Der ärztliche Verwalter derselben ist nämlich der irrigen Ansicht, daß die Fremden die Soolen- und Fichtennadelbäder Ischls hauptsächlich deßhalb besuchen, um sich von der Vortrefflichkeit seiner Controlmaßregeln zu überzeugen. Wer daher ein solches lehrreiches Bad nehmen will, hat hier nicht, wie an anderen Badeorten, eine einzige Karte, sondern, je nachdem das gewünschte Bad mehr oder weniger der Heilkraft verdächtige Bestandtheile enthält, drei bis vier Karten an der Kasse zu nehmen, die aus einem Buche herausgeschnitten, abgestempelt und beschrieben werden, Vorkehrungen, die auch den pfiffigsten Curgast bald belehren, daß man ihn durchschaut hat und noch weit schlauer ist als er. Verwöhnte Damen namentlich fühlen sich den Anstrengungen und Aufregungen, welche mit dem Kaufe so vieler Karten für ein Bad verbunden sind, nicht immer gewachsen. Eine Unglückliche, die zur Kasse kam, als gerade eine Mutter die Karten zu je zwölf Bädern für sich und ihre beiden Töchter im vorhinein nahm, griff das Warten auf die Ausfertigung dieser 144 Urkunden derart an, daß sie plötzlich Hallucinationen des Gehörsinns bekam, und schon nach dem Ausschneiden der 56. Badekarte die Curmusik spielen zu hören glaubte, so fürchterlich war die Langweile, von der sie gequält wurde. Während in der Badeanstalt die einfachsten Geschäfte in so zeitraubender Weise besorgt werden, können dagegen im Casino die zeitraubendsten Geschäfte in der einfachsten Weise verrichtet werden. Im Damensalon nämlich befindet sich im Interesse der Zerstreuung und Bequemlich-

keit des schwachen Geschlechtes links vom Eingange ein Piano, welches allen gerechten Anforderungen genügt, während eine davon nur fünf Schritte entfernte Thür rechts zu einem kleinen Gelasse führt, das, wie ich hoffe, ebenfalls allen gerechten Wünschen entspricht, wenn sich auch kein Piano in demselben befinden dürfte.

Wenn ich früher erzählte, wie es hier kalt war und menschenleer und fortwährend regnete, so hat sich das Alles seither geändert. Das Wetter wurde immer schöner, und endlich begann die Hitze so unausstehlich zu werden, daß ich hoffe, mein hiesiger Aufenthalt werde mir in meine Bratzeit in der Hölle eingerechnet werden. Ischl füllte sich immer mehr, so daß zuletzt auch Herr Dr. Leopold Kompert, der uns schon so reizende Geschichten aus dem Ghetto erzählt hat, hierher kam, um in der Nähe der unerschöpflichen Esplanade zu einer neuen Arbeit dieser Art angeregt zu werden. Der treffliche Schriftsteller findet hier Alles, was er braucht, ja sogar in der „Pfarrgasse", deren Name eine solche Ueberraschung nicht erwarten läßt, eine „Koscher"-Gastwirthschaft des Herrn David Sonnenschein, in dem sich seine Helden genau nach den Recepten der so beliebten fünf Bücher Mosis den Magen verderben können, und will er einen derselben von der gerechten Strafe des Himmels ereilen lassen, so braucht er sich nur auf die Post zu bemühen, wo die letzten Börsencurse angeschlagen sind. Und als ich gestern zum Fenster hinausschaute, sah ich plötzlich über den Marktplatz eine Sylphidengestalt schweben, im langen fliegenden Sommergewande, das Hütchen kokett an die rechte Locke

gerückt und den Kopf anmuthsvoll hin und her schüttelnd. Es war der erste polnische Jude, den ich heuer in Ischl gesehen, und da er der einzige ist, kann man sich wol vorstellen, wie derselbe verhätschelt werden wird. Die Gasthöfe sind jetzt überfüllt, und das Kindergeschrei in denselben bei nachtschlafender Zeit überzeugt den Philanthropen, welche Fortschritte seine Lieblinge wieder in quantitativer Beziehung gemacht haben; aus allen Welttheilen befinden sich so viele exotische Gäste hier, daß man selbst bei den „Meiern" nicht mehr seiner Sache ganz sicher ist, die Sesselträger schwitzen unter der Last nervöser Frauen, und die Esplanade wimmelt von Besuchern, von Solchen, die hier nach schwerer Arbeit Erholung suchen, und von Pflastertretern, die zu den unersetzlichen Thunichtgütern der Menschheit gehören. Dagegen aber trifft man auch pflichtgetreue Hausfrauen, die alle Pflichten der Häuslichkeit in der Oeffentlichkeit erfüllen: die Unterröcke nähen, Polsterüberzüge häkeln, Strümpfe stricken, von einem Umfange, der vermuthen läßt, daß der Elephant in Schönbrunn der Glückliche ist, für den sie bestimmt sind, ihre Männer auszanken und ihren Kindern die Zähne putzen. Unter den Damen ist mir besonders Frau N. aufgefallen, die einst einen sehr schlechten Ruf hatte, obwol sie doch in ihrer zartesten Kindheit wie in ihrem spätesten Alter keusch geblieben ist. Doch, die Menschen sind so boshaft! Die arme Frau X. traf ihr Mann neulich, da er von einem Ausfluge plötzlich in die Wohnung zurückkehrte, wo er unverantwortlicherweise seine Cigarrentasche vergessen hatte, in den Armen eines Haus- und

Sportfreundes, und nun sagt alle Welt, dieser sei ihr Geliebter. Die Verleumdete, die ein Bischen zur Beleibtheit neigt, ist aber erst vor Kurzem von Marienbad hiehergekommen, und der Sportsmann, der so oft bei Wettrennen an der Wage stand, wollte sich nur überzeugen, um wie viel sie leichter geworden sei, zu welchem Behufe er sie in die gewichtskundigen Arme genommen hatte.

Ich selbst aber habe das Glück gehabt, hier so viele reizende Mädchen und Frauen kennen zu lernen, daß ich mich noch auf meine alten Tage entschließen könnte, Menschenfresser zu werden. Wenn ich Sie daher in meinem nächsten Briefe: „Theure, angebetete Redaction!" anreden sollte, dann wundern Sie sich nicht, denn man wird hier so confus, daß man zuletzt an seine eigene Redaction Liebesbriefe schreibt.

Die Götterdämmerung.

Dritter Tag aus der Trilogie: Der Ring der Niebelungen von Richard Wagner.

11. November 1879.

Ah, ah! Ah, ah! O Götter! Ah, ah! Ah, ah! O Jammer! O ich armer Mann! Ich bin des Todes! O weh! O wehe! Weh' mir! Wehe, weh', o wehe mir! — Ich habe zwar nicht Fußschmerzen wie der unglückliche Philoktetes des Sophokles, der, von diesen gepeinigt, in die eben erwähnten Wehklagen ausbricht, ich war nur bei der „Götterdämmerung". Die Vorstellung hat von halb sieben bis halb zwölf Uhr gedauert, fünf volle Stunden, also gerade so lange, als man zu einer Reise nach Graz braucht, und der Semmering ist doch weit schöner als der Walkürenfels. Die Leitmotive des Rädergerassels und des Locomotivschnaubens sind auch nicht monotoner als das Schmiedemotiv und das Was-weiß-ich-Motiv, und das während der Fahrt immer wiederkehrende „Rückwärts? Fertig!" des Zugführers gehört wenigstens zur Sache, während das ewige Hin- und Herfragen in der „Götterdämmerung" höchst abgeschmackt und überflüssig ist. Es wimmelt in dem Drama von

Fragezeichen, und dieses fortwährende Fragen und Beantworten einer Frage mit einer neuen Frage ist auch einer der kleinen jüdischen Züge des Rabbi von Bayreuth oder, wie man in der deutschen Uebersetzung sagt, des Meisters. Fast sämmtliche Scenen des Vorspiels sowie des ersten und zweiten Aktes beginnen gleich mit einer Frage, und im letzten Acte werden noch immer zwei Scenen mit einer solchen eröffnet. Das erste Wort, das im Vorspiele fällt, ist schon eine Frage: „Welch Licht leuchtet dort?" fragt die erste Norn. Darauf fragt sofort die zweite Norn: „Dämmert der Tag schon auf?" Und jetzt bleibt natürlich der dritten Norn, wenn sie nicht zu kurz kommen will, nichts übrig, als auch zu fragen: „Was spinnen und singen wir nicht?" Und darauf singen die Drei abwechselnd ihre Schicksalcouplets, deren jedes mit der Frage endet: „Weißt du, wie das wird?" oder: „Weißt du, wie das ward?" Anfangs läßt sich das noch ertragen, später stimmt es den Zuhörer heiter, namentlich wenn die Fragen recht komisch sind, so z. B. wenn der beschränkte Gunther, sobald der Vorhang in die Höhe gegangen ist, seinem Halbbruder Hagen die köstliche Frage vorlegt: „Sitz' ich herrlich am Rhein?" Endlich aber wird man nervös und flüstert für sich, was Siegfried in „Siegfried" dem ehrwürdigen Wotan laut zuruft: „Alter Frager — so halte dein Maul!"

Mit der „Götterdämmerung" hat man endlich den Ring der Nibelungen überstanden, diese langwierige Edda-Travestie, in der statt der bedeutungsvollen Sage ausgeklügelte Alfanzereien, statt des Wunderbaren das

Widersprechende, statt der Kraft die Rohheit, statt des geheimnißvollen Tones unverständliches Kauderwälsch und statt der Naivetät Schopenhauer'sche Philosophie dem andächtigen Zuhörer geboten werden. Ja, der Frankfurter Philosoph erscheint am „dritten Tag aus der Trilogie" sogar im Unterrock und mit dem Chignon auf der Bühne, denn die Ex-Wunschmaid Brünhilde hat in der „Götterdämmerung" dem Stalle für immer entsagt, ihr Pferd Grane verschenkt und sich als Privatdocentin für Schopenhauer-Runen habilitirt. Freilich ist diese Schopenhauerianerin noch nicht recht zu Hause im System, denn sie endet durch Selbstmord, den Schopenhauer als ein Verbrechen gegen die Logik strenge untersagt, und nach diesem Mißverständnisse Brünhildens müssen wir die Hoffnung auf ein gründlicheres Studium Schopenhauer's von ihrer Seite in der Zukunft vollständig aufgeben. Die Götter aber sind aus der Götterdämmerung ganz verschwunden, denn Wotan sah sich genöthiget, seine Walhalla-Spaziergänge einzustellen, seitdem ihm der junge Windbeutel Siegfried den Speer zerschlagen hat, und „so sitzt er, sagt kein Wort, auf hehrem Sitze stumm und ernst des Speeres Splitter fest in der Faust", wie Waltraute Brünhilden erzählt. Drei Stücke lang haben wir durch die Beredtsamkeit Wotan's unsäglich gelitten, endlich ist er stumm, und gerade da muß er von der Scene verschwinden! Nein, es gibt keine Gerechtigkeit mehr! Es kommen auch keine singenden Würmer und didaktischen Waldvöglein und sonstige fabelhafte Thiere vor, mit Ausnahme des Königs Gunther, der ein fabelhafter

Schafskopf ist. Von alten Bekannten begegnen wir außer Brünhilden den Rheintöchtern wieder, die aber inzwischen sehr alt geworden sind, denn sie beschäftigen sich jetzt bereits mit Wahrsagen und verkünden Siegfried sein Ende. Dann finden wir den Forsteleven Siegfried wieder, der vor nichts Respect hat, weder vor dem Alter, noch vor dem Weibe, noch vor der Sitte; der Alles niederschlägt, was ihm in den Weg kommt, heute einen Drachen, morgen seinen Pflegevater und übermorgen seinen Großvater; der aber bei aller Ausgelassenheit doch ein tiefes Gemüth besitzt und so empfänglich für Naturschönheiten ist, daß er einige Minuten, nachdem er Mime ermordet hat, mit großer Andacht dem „Waldweben" lauscht; und endlich außer diesem in schlechtes Urgermanisch übertragenen Pariser Taugenichts, den Zwerg Alberich, und zwar als Vater eines erwachsenen Sohnes, Hagen. Als Vater? wird der Leser erstaunt fragen; das ist unmöglich, denn er konnte ja das Rheingold nur gewinnen, weil er der Minne und Liebe für immer entsagt hat. Aber bei der Erzeugung Hagen's soll von Minne gar keine Rede gewesen sein, denn Hagen ist ein Kind der Liebe, das Alberich aus Haß erzeugt hat. Schon in der „Walküre" nämlich erzählt Wotan, er habe „die Mär" vernommen, „daß ein Weib der Zwerg bewältigt, dess' Gunst Gold ihm erzwang", und in Folge dessen „hegt die Frau des Hasses Frucht, des Neides Kraft kreißt ihr im Schoße". Es geht aber aus den Erklärungen der Rheintöchter im „Rheingold" deutlich hervor, daß unter der Minne, der man zu entsagen habe, um das Rheingold zu gewinnen, nur die gemeine Brunst zu

verstehen sei, von der ja überhaupt bei einem Halbthiere wie Alberich nur die Rede sein konnte und der zu entsagen allein für ihn ein Opfer gewesen wäre. Er hat daher damals das Gelübde der Keuschheit abgelegt, und ebensowenig wie ein Capuziner, der sich der Gunst eines Weibes zu erfreuen hätte, die Ausrede gebrauchen könnte, er habe das Gelübde der Keuschheit nicht verletzt, da er jenes Weib nur aus Haß gegen die Liberalen „bewältigt" habe, ebensowenig wird der Zwerg Jemandem weiszumachen vermögen, er habe seinen Schwur nicht gebrochen, weil er ein Weib nur aus Haß gegen die Götter gewinnt habe. Das Weib, das seine Reize feilbot, war die Mutter des Königs Gunther, Grimhild, und wir können nicht umhin, unserem Erstaunen Ausdruck zu geben, daß die altdeutsche Chronique scandaleuse so genau unterrichtet war, da nicht nur überall erzählt wurde, daß die Königin-Mutter sich dem Zwerg für Geld hingegeben habe, sondern auch bereits allgemein bekannt war, daß ihr in Folge dessen „des Neides Kraft im Schoße kreiße".

Die Musik des „dritten Tages" zeigt merkwürdigerweise, daß auch die unendliche Melodie ihre Grenzen habe, denn sie ist nur ein Haché aus den musikalischen Gerichten der früheren „Tage". Allerdings ist dasselbe manchmal, so z. B. in dem musikalischen „Lebensläufel" des jungen Siegfried, dem Trauermarsche, prächtig gepfeffert, wie dies bei derartigen Delicatessen, die bereits eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich haben, meistens der Fall zu sein pflegt.

Den wahren Genuß an diesem Musikdrama kann

Einem nicht die Lectüre, sondern nur die Aufführung gewähren. So haben mir, um nur ein Beispiel anzuführen, die drei Nornen zu Anfang des Stückes während des Lesens durchaus nicht gefallen, und wie entzückten sie mich bei der Aufführung dadurch, daß sie vollständig gestrichen waren! Das Drama beginnt mit der Abschiedsscene zwischen Siegfried und Brünhilde auf dem Walkürenfelsen, auf dem das junge Ehepaar die Flitterwochen zugebracht hat. Brünhilde recapitulirt in Kürze die Vorgänge während derselben, indem sie berichtet, daß ihr „der Held ihrer Stärke magdlichen Stamm genommen" (Das war kein Heldenstück, Octavio!), wogegen sie ihm in den nothwendigsten Elementar-Gegenständen Unterricht ertheilt habe, nämlich ihm „heiliger Runen reichen Hort gegeben". Doch scheint ihre Lehrmethode sehr mangelhaft gewesen zu sein, denn Siegfried erwidert, daß ihn „ihr Lehren unbelehrt ließ". Nichtsdestoweniger gibt er ihr „zum Tausch ihrer Runen" seinen Rheingoldring, worüber sie so entzückt ist, daß sie ihm auf die Runen noch ihr Roß zugibt, ein Geschenk, das ihm jedoch nur Ungelegenheiten verursacht, da er blos mittelst Schiffes oder Tarnhelmes reist. Ja, er ist ein so principieller Gegner von Reisen zu Pferde, daß er, um den Besuch bei den Gibichungen, den er vorhat, abzustatten, lieber mit dem Kahn, in den er das Pferd mitnehmen muß, wider den Strom fährt, als daß er hinritte. Und doch ist es höchste Zeit, daß er bei den Gibichungen eintrifft. Denn Gunther, dessen Schwester Gutrune und deren Halbbruder Hagen sitzen in der Gibichungen-Halle und sind so verlegen um

ein Gesprächsthema, daß Gunther Hagen fragt, ob er berühmt sei? Hagen erwidert, Gunther's Ruhm sei „noch schlecht", da dieser „noch unbeweibt" und Gutrune „ohne Mann" sei, Beide aber „in sommerlich reifer Stärke" sich befänden, worauf der ruhmgierige Gunther sofort fragt, wen er freien solle. Hagen empfiehlt ihm die umwaberte Brünhilde, und da Gunther sich über seinen Muth ebensowenig klar ist, wie über seinen Ruhm, fragt er weiter, ob sein Muth dies „zu bestehen vermöge". Hagen verneint auch diese Frage und benützt die Gelegenheit, um aus reiner Bosheit die uralte Geschichte von Siegmund und Sieglinde, Siegfried, dem Lindwurm und dem Nibelungen-Horte noch einmal zu erzählen — Dinge, die ja bei den intimen Beziehungen Alberich's zur Königin-Mutter den Gibichungen ebenso bekannt sein dürften, wie dem Publicum. Er meint, Siegfried wäre nicht nur der Mann, um Gunther die gebratene Brünhilde aus dem Feuer zu holen, sondern auch ein passender Bräutigam für Gutrune. Die Letztere richtet hierauf an Hagen eine Frage, die zu einer großen Controverse unter den Wagnerianern Anlaß gegeben hat. In dem Textbuche (Mainz, Schott's Söhne, 1876, Seite 16) heißt es nämlich:

Gutrune.

Welche That schuf er so tapfen,
daß als herrlichster Held er ergannt?

Die Fortschrittspartei ist der Ansicht, hier müßten zwei Druckfehler sich eingeschlichen haben, und zwar „tapfen" und „ergannt", da die beiden Ausdrücke ganz sinnlos seien, und es sei anzunehmen, die beiden Wörter laute-

ten, zwar alltäglich, aber verständlich, „tapfer" und „erkannt". Die Orthodoxen erklären dagegen, durch solche Tüfteleien würde ein schlechtes Beispiel gegeben werden, denn wenn man einmal die Möglichkeit von Druckfehlern in dem Musikdrama zugebe, würden die Laien bald alles Unverständliche, das in der Trilogie vorkomme, als einen Druckfehler ansehen, und schließlich würde die Hälfte des Dramas anstatt für ein Werk Wagner's für ein Versehen der Druckerei gehalten werden.

Gutrune ziert sich zwar ein wenig und meint, wenn Siegfried der herrlichste Held sei, „dann friedeten ihn längst schon der Erde holdeste Frauen". Da fällt Hagen glücklicherweise ein kleines Hausmittel, „ein Trank im Schrein", ein, nach dessen Genuß sich sofort eine große Gedächtnißschwäche für frühere weibliche Bekanntschaften einstelle. Gunther ist von diesem Rathe Hagen's so begeistert, daß er seine Befriedigung über seine und seiner Mutter Schande, die sich dem Zwerge preisgegeben, ausdrückt, indem er ausruft: „Gepriesen sei Grimhild, die uns den Bruder gab." Auch Gutrune scheut nicht davor zurück, Siegfried durch jenen Trank an sich zu fesseln, denn wenn man einmal in sommerlich reifer Stärke ist und noch immer keinen Mann hat, hört man auf, in der Wahl der Mittel scrupulös zu sein. Jetzt handelt es sich nur noch darum, den Sacramenter Siegfried aufzutreiben. Trara! Trara! Trara! Was ist das, doch nicht die königlich Gibichungen'sche Post? O nein, es ist nur Siegfried, der „jach den Kahn wider den Strom treibt" und sich dazu sein Leitmotiv auf dem Horn bläst. Da tritt er auch schon auf, der

kühne Schiffer mit dem Reitpferd und dem Speer in der Hand. Der Speer liegt nämlich im Blute, und die Gewohnheit, ihn immer mit sich zu führen, hat er vom Großpapa Wotan geerbt. Siegfried begrüßt Gunther, indem er ihm die Alternative stellt, mit ihm zu fechten oder sein Freund zu sein, worauf Gunther, der Siegfried vorläufig noch zu nothwendigeren Dingen braucht, als sich von ihm todtschlagen zu lassen, den unblutigen Theil des Antrages annimmt und ihn willkommen heißt, während Hagen das von der Rheinfahrt noch etwas ermüdete Roß in den Stall führt. Bald darauf tritt Gutrune ein und überreicht dem Gast den Zaubertrank. Dieser bewährt sich sofort als ein ausgezeichnetes Schönheitsmittel, denn kaum hat Siegfried davon getrunken, so nennt er schon Gutrune „schönstes Weib" und fragt Gunther: „Wie heißt deine Schwester?" Als er erfährt, ihr Name sei Gutrune, so hat „der Typus des reinen Menschenwesens", wie Siegfried von den Wagnerianern genannt wird, bereits einen fürchterlichen Kalauer in Bereitschaft und fragt: „Sind's gute Runen, die ihrem Aug' ich entrathe?" Er bietet der runäugigen Geliebten seine Hand an, doch diese „neigt demüthig das Haupt, und mit einer Geberde, als fühle sie sich seiner nicht werth", die sehr schwierig auszudrücken und überdies, da sie den Liebestrank um dieses Erfolges willen kredenzt hat, höchst überflüssig ist, verläßt sie „wankenden Schrittes" die Trinkhalle. Gunther und Siegfried bringen nunmehr das Geschäft ins Reine, und Siegfried soll gegen Auslieferung Brünhildens, netto, ohne wabernde Emballage, Gutrune zum Weibe erhalten.

In Folge des Zaubertrankes hat aber Siegfried nicht nur das Weibergedächtniß gänzlich verloren, er kann sich auch an andere Dinge nicht erinnern, wie daß er schon zweimal durch die wabernde Lohe gegangen ist und die Aussicht vom Walkürenfelsen längere Zeit genossen hat. Nur den Weg dorthin, den ihm seinerzeit das Waldvöglein gewiesen, hat er glücklicherweise noch recht gut in der Erinnerung. Nachdem die Beiden Blutbrüderschaft getrunken, eilen sie mittelst Logemotivs nach dem Walkürenfelsen.

Die arme Strohwitwe Brünhilde sitzt in der wabernden Lohe mutterseelenallein, denn Pferd und Gatte weilen in der Fremde. Sie bedeckt Siegfried's Ring mit Küssen, da hört sie „altgewohntes Geräusch", das Thema aus dem Walkürenritt. „Ein Luftroß jagt im Laufe daher" und bringt ihr den Besuch der Walküre Waltraute. Diese erzählt ihr, wie die Götter schweigend und voll Bangen in der Walhalla umhersitzen und in diesem ein bischen undramatischen Dolce far niente die Götterdämmerung abwarten. Wotan habe seine beiden Raben ausgeschickt, und nur wenn diese mit guter Kunde zurückkehrten, „dann noch einmal — zum letztenmale — lächelte ewig der Gott". Wie man noch einmal, dann aber zum letztenmale, ewig lächeln kann, ist räthselhaft, es wäre denn, daß man zu verschiedenenmalen, und zwar zum ersten-, zum zweiten- und zum letztenmale ewig lächeln könnte. Nur einmal, fährt Waltraute fort, habe Wotan sein Schweigen gebrochen und „geraunt": wenn Brünhilde den Rheintöchtern den Ring zurückgebe, „von des Fluches

Last erlöst wär' Gott und Welt". Aber Brünhilde will von der Götterſippſchaft nichts mehr wiſſen, die Raunereien Wotan's ſind ihr gleichgiltig, und der Ring iſt ihr lieber als „Walhalls Wonne" und „der Ewigen Ruhm". Waltraute reitet daher, nachdem ſie von Brünhilde mit einem dreimaligen Wehe Abſchied genommen, unverrichteter Sache nach Hauſe zurück.

Es iſt Abend geworden, die Lohe beginnt ſtärker aufzuflackern, da ertönt ein Hornſignal, welches jedoch nicht etwa das Erſcheinen eines Rauchfangkehrers auf der Brandſtätte bedeutet, ſondern, wie bereits bekannt, die Nähe Siegfried's ankündigt, der leider ſo unvorſichtig mit ſeinem Leitmotiv umgeht, daß er es auch dann nicht zu blaſen unterläßt, wenn er incognito und, wie in dem gegenwärtigen Falle, unter dem Namen des Königs Gunther reiſt. Der Jubel Brünhildens, als ſie ihres Gatten Fanfare erkennt, verwandelt ſich jedoch in Schrecken, denn es erſcheint ein vermummter Unbekannter, indem Siegfried durch den Tarnhelm, „der ihm bis zur Hälfte das Geſicht verdeckt", die Geſtalt Gunther's angenommen hat und ſie mit „verſtellter tieferer Stimme" anſpricht. Daß Siegfried mit dem Tarnhelm die Hälfte ſeines Geſichtes verdeckt wie ein Domino und ſeine Stimme verſtellt wie ein ſolcher, würde auf die Zauberkraft dieſes Tarnhelms kein ſehr günſtiges Licht werfen, denn hienach müßte man glauben, daß man durch jenen nur die Geſtalt, nicht aber die Phyſiognomie und das Organ desjenigen, den man vorſtellen wolle, annehmen könne. Das iſt aber glücklicherweiſe nur einer jener kleinen Widerſprüche, an denen

die Trilogie so überaus fruchtbar ist, denn zur Ehrenrettung dieses Tarnhelms weisen wir nur darauf hin, daß sich Alberich mittelst desselben im „Rheingold" mit bestem Erfolge in eine Riesenschlange und hierauf in eine Kröte verwandelt und weder in dem großen noch in dem kleinen Format seine frühere Physiognomie beibehalten hatte. Der Pseudo-Gunther bringt auch sofort seine Werbung vor: „Dich werb' ich nun zum Weib; du folge willig mir!" Ein verheiratetes Weib wird auf eine solche Werbung nichts Anderes erwidern, als: Es thut mir leid, allein ich kann diese Werbung nicht annehmen, da ich bereits verheiratet bin. Dieses entscheidende Argument vergißt aber Brünhilde vorzubringen, und sie erwähnt ihrer Ehe weder jetzt noch während der folgenden abscheulichen Scene. Siegfried dringt auf sie ein, sie streckt ihm drohend den Rheingoldring entgegen, der sie mächtiger machen sollte als Helden und Götter, aber das Rheingold, das sich noch bei jeder Gelegenheit als erbärmliches Katzengold herausgestellt hat, thut auch diesmal nicht seine Schuldigkeit. Siegfried entreißt ihr bei der sich entwickelnden Balgerei den Ring, ruft triumphirend: „Jetzt bist du mein! — gönne mir nun dein Gemach", und, wie der Text vorschreibt, „treibt sie mit einer gebietenden Bewegung an" wie einen Hund. Sie aber wankt „fast ohnmächtig" „in das — Gemach". Das muß ein Druckfehler sein, es soll wol heißen in den Stall! Der Sieger zieht sein Schwert Nothung und declamirt pathetisch „die Treue wahrend dem Bruder, trenne mich von seiner Braut". Wenn in früherer Zeit ein König in fremden Ländern

um eine Königstochter warb, ließ er sich durch einen Gesandten vertreten, der die Ehe für seinen Monarchen symbolisch vollzog, indem er mit der Braut das Brautbett bestieg, aber sein Schwert zwischen sich und jener streckte. Siegfried aber erscheint nicht als Gesandter Gunther's, sondern als Gunther selbst; dieser hat Brünhilden mit der Faust bewältigt, und was auf einen solchen brutalen Gewaltact folgt, ist Nothzucht. Eine solche aber nur symbolisch zu vollziehen, ist widersinnig.

Der Vorhang fällt; als er wieder aufgeht, ist eine abscheuliche Nacht im Orchester hereingebrochen, so daß man keinen Hund bei solchen Synkopen hineinjagen möchte. Die ältesten Leute würden sich an ein ähnliches Wetter nicht erinnern können, wenn es nicht die bekanntesten Leitmotive regnete. Nein, ein solches Ringmotiv wie in dieser Nacht, das gar kein Ende nimmt, war noch nicht da. Hilf' Himmel! das Gibichungen-Motiv! Herr, bewahre uns arme Sünder, die wir keine Sägefeiler sind, vor jedem Motiv des Mordwerkes! Jesus, Maria, das war gar das Frohnmotiv! Endlich wird es wieder Tag — diese Nacht hat eine Ewigkeit gedauert. Alberich hat während derselben Hagen, der vor der Halle schlief, besucht und bei aller Zärtlichkeit doch seinem Sohne mitgetheilt, daß er ihn nur erzeugt habe, damit er ihm „wider Helden hart hielte", worauf Hagen ihm einen Stabreim schwur, er werde Siegfried verderben und ihm den Ring wieder schaffen. Und die Stunde der Rache naht schon. Ja, wenn es nur eine Stunde der Rache wäre, dann schmeckte die Rache süß, aber die Rache dauert ein paar

Stunden, und das ist bitter. Als nämlich Gunther mit Brünhilden in der Halle angelangt ist und diese den Ring an dem Finger Siegfried's entdeckt, da geht ihr die ganze Symbolik der letzten Nacht auf, sie erkennt in Siegfried den Räuber und schreit nach Rache. Gunther empfiehlt ihr zwar, das Decorum zu wahren: „Gemalin, mäßige dich!" allein sie erklärt, sie sei Siegfried's Weib. Siegfried, der sich, Dank dem Tranke, an diese Ehe nicht zu erinnern vermag, beschwört seine Unschuld, worauf Brünhilde beschwört, er habe einen Meineid geschworen.

Nach einer solchen Scene aber, wenn man nämlich gerade heiraten soll und eine Andere behauptet in ihrer Uebellaunigkeit, man sei bereits mit ihr verheiratet, muß Einer, wenn er nicht gerade ein Hypochonder ist und sich alle möglichen Schwiegermütter einbildet, unwillkürlich gut aufgelegt werden. Siegfried ruft daher: „Heiter vor Allen sollt ihr heute mich sehen", und zieht Gutrune „in ausgelassenem Uebermuthe" in die Halle. Sobald die Luft rein ist und nur Brünhilde, Gunther und Hagen zurückgeblieben sind, verschwören sich diese Drei unter dem Präsidium Hagen's gegen Siegfried und beschließen mit Stimmeneinhelligkeit dessen Tod für den nächsten Tag während der Eberjagd. Der Wagner'sche Siegfried aber hat nicht wie jener des Nibelungenliedes seine hörnerne Haut dem Bade zu verdanken, das er in Drachenblut genommen, wobei nur die Stelle zwischen den Schulterblättern, weil zwischen ihr und dem Blute ein Lindenblatt lag, verwundbar blieb, sondern Brünhilde behauptet, „ihr Zauberspiel habe ihn vor Wunden gewahrt", nur habe

es ihr, da er zu tapfer sei, um dem Feinde den Rücken zu drehen, eine Verschwendung geschienen, auch auf den letzteren das Zauberspiel auszudehnen, „an ihm d'rum spart' ich den Segen". Das ist aber eine sehr praktische Aenderung, weil dadurch die Ermordung von hinten wesentlich erleichtert wird.

Nach einer solchen wilden, leidenschaftlischen Scene verfehlt ein bischen kalter Aufschnitt nur sehr selten seinen wohlthätigen Einfluß auf den Zuhörer. Die Direction läßt nämlich nach diesem Acte eine längere Erholungspause eintreten und hat, sowie bei den anderen Theilen der Trilogie, auch bei der „Götterdämmerung" Vorsorge für ein reich ausgestattetes Buffet getroffen. Wir wissen es durch Wagner selbst, daß seine Kunst mit den anderen Künsten in innigster Verbindung steht; sie wirkt auf alle diese wohlthätig ein, auf die Architektur, die Sculptur, die Malerei, insbesondere aber auf die Schauspielkunst, und so übt sie auch Einfluß auf eine Kunst, die mit der letzterwähnten die rasche Vergänglichkeit gemein hat, auf die Kochkunst. Nicht nur dem Mimen, auch dem Koch flicht die Nachwelt keine Kränze. Erst dem Ring der Nibelungen hat es dieses Aschenbrödel unter den Künsten, das sich bisher nur auf den Schleichwegen des Zuckerbäckers in den Tempel der Kunst wagte, zu danken, wenn es nunmehr dort frei sein Haupt erheben und mit seinen vornehmeren Schwestern um die Palme des Beifalls ringen darf. Ich kann es daher frei bekennen, daß ich dem Caviarbrot, das ich daselbst in aller Eile genoß, vor dem wild beschleunigten Rachebund-Motive vorher den

Vorzug gab. Als ich zurückkam, jauchzten bereits die drei Rheintöchter, als hätten auch sie von dem vortrefflichen Flaschenbiere getrunken, aber nicht Sacher, der theuerste Wirth, sondern Siegfried, der theuerste Helde, trieb mit ihnen seine Späße. Man weiß ja, wie man Frauenzimmer dieser Sorte lachen macht; er fragt sie, ob „der zottige Geselle", der ihn hiehergeführt und plötzlich verschwunden sei, ihr „Friedel" sei. Sie begehren auch gleich für die Unterhaltung ein Geschenk von ihm — den Ring. Sie schmeicheln ihm: „So schön" nennt ihn die Eine, „So stark" die Andere, „So gehrenswerth" die Dritte. Als er ihnen aber trotzdem das Geschenk versagt, rufen sie zugleich: „Wie schade, daß er geizig ist!" und tauchen unter. Hiedurch fühlt sich Siegfried in seiner Eitelkeit verletzt. „Wie leid' ich doch das karge Lob!" ruft er aus und erklärt sich nunmehr bereit, ihnen den Ring zu schenken. Allein diese Rheintöchter haben auch ihre Art von Ehre und wollen von dem Geschenke nichts mehr wissen. Er sucht sie zwar zu beschwichtigen, indem er bemerkt, er verlange ja eine Gegenleistung, „für der Minne Gunst miss' ich ihn gern — ich geb' ihn euch, gönnt ihr mir Lust"; doch die Frauenzimmer sind einmal beleidigt, sie prophezeien ihm daher sein nahes Ende und schwimmen davon.

Siegfried trifft nun wieder mit der Jagdgesellschaft zusammen und erbietet sich, „Mären aus seinen jungen Tagen zu singen". Die Mären sind selbstverständlich sehr alt und handeln von Nothung, vom Wurm, vom Waldvöglein u. s. w. Damit aber der Mären kein Ende sei,

drückt Hagen „den Saft eines Krautes" in das Trinkhorn, durch den der Sänger, nachdem er getrunken, leider wieder sein Gedächtnis erlangt und nun auch noch die ganze Liebesmäre von sich und Brünhilden zum Besten gibt. Der Fortsetzung der Autobiographie macht Hagen ein Ende, indem er ihm den Speer in den Rücken stößt. Noch ein Lied, denn auch die Wälsungen sterben wie gewöhnliche Tenoristen, und Siegfried ist todt. Der erhebende Trauermarsch beginnt — ach warum hat sich Wagner nicht mit diesem prächtigen Inhaltsverzeichniß der Trilogie begnügt und auch noch diese dazu geschrieben! Hagen ersticht auch noch Gunther, mit dem er wegen des Ringes in Streit gerathen ist; doch der Todte erhebt, als ihm der Mörder den Reif vom Finger ziehen will, drohend die Hand. Den Ring nimmt Brünhilde, die sich nunmehr einbildet, Alles zu wissen: „Alles, Alles, Alles weiß ich", und auch Alles, was sie weiß, auskramt, selbst das Programm des großen Schlußfeuerwerks, indem sie mittheilt, sobald sie verbrannt und der Ring, den sie den Rheintöchtern zuwerfen wolle, von diesen entführt sein würde, werde der Himmel erglühen, und das sei „Walhall's Ende". Sie sprengt hierauf wirklich das Roß, auf das sie sich geschwungen, in den brennenden Scheiterhaufen und wirft den heranschwimmenden Rheintöchtern den Ring zu. Hagen will ihnen diesen entreißen, sie aber „ziehen ihn mit sich in die Tiefe". Auch sieht man das angekündigte Glühen des Himmels. Viele und sogar Wohlunterichtete behaupten, Brünhilde, Hagen und die Götter hätten in der That ihr Ende gefunden. So ausgemacht ist aber

die Sache keineswegs. Denn was Brünhilden betrifft, so wissen wir, daß sie, um den Walkürenfelsen zu verlassen, durch ein weit größeres Feuer schreiten mußte, durch die wabernde Lohe, und daß sie dabei unverletzt blieb. Es wird ihr daher auch ein ganz gewöhnlicher Scheiterhaufen keinen Schaden zufügen. Wenn ferner Alberich sich stundenlang mit den Rheintöchtern im Wasser herumtreiben konnte, ohne zu ertrinken, so wird dies vielleicht auch sein Sohn vermögen, und da dieser nicht wie der Vater ein schwarzes, schwieliges Schwefelgezwerg ist, so gelingt es ihm vielleicht schließlich, sich die eine oder andere der drei Wasserminnen zum Friedel zu frieden. Was endlich die Götter betrifft, so ist der Ring wieder im Besitze der Rheintöchter, und Wotan selbst hat es ja geraunt, daß die Götter in diesem Falle vom Fluche erlöst wären. Uebrigens hat man sie, da sie sich im ganzen Stücke nicht blicken ließen, ohnehin vergessen, und ob sie in der Walhalla müßig umhersitzen und sich und die Welt langweilen oder verbrennen, ist ziemlich gleichgiltig.

Wieder ein neues Ministerium!

7. Dezember 1879.

Obwohl das Abgeordnetenhaus, wie man aus den besorgten Mienen der vaterländischen Steuerzahler leicht entnehmen kann, bereits seit längerer Zeit das Wohl der Völker Oesterreichs wieder beräth, hat es doch bisher dem zeitgenössischem Humoristen noch nicht einen ausgiebigen Anlaß zu einer liebevollen Würdigung geboten. Ja, auch die stolzen Hoffnungen, die wir in das neue, „über den Parteien stehende" Ministerium Taaffe gesetzt hatten, das den Namen des Coalitions-Ministeriums führt und durch seine auch wirklich äußerst buntscheckige Zusammenstellung uns in den trüben Stunden des Zeitunglesens im schlimmsten Falle ein behagliches Schmunzeln abzulocken versprach, sind, wenigstens bis in die letzte Zeit, nicht erfüllt worden, denn es schwieg über den Parteien und vergeudete seinen Gedankenreichthum in verständnißinnigem Blinzeln, bedeutungsvollem Lächeln und tief angelegtem Achselzucken. So blieben die Absichten des gegenwärtigen Ministeriums ein Geheimniß sowol für seine Anhänger wie für seine Gegner, und es hatte daher nichts Ueberaschendes, daß sich seit einiger Zeit unter den Zuhörern im Abgeordnetenhause auffallend viele Priester und Mönche befanden,

die sich an den Trappisten auf der Ministerbank, deren Programm ebenfalls nur die stillschweigende Betrachtung und die Herstellung ihrer Gräber zu sein schien, ein erbauliches Vorbild nahmen.

Unter solchen Umständen haben selbst die böhmischen Czechen, obwol sie jetzt ihren nationalen Schmollwinkel verlassen und, dem Beispiele der mährischen Czechen folgend, wieder in das Haus eingetreten sind, das sie vor mehr als anderthalb Decennien verließen, diesem Ministerium wiederholt ihr Mißtrauen zu erkennen gegeben, und wie jener tiefsinnige Philosoph bemerkte: Geld allein macht nicht glücklich, man muß es auch haben! so ist auch Herr Graf Taaffe endlich zu der Ansicht gelangt: Die Czechen allein machen nicht glücklich, man muß sie auch haben! O, der böhmische Löwe läßt sich weder durch die Leidenschaft, noch durch Regungen des Gemüthes hinreißen, er gehört zu den vorsichtigsten und praktischesten Löwen, wie man schon aus dem eigenthümlichen Schwanze dieses staatsrechtlichen Säugethieres erkennen kann, indem es für den Fall, als es durch irgend ein Mißgeschick den einen Schwanz verlieren sollte, stets einen zweiten von derselben Façon in Bereitschaft hält. Aber der böhmische Löwe sogar, der jetzt die Arena mit seiner Gegenwart beehrt und für den Herr Dr. Ladislaus Rieger „im übertragenen Wirkungskreise" brüllt, hat nicht die Anregungen, die wir von ihm erwartet hatten, gebracht, und obwol er behauptet, daß seine Fütterungsstunde noch immer nicht gekommen sei, erkennt man doch aus seiner nur schlecht verhehlten Schläfrigkeit,

daß er sich vielmehr im Zustande des Verdauens nach einem nur zu reichlich aufgetischten Menu befindet. Nur der Freund des Pittoresken in der Politik mochte allenfalls durch den Eintritt der Czechen eine kleine angenehme Ueberraschung erfahren haben, da der sehr ehrenwerthe Herr Abgeordnete Skopalik auf der rechten Seite des Hauses nicht nur einen langen weißen Rock und eine ausgiebige blaue Weste, sondern auch enganliegende Hosen von entzückender Ziegelröthe trägt, so daß sich, wenn man dieser ganzen Farbenpracht ansichtig wird, der freudig bewegten Brust des Beschauers unwillkürlich der Ruf: „Bravo, Makart!" entringt.

Schon in der Adreß-Debatte, mit der die Session eröffnet wurde, haben die Wortführer der beiden bisher feindlichen Parteien einander in der ersten Erbitterung der Umarmung alle die unangenehmen Wahrheiten gesagt, die man nach einer bangen, fast siebzehnjährigen Trennung auf dem Herzen hat; der Friedenstäuberich, Herr Graf Taaffe, unter dessen schirmenden Fittigen die geängstigten Ressortküchlein seines Cabinets sich geborgen hatten, sah immer kläglicher drein, und wer weiß, welches das Ende dieses Versöhnungskampfes gewesen wäre, wenn die Freude über die endliche Wiedervereinigung nicht bald mildere Formen angenommen hätte. Interessanter aber war die Debatte über das Wehrgesetz, die in dieser Woche stattgefunden hat, denn ihr verdanken wir es, daß Herr Graf Taaffe zum Schlusse derselben endlich sein interessantes Schweigen brach, da er in Erwiderung einer ausgezeichneten Rede des Herrn Abgeord-

neten Tomaszczuk Aphorismen aus seinem Ministerprogramme zum Besten gab und was diesem an Deutlichkeit fehlte, durch die Deutlichkeit des Vortrages zu ersetzen suchte, indem er so fürchterlich schrie, als wenn er mindestens vier Stock hoch über den Parteien stünde. Der Herr Minister-Präsident entpuppte sich hiebei als Aesthetiker, denn unsere Verfassung schien ihm hauptsächlich aus dem Grunde nicht zu genügen, da die Metaphysik des Schönen nicht jene Berücksichtigung in derselben gefunden hat, die ihr gebührt. Er erklärte nämlich, daß „ein echt parlamentarisches Leben in Oesterreich nur dann bestünde, wenn alle Elemente unseres schönen Oesterreich versammelt wären", und daß sein Versuch dahin gerichtet gewesen sei, „für Solche, die schöne Länder repräsentiren, die Möglichkeit zu schaffen, sich an dem Verfassungsleben zu betheiligen". Wenn Se. Excellenz im Parlament „das schöne Oesterreich" versammeln will, so sind wir gewiß die Letzten, die dagegen eine Einsprache erheben würden. Nur glauben wir, daß dann vor Allem unsere Wahlordnung einer gründlichen Reform bedürfte, indem alle ältlichen Steuerzahler vom passiven Wahlrecht auszuschließen wären und nur Staatsbürgerinnen vom siebzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre in das Abgeordnetenhaus gewählt werden dürften. Wir sind auch überzeugt, daß, wenn dieses schöne Oesterreich im Abgeordnetenhause säße, das Interesse der Bevölkerung am politischen Leben wieder neu angefacht würde, und wir selbst müssen, ungeachtet unserer sonstigen Sympathien für Herrn Dr. Kronawetter, offen bekennen, daß wir auf den

Besuch des Abgeordnetenhauses nicht sofort verzichten würden, weil wir gewiß wären, auf seinem Platze etwa Fräulein Wessely vom schönen österreichischen Burgtheater zu sehen. Unter den Liebesanzeigen auf der letzten Seite des „Tageblatt" aber könnte man dann leicht die folgende finden:

„Jene schöne Oesterreicherin von dem rechten Centrum, welche gestern zum § 2 einen Zusatzantrag stellte, wird von dem Herrn in der Diplomatenloge, der ihr so geräuschvoll Beifall klatschte, um eine ehrbare Annäherung gebeten. Adresse unter: Echt parlamentarisches Leben, poste restante."

Wenn Herr Graf Taaffe aber unter dem „schönen Oesterreich" nicht das schöne Geschlecht versteht, sondern die Czechen, so glauben wir, daß auch dem schönsten Czechen schon vor dem Herrn Grafen Taaffe die Möglichkeit nicht versagt war, sich an dem Verfassungsleben zu betheiligen.

Lebzeiten-Reiter und Salzsee-Mormonen.

28. Dezember 1879.

Es gehört mit zu den wenig beneidenswerthen Aufgaben des Journalisten, daß er bei wichtigen Festen, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. s. w., zum Nachdenken über die Bedeutung des jeweiligen Feiertages angeregt werden muß. Obwol ich nun in der Regel derartigen Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehe, so hat doch diesmal die schöne Weihnachtszeit auch mir einiges Kopfzerbrechen verursacht, das heißt, ich habe eigentlich nicht über die Bedeutung des Christfestes nachgedacht, sondern nur über die eines passenden Weihnachtsgeschenkes, das sich heuer einer allgemeinen Beliebtheit erfreute. Wenn man nämlich in den letzten Tagen vor den Schaufenstern stehen blieb, um sich an den neuen Schöpfungen unserer Kunst-Industrie zu erfreuen, so wurde der Blick des Beschauers plötzlich durch eine merkwürdige Neuigkeit wie magisch gefesselt. Man stutzte, machte ein ungläubiges Gesicht, rieb sich die Augen, schüttelte den Kopf und drückte sich die Nase an der Scheibe des Schaufensters platt, kurz man versäumte keine jener Vorsichtsmaßregeln, durch die sich der gewissenhafte Forscher gegen Täuschungen

sicherzustellen sucht; aber auch dem gewiegtesten Zweifler blieb endlich nichts übrig, als zuzugestehen, daß dies Kunstgebilde, das ihn so verblüffte, ein lebzeltener Reiter sei.

Den naiven Betrachter mochte ein Gefühl der Wehmuth bei diesem Anblicke beschleichen, denn er erkannte hier vielleicht ein Symptom unserer schlechten Zeiten, da selbst die „besseren Stände", die ja in solchen vornehmen Läden ihre Einkäufe besorgen, genöthigt seien, sich heuer statt etwa mit Blumentöpfen aus Porcellan, welche die Form von Damengalloschen haben, und ähnlichen kostspieligeren Erzeugnissen der Kunst-Industrie mit lebzeltenen Reitern zu beschenken. Der wahre Kunstkenner aber, der da weiß, daß es die Aufgabe des Realismus zunächst ist, die Menschen zu foppen, der, wenn er eine Aprikose in die Hand nimmt, vorher untersuchen wird, ob sie nicht eine Rasirseife sei, und der, wenn man ihm eine Cervelatwurst ins Haus schickt, sich vor Allem überzeugen wird, ob dieselbe kein Feuerzeug sei, bevor er es wagt, sie zu verspeisen, dieser wahre Kunstkenner ahnte sofort in dem lebzeltenen Reiter eine holde Täuschung, und seine Ahnung wurde auch diesmal nicht betrogen, denn was das Auge als Lebkuchen blendete, war nur die glückliche Nachahmung von solchem in braunem Leder. Auch ich war durch diese Imitation, in der ich sofort ein „passendes Weihnachtsgeschenk" erkannte, etwas überrascht, und da ich sie bei einem Rundgange durch die Stadt in vielen Auslagen wiederfand, entschloß ich mich endlich, in einen

Laden einzutreten, um die Lösung dieses sinnreichen Räthsels zu erfahren.

Dieser Reiter, fragte ich, ist wol ein Kinderspielzeug, und ich kann es nur, fuhr ich fort, sehr zweckmäßig finden, daß man jene jetzt aus Leder anfertigt, das wol nicht ganz den Geschmack von Lebkuchen wiedergibt, vor diesem aber jedenfalls den Vorzug einer noch beschwerlicheren Kaubarkeit besitzt.

„O nein," erwiderte der Herr des Ladens, freundlich lächelnd, „diese Reiter sind nicht für Kinder, sondern für Erwachsene, eine Ueberraschung für Damen."

„Für Damen!" rief ich erstaunt.

„O," unterbrach er mich beschwichtigend, „Sie finden ja nicht blos Reiter, sondern auch Herzen und Wickelkinder, kurz alle „Specialitäten" in Lebzelten sind jetzt auch in Leder zu haben."

„Es ist erstaunlich," bemerkte ich nachdenklich, „wie weit es der menschliche Geist schon im Leder gebracht hat! Aber was ist der eigentliche Zweck aller dieser ledernen Nachahmungen lebzeltnerischer Phantasiegeburten?"

„Der Zweck?" fragte er, während seine Züge eine schmerzliche Ueberraschung ausdrückten; „es ist das Allerneueste."

Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung und schlich mich erröthend zur Thür hinaus wie Einer, der von einem Idealisten auf frischem Utilitarismus ertappt worden war.

Eine weniger angenehme Ueberraschung für die Damen war die Mittheilung, die in dieser Woche einige Zeitungen brachten, unsere Regierung sei durch die amerikanische Gesandtschaft aufmerksam gemacht worden, daß sich in der österreichischen Monarchie sehr viele Missionäre der Mormonen herumtreiben, um Leichtsinnige zu ihrer Religion zu bekehren, nach welcher bekanntlich der Glaube allein nicht selig macht, sondern hiezu noch ein bis anderthalb Dutzend Frauen erforderlich sind. Ich habe aus diesem Anlasse von einer meiner Leserinnen einen Brief erhalten, den ich um so eher zu veröffentlichen mich verpflichtet halte, als darin auch eine Beschuldigung unserer Regierung ausgesprochen ist, deren Grundlosigkeit jedoch diese, wie ich wenigstens hoffen will, vollständig darzuthun in der Lage sein wird. Das Schreiben lautet wie folgt:

Sehr geehrter Herr!

Ich bin seit zehn Jahren verheiratet, und ich habe bisher mit meinem Manne immer glücklich gelebt. Wir haben alle Stürme der Ehe miteinander redlich getheilt, denn so oft ich genöthigt war, ihm zwischen den Gardinen ein Donnerwetter zu machen, hat er stets ruhig zugehört, bis dasselbe vorüber war. Ich bin zu einsichtsvoll, um eifersüchtig zu sein, und weiß mich auch von anderen Untugenden vieler Frauen frei, indem ich beispielsweise niemals die Dienstboten wechsle, obwol meine Köchin einen Buckel hat und mein Stubenmädchen schon 45 Jahre alt ist. Seitdem aber bekannt wurde, daß die Mormonen unser Land überschwemmen, ist meine Ruhe und sicher

auch die der anderen Frauen auf das ärgste bedroht. Es scheint nämlich, daß es unsere Regierung darauf angelegt hat, die Vielweiberei in Oesterreich nach und nach einzuführen. Denn zuerst hat sie, indem sie Bosnien annectirte, um jeden Preis die Mahomedaner einzuverleiben gesucht, und ich bin fest überzeugt, daß sie jetzt auch noch die Mormonen ins Land gelockt hat und mit diesen unter Einer Decke spielt. Da Sie, wie ich aus Ihren Feuilletons entnommen habe, die Debatte über das Wehrgesetz genau verfolgt haben, werden Sie auch begreifen, warum das Ministerium ein so großes Interesse an der Vielweiberei hat. Der Herr Kriegsminister hat es ja den Frauen ins Gesicht gesagt, daß der Effectivstand unserer Armee kleiner sei, als jener der anderen Großstaaten, und darum müssen unsere Ehemänner so schnell als möglich Mormonen werden und noch ein paar Frauen „angesiegelt" bekommen, wie diese Spitzbuben vom Salzsee es nennen, als wenn eine Frau ein recommandirter Geldbrief wäre oder gar ein altes Pergament. Die officiösen Blätter loben ja bereits alle Jene enthusiastisch, die in der Wehrfrage der Opposition abtrünnig geworden sind, und vielleicht bringen sie schon nächstens Leitartikel, in denen sie ihre Leser aufmuntern, im Interesse des Staates ihren Frauen abtrünnig und Mormonen zu werden. Das officiöse „Fremden-Blatt" wird gewiß die Vielweiberei um so eifriger in Schutz nehmen, als ja unter den Fremden gegenwärtig so viele Mormonen sind. Die unabhängigen Journalisten werden sich daher um uns Frauen ein großes

Verdienst erwerben, wenn sie ebenso wie in der Wehrfrage auch in der damit so eng verknüpften Mormonenfrage der Regierung zu Leibe gehen, damit nicht auch die Vielweiberei im Abgeordnetenhause die erforderliche Zweidrittel-Majorität erlange. Indem ich Ihnen für jeden Angriff auf die Regierung im vorhinein danke, verbleibe ich

Ihre ergebenste
Anhängerin der oppositionellen Monogamie.

Nathan der Weise und Ludwig August Frankl.

18. Januar 1880.

Mein Gott, immer kann der Mensch auch nicht wegen der Spaltung in der Verfassungspartei den Kopf hängen lassen wie ein abgeschlachtetes Hühnchen, er kann nicht immer über die trostlosen Zustände in Ungarn und dem Bischen sonstiger Welt die Hände ringen und wie der Dichter Shelley lamentiren: O Zeit! O Leben! O Welt! Er muß auch manchmal die Zeit auslachen, dem Leben ein Schnippchen schlagen und auf dieser Welt, die zu kugelrund ist, um melancholisch zu sein, zu tanzen verstehen. Der Fasching ist ja wieder gekommen, die Geigen klingen lustig, das süße Holz der Flöte lockt, die holden Mädchen blicken polkafreudig drein, und die Camelien-Bouquets in den Blumenhandlungen auf der Ringstraße schauen sehnsüchtig durch die Fensterscheiben, und wenn eine schöne Frau vorübergeht, seufzen sie: Ach wenn nur diese mich aus meiner Gefangenschaft befreien würde, daß ich an ihrer Brust mein kurzes Leben ausblühen dürfte während eines Walzers von Johann Strauß! Juchhe, unser ganzer Griesgram ist auf einem Besenstiel

durch den Rauchfang hinweggeflogen! Wir bringen auch für die närrischesten Weltbegebenheiten jene lustige Toleranz mit, die man Gemüthlichkeit nennt und die bei uns dieselbe Rolle spielt, wie bei den Alten das Fatum oder bei den Spaniern die Ehre.

Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren, sind wir nicht gar schnell emporgedieh'n? Der clericale Abgeordnete Freytag, dessen Name schon in der Seele des Gläubigen die Erinnerung an die wehmüthigsten Fastenspeisen hervorruft, hat neulich in der bayerischen Kammer darüber Beschwerde geführt, daß „Nathan der Weise" von Lessing im Münchener Hoftheater aufgeführt werde. Man sollte glauben, Nathan erzähle nicht die Geschichte von den drei Ringen, sondern eine Geschichte von drei Bierkrügeln, deren gefährliche Moral laute, es sei ganz gleichgiltig, ob man Bier vom Hofbrauhaus, Pschorr oder Augustinerbräu trinke, daß die durstigen Bayern ein solches Entsetzen erfaßt hat. Allerdings wäre es besser wenn statt des Sultans Saladin, der, nachdem ihm Nathan die Parabel erzählt hat, ausruft: Ich Staub? Ich nichts? O Gott! ein Hanswurst einige komische Luftsprünge machen und hierauf, wie er wenigstens sonst in unserem Prater zu thun pflegte, den weisen Juden todtschlagen würde. Aber alle Schönheiten kann doch ein Drama nicht in sich vereinigen!

Während man so in München bestrebt ist, Lessing vom Theater zu verbannen, hat die preußische Polizei in Coblenz die sämmtlichen Werke Goethe's wegen eines bedenklichen Gedichtes, das in denselben enthalten ist, con-

fiscirt. Ja, die bessere Einsicht bricht sich langsam, aber entschieden Bahn, und vielleicht werden wir schon nächstens durch die Nachricht erfreut werden, daß Schiller wegen einiger ungeziemender Aeußerungen des Marquis Posa von seinem verdienten Schicksal endlich in Mecklenburg-Schwerin erreicht und dort verboten worden sei. Es geschieht ihnen aber ganz Recht, diesen deutschen Classikern, die in ihrem Hochmuth erwartet haben, auf die Nachwelt zu kommen, und die Rechnung ohne die Clericalen und die Polizei gemacht haben, und auf was sonst noch Einer, der sich einbildet, unsterblich zu sein, Rücksicht zu nehmen hat. Doch wir wollen ganz absehen von dem Schaden, den diese Classiker anstiften. Aber wenn ein Professor sich durch noch so hervorragende Leistungen in seinem Wirkungskreise ausgezeichnet hat und siebzig Jahre alt wird, muß er vom Lehramte zurücktreten, ja sogar ein General wird, wenn er dieses hohe Alter erreicht, ohne Rücksicht auf den Schmerz des Regiments pensionirt, und nur ein solcher Classiker sollte das sonderbare Vorrecht genießen, an gar kein Reglement gebunden zu sein und wer weiß wie lange fortwirken zu dürfen? Nein, nein, gleiches Recht für Alle, künftighin wird auch der deutsche Classiker, wenn er das siebzigste Jahr erreicht hat, mit dem Ausdrucke der a. h. Zufriedenheit für seine bisher geleisteten Dienste eingestampft werden.

Es wäre vielleicht hier die passendste Gelegenheit, dem Dichter Ludwig August v. Frankl zu dem siebzigjährigen Geburtstage, beziehungsweise Jubiläum, das er

am 3. Februar zu feiern gedenkt, auch meine ergebenste Huldigung darzubringen. Da aber neulich ein positiver Schwätzer geschrieben hat, daß ich die reine „Negation" sei, unterlasse ich lieber jede Ovation, in der Besorgniß, ich könnte mich sonst in meiner mephistophelischen Lust, Alles zu verneinen, leicht hinreißen lassen, zu leugnen, daß der gefeierte Dichter schon siebzig Jahre alt sei. Nein, es sei ferne von mir, einem Dichtergreise sein hohes Alter bestreiten zu wollen, und ich wünsche aus vollstem Herzen, daß das gegenwärtige Jubiläum nur den festlichen Reigen noch vieler folgender Frankl-Jubiläen mit den dazugehörigen Auszeichnungen und Glückwünschen „sowol von Seite Einzelner, wie ganzer Corporationen", wie es in der Jubiläumsprache heißt, eröffne.

Populäre und unpopuläre Feste, berittene Hauptleute und Lotterieschwestern.

25. Januar 1880.

Die Stunde der Entscheidung naht, der Fasching wird bald den von allen Versatzämtern so geschätzten Höhepunkt erreicht haben, die Costümebälle stehen vor der Thür, auf denen die schönen Frauen und Mädchen Wiens, wie immer sie auch costümirt sein mögen, als unwiderstehliche Sirenen erscheinen, so daß man sie küssen, ich bitte um Entschuldigung, so daß man ihnen guten Abend wünschen möchte, und selbst derjenige, der schon zu lange in der Leihbibliothek abonnirt ist, um noch lachen zu können, sucht wenigstens nach einem längst abgelegten und vergessenen Schmunzeln für sein grämliches Alltagsgesicht.

Um wie viel schöner ist es aber, der liebenswürdig lustigen Einladung unserer Künstler zu ihrem berühmten „Gschnas"-Abend im Künstlerhause zu folgen, als den Programmen der schäbigen Dunkelmänner, die jetzt allüberall die Trommel rühren für ihren reactionären und muckerischen Gschnas, auf dem auch ein Stück Mittelalter mit naturgetreuem Costüme vorgeführt werden soll, und

zwar eiserne Jungfrauen, spanische Stiefel und Scheiterhaufen. Nein, die wirklichen Fortschritte, die wir unserer Zeit verdanken, wollen sie beibehalten, die wackeren Volksbeglücker: die Scheiterhaufen sollen nämlich nicht mehr mit Holz geheizt werden, sondern mit Coaks. O, du herrliche Narrheit dagegen, die aus einem fröhlichen Herzen kommt, sei uns gegrüßt, und du flüchtige Stunde des Gelächters sei bedankt, denn du erfüllst uns wieder mit der Kraft und dem heiteren Vertrauen, das wir brauchen im Kampfe gegen Dummheit, Niedertracht und Heuchelei. Wir Menschen, wir haben alle eine schwere und eine leichte Achsel; die schwere ist ohnehin genug beladen, so wollen wir denn jetzt einmal wieder Alles auf die leichte Achsel nehmen; denn wenn diese gar nichts zu thun bekommt, werden wir noch schließlich einseitig und verwachsen, und das steht nur denen gut, die Haß, Zwietracht und Unduldsamkeit predigen und für die eine kleine Bartholomäusnacht der schönste Fasching ihres Lebens wäre.

Auch die Feste könnten übrigens dem Philosophen Stoff geben, sich in sie tiefer zu versenken. Selbstverständlich meinen wir nicht, daß etwa der Philosoph den „Wäschermädel"-, „Fiaker"- oder gar den „Schlafhaubenball" mitmachen und bis 4 Uhr Morgens Polka Mazur tanzen solle. Denn Lerchenfeld, Hernals und Währing, wo diese Bälle stattfinden, sind zwar ziemlich entlegene „Gründe", sie gehören aber doch nicht zu jenen letzten Gründen, über die der Weltweise, vorausgesetzt, daß er keinen Heurigen trinkt, in der Regel nachzudenken pflegt.

Ich meine aber, daß es eine dankbare Aufgabe für ihn wäre, zu untersuchen, weßhalb gewisse Feste, wie beispielsweise der Fasching, sich so schnell die Gunst des Publicums zu erobern wissen, während wieder andere Feste, wie zum Beispiel das Frankl-Jubiläum, mit der Lauheit, Apathie, ja sogar dem energischen Widerstande derjenigen, die daran theilzunehmen vom Frankl-Jubiläums-Comité ersucht wurden, zu kämpfen haben.

Mehrere Corporationen nämlich, und zwar die Akademie der bildenden Künste, der Wissenschaftliche Club und der Goethe-Verein, die am Schlusse der vorigen Woche unter denjenigen genannt wurden, die dem Jubiläums-Candidaten ihre Huldigungen darbringen würden, haben mit bemerkenswerthem Eifer schon am Anfange dieser Woche erklärt, daß sie von einer solchen Theilnahme nichts wüßten, und die Bescheidenheit dieser drei Körperschaften, die den Jubelgeburtstag des großen Dichters nicht benützen wollen, um sich in den Vordergrund zu drängen und die Aufmerksamkeit des ohnehin so viel beschäftigten Europa auf sich zu ziehen, verdient gewiß auch einige Anerkennung. Hoffentlich wird das Festcomité sich durch diese sporadisch auftretenden Fälle von Jubiläumsscheu in seinem Eifer nicht beirren lassen, und wenn selbst Alle „absagen" sollten, was gewiß, da so Viele schon den Keim des eigenen Jubiläums in ihrer schwachen Brust tragen, nicht zu besorgen ist — die Verstorbenen, denen der Dichter mit einer für die Ueberlebenden so peinlichen Gewissenhaftigkeit Nachrufe gewidmet hat, werden das Comité nicht sitzen lassen. Ich möchte daher dem

Comité empfehlen, sich schon jetzt mit einem routinirten, Spiritisten in Verbindung zu setzen, der für den Fall, als es an einer genügenden Anzahl von Lebenden, die sich um den Jubiläums-Berechtigten zu schaaren bereit sind, fehlen sollte, die Geister Jener, denen Herr Frankl nachrief, zu einer Demonstration für diesen citiren würde.

Es erfüllt das Herz doch immer mit Wehmuth, auf ein Ideal, dem man während seines ganzen Lebens nachgestrebt hat, verzichten zu müssen, ob es sich nun um die Mobilisirung von Körperschaften für ein Jubiläum oder um die „Berittenmachung" der Hauptleute handelt, welcher der gemeinsame Kriegsminister Herr Graf Bylandt in der Delegation vorläufig feierlich entsagt hat. Es war ein erhabener Wunsch, daß jeder Hauptmann ein Pferd im Stalle haben sollte, nur zu vergleichen mit jenem Wunsche Heinrich's IV., daß jeder Bauer ein Huhn in seinem Topfe haben möge. Während so unsere schlechten finanziellen Verhältnisse es noch immer nicht erlauben, die kühnen Fourage-Portionen der strategischen Phantasie Sr. Excellenz des Herrn Ministers für den gemeinsamen Krieg zu verwirklichen, haben dagegen jene Geldcalamitäten einen großen und sehr phantasiereichen Theil des weiblichen Geschlechts vor einem Unheil bewahrt, das demselben drohte. Wie schon so oft wurde nämlich auch diesmal im Budget-Ausschusse ein Antrag auf Aufhebung des Lotto gestellt, jedoch zum Troste für alle Lotterieschwestern abgelehnt. Die Lotterieschwestern betrachten diese Welt als ein großes Gefängniß, in dem Alles nur eine Nummer hat. Der Tod eines Papstes erfüllt sie mit

denſelben Hoffnungen, wie ein großes Rauchfangfeuer, ſie ſind von dem tragiſchen Doppelſelbſtmorde eines unglücklichen Liebespaares in hohem Grade befriedigt, vorausgeſetzt, daß nicht etwa die Geliebte über hundert Jahre alt war, da eine ſo hohe Nummer im Lotto nicht exiſtirt, und ſie ſind dagegen in Verzweiflung, wenn Jemand von einem „unnummerirten" Fiaker überfahren wird; einen gefährlichen Dieb „ſetzen" ſie, ehe ihn noch die Polizei erwiſcht hat, und von einem Raubmörder, der hinter Schloß und Riegel verwahrt iſt, wiſſen ſie mit Beſtimmtheit, daß er „herauskommen" werde.

Auch ein Antrag des Herrn Abgeordneten Otto Hausner auf Einſchränkung des Lottoſpieles, indem nur wohlhabenden Perſonen zu ſpielen geſtattet würde, und daher Jeder „Namen, Stand, Charakter und Alter" anzugeben hätte, bevor man ihn einige Nummern ſetzen ließe, wurde abgelehnt. Es ſtünde auch wirklich zu beſorgen, daß ein wohlhabender Mann, ehe er ſich entſchlöſſe, alle jene Vorbedingungen zu erfüllen, um von dem Lotto-Collecteur die Erlaubniß zu einem „kleinen Spiel auf Linz" zu erhalten, es vorzöge, auf die Polizei-Direction zu gehen, um ſich nach Erfüllung ganz derſelben Förmlichkeiten lieber gleich einen Paß für eine kleine Reiſe nach Neapel ausſtellen zu laſſen.

Baron Hübner.

1. Februar 1880.

Das „Coalitions-Ministerium" des Herrn Grafen Taaffe hat das mit den Wagen unserer Pferdebahn gemein, daß beide niemals „complet" sind. Wenn auch das schärfste Auge keinen Platz mehr in einem solchen Wagen entdecken kann, die Blechtafel, welche die beruhigende Aufschrift „Complet" führt, wird doch vom Schaffner niemals ausgehängt, und dieser späht vielmehr mit unruhigen Blicken umher, ob nicht vielleicht, wenn auch kein Erwachsener, so doch ein Zwerg aufzutreiben wäre, den man in Ermanglung eines andern Platzes einem Passagier, der ohnehin keinen Regenschirm trägt, unter den Arm stecken könnte. Und so kann sich auch der Herr Minister-Präsident nicht entschließen, das Coalitions-Ministerium, das er lenkt, endlich einmal als complet zu erklären, weil er doch noch immer auf einen unscheinbaren Polen, einen winzigen Czechen oder ganz kleinen Ultramontanen wartet, dem es belieben könnte, einzusteigen. Das Heda-Rufen des Minister-Präsidenten hört unter solchen Umständen gar

nicht auf, und obwol auf der Ministerbank bereits ein solches Gedränge herrscht, daß sich die Excellenzen von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen Rippenstöße versetzen, für einen Ressortminister, der die Coalitions-Regierung um eine neue Nuance bereichern würde, wird sich schon noch immer ein Platz finden.

Aber auch das auswärtige Amt umkreisen die schwarzen Raben, und einer derselben, Freiherr v. Hübner, hat schon für den Fall, als der gegenwärtige Minister Baron Haymerle zu kränkeln beginnen sollte — denn auch die beiden Vorgänger des Letzteren, Graf Beust und Graf Andrassy, sind nur ihrer angegriffenen Gesundheit wegen aus dem Amte geschieden —, seine Candidaten-Rede in der Delegation gehalten. Baron Hübner ist freilich bisher weniger durch die Reden, die er gehalten hat, als durch jene, die an ihn gehalten wurden, bekannt geworden. Denn auf die Neujahrsanrede Napoleon's III. an ihn im Jahre 1859, durch die er, nachdem er kaum zehn Jahre unser Gesandter in Paris war, in die gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich eingeweiht wurde, folgte der unglückliche Krieg jenes Jahres. Ich weiß nicht, ob der Scharfsinn, den dieser Diplomat bis dahin an den Tag gelegt hatte, die Veranlassung war, daß er noch im August desselben Jahres Polizeiminister wurde. Vielleicht brachte die Raschheit, mit der er im Vaterlande Fouché's seine Pässe genommen hatte, auf die Vermuthung, daß er im Paßwesen, welches damals noch eine sehr große Rolle spielte, eine besondere Gewandtheit an den Tag legen werde. Vielleicht auch beruhigte sich

die Regierung damit, daß für den Sommer, in dem wegen der erst spät einbrechenden Dunkelheit die Spitzbuben leichter überwacht werden können, seine polizeilichen Fähigkeiten ausreichen würden. Schon nach zwei Monaten jedoch, im October, als die Tage anfingen, in bedenklicher Weise kürzer zu werden, nahm man ihm die Fürsorge für die öffentliche Sicherheit wieder ab. Nach siebenjähriger Unthätigkeit setzte er diese als Botschafter beim Papste bis zum Jahre 1868 fort und kehrte dann wieder zu jener zurück. Doch nicht ganz, denn Baron Hübner war eine zeitlang demselben Beruf ergeben wie ich. Er war nämlich „Spaziergänger", nur machte er, während ich mich mit der Ringstraße begnügen mußte, einen „Spaziergang um die Welt", den er auch in recht unterhaltender Weise beschrieben hat. Er war in China, kurz in allen Ländern, die einem Staatsmanne von seiner Parteirichtung irgendwie von Nutzen sein können.

Aber da Baron Hübner im Jahre 1811 geboren ist, sehnt er sich endlich nach einer festen Anstellung und würde daher nichts dagegen haben, Minister des Aeußern zu werden. Er hat auch in der Rede, die er in der Delegation hielt, sein Programm zum Besten gegeben. Dasselbe besteht aus zwei Punkten, und zwar aus „zwei schwarzen Punkten", die er am Horizont entdeckt hat. Der eine ist die französische Republik, die andere die orientalische Frage. Selbstverständlich ist der Candidat im Besitze der nothwendigen Fleckkugel, um diese zwei schwarzen Punkte selbst aus dem lichtesten Horizont wieder herauszuputzen, und diese interessante

Pasta ist nichts Anderes, als eine Composition von ultramontanem Spiritus, föderalistischem Waschblau, reactionärer Lauge und russischer Allianz. Nun, uns ist es noch immer lieber, wenn bloß zwei schwarze Punkte am fernen Horizonte drohen, als wenn ganz Oesterreich kohlrabenschwarz würde!

Animalisch-magnetischer Schwindel und fünf recht gesunde Sinne.

8. Februar 1880.

Auch unsere unerschrockensten Spartaner, welche sonst über gewöhnliche Kleinigkeiten nicht zu erschrecken pflegen, sind in dieser Woche durch den Alarmruf: „Schwindel!", der von sämmtlichen Zeitungen erhoben wurde, in jene Bestürzung versetzt worden, die für das Zähneklappern so wichtig werden kann. Jene Veteranen, die den Krach des Jahres 1873 mitgemacht haben und in den Engpässen des Schottenrings wie die Löwen — ihr Geld verloren, glaubten anfangs, die große Hausse, welche seit einiger Zeit wieder die Hallen der Börse belebt, habe endlich ihren natürlichen Erklärungsgrund gefunden. Andere wieder besorgten, es habe sich neuerdings, wie schon einmal, in den Gängen der Hofburg ein Gespenst herumgetrieben, sei jedoch diesmal aufgegriffen und sofort zum neuen Unterrichtsminister ernannt worden, der schon so lange in den Spalten der Zeitungen spukt. Oder, fragte der Philosoph, indem er sich mit jenem Gleichmuthe, durch den er eine so hervorragende Rolle unter den übrigen Sterblichen zu spielen berufen ist, die zweite

Semmel zu seinem Frühstückskaffee mit Butter bestrich, sollte der neuerdings aufgetauchte Plan, Wien zu befestigen, um so den Slovaken Gelegenheit zu geben, die fossilen Überreste einiger Kalbsbraten früherer Jahrhunderte an das Tageslicht zu befördern, in die von jedem Patrioten so sehnlichst gewünschten Brüche gegangen sein? Oder, sollte sich vielleicht endlich gar herausgestellt haben, daß das Ideal, dem der Dichter Catejan Cerri schon seit so langer Zeit Elegien nachruft, gar nicht gestorben, sondern noch immer dieselbe Tabak-Trafikantin ist, bei der er nun schon seit bald sechsunddreißig Jahren seinen Schnupftabak kauft?

Aber der „Schwindel", der eine solche Aufregung hervorrief, war diesmal eigentlich ziemlich harmloser Natur, obwol er sich ebenfalls auf dem Schottenring, jedoch nicht auf der Börse, sondern nur im Ringtheater ereignet hatte, das bekanntlich schon seit geraumer Zeit nicht mehr ein Sitz, sondern nur mehr ein ziemlich beliebtes Einkehrwirthshaus der Musen geworden ist. Nachdem dort erst jüngst einige ältere Frauen aus dem Morgenlande, die sich in ihrer phantastischen Ausdrucksweise „Haremstänzerinnen" nannten, dem Ballet gefröhnt und dabei, leider nicht mit nach Mekka gewendetem Antlitze und ohne bedauerlicherweise die im Oriente sonst üblichen Waschungen vorgenommen zu haben, ziemlich kühne Proben der Geschmeidigkeit ihrer Gliedmaßen zum Besten gegeben hatten, producirte sich nunmehr ein Mann aus dem hohen Norden ebenfalls mit Darstellungen aus dem Animalischen, jedoch nicht auf dem Gebiete der Tanz-

kunſt, ſondern auf jenem des Magnetismus. Während die Haremstänzerinnen, wenigſtens ſo lange ſie tanzten, keine Brillen trugen, bediente ſich der däniſche Magnetiſeur ſolcher bei ſeinen Productionen, und ſowol hiedurch wie durch den Titel Profeſſor, den er führte, machte er einen würdigeren Eindruck, als die orientaliſchen Gauklerinnen.

Thatſache iſt es, daß einige Medien eine ſo große Empfänglichkeit für die Wiſſenſchaft des Herrn Profeſſors Hanſen verriethen, daß ſie, während er die Geheimniſſe derſelben enthüllte, einſchliefen. Nur iſt es fraglich, ob die Wiſſenſchaft nicht denſelben Triumph gefeiert haben würde, wenn das berühmte Mitglied unſerer Akademie der Wiſſenſchaften, Herr Pfizmaier, dieſen Medien eine ſeiner werthvollen Abhandlungen über die älteſten chineſiſchen Dynaſtien vorgeleſen hätte. Mein Gott, die empfänglichen Medien werden nie aus dieſer Welt verſchwinden, es wird immer ſolche geben, die, wenn man ihnen mit den Händen eine Weile vor den Augen herumfuchtelt, ſich wie die durch Herrn Profeſſor Hanſen magnetiſirten einreden laſſen werden, eine rohe Kartoffel, in die ſie hineinbeißen, ſei eine Birne, ſowie andere, die weit geſcheiter ſind, und wenn ſie eine zeitlang 151 1/2 ſchreien hören, ein Stück altes Eiſen für einen Klumpen Gold halten und ihr Vermögen verlieren werden, und endlich beſonders gelehrte, die, wenn ihnen ein in Spiritismus reiſender Commis voyageur, wie der Engländer Slade, auf die Glatze bläſt, einen Geiſterhauch aus der ſoeben entdeckten vierten Dimenſion ſpüren und den Verſtand verlieren werden. Wenn mir keine andere Wahl übrig bliebe,

möchte ich doch noch am liebsten eine Kartoffel für eine Birne essen, freilich würde ich, wenn der animalische Magnetismus nicht in dieser Beziehung unübersteigbare Schranken zieht, den Herrn Professor bitten, daß er die Kartoffel vorher einige Zeit im heißen Wasser sieden lasse.

Ich weiß nicht, ob es unter solchen Umständen noch erlaubt ist, von den fünf Sinnen zu reden, und ob es vielleicht die Lust an einer satyrischen Demonstration war, die den Herrn Professor Hans Makart veranlaßte, jene fünf Aschenbrödel zu malen und gerade jetzt, wo die Wogen des Spiritismus und animalischen Magnetismus so hoch gehen, auszustellen. Die fünf Sinnbilder sind in der neueröffneten Kunstausstellung des Herrn Miethke auf dem Neuen Markt zu sehen, und da der Fasching zur Neige geht, werden die Neugierigen sich wol bald so weit ausgeschlafen haben, um vor denselben den Kopf schütteln zu können. Obwol wir bisher stolz darauf waren, daß die fünf Sinne starken Geschlechtes seien, so gehören sie doch in diesen Bildern dem schwachen Geschlechte an, womit jedoch der Maler keinen allegorischen Scherz beabsichtigt hat, da er sonst etwa den Geruch Tabak schnupfen, den Geschmack Paprika kauen, das Getast Piano spielen, das Gesicht Brillen tragen und dem Gehör die „Götterdämmerung" hätte vorspielen lassen, um die Gründe oder Folgen der immer mehr überhandnehmenden Schwäche der Sinne anzudeuten.

Alle Makart'schen fünf Sinne sind proportionirt gebaute Blondinen, und diejenigen unter ihnen, die dem Beschauer auch ihr Gesicht sehen lassen, brauchen sich dessen

nicht zu schämen. Ich bin zu wenig in den Mode-Journalen bewandert, um hier über weibliche Toilette ausführlicher zu sprechen, ich hoffe, man wird sich daher mit der Andeutung zufrieden geben, daß sämmtliche fünf Sinne unbekleidet sind. Nur das Gefühl hat die Ferse leicht verschleiert, das ist aber keine Prüderie beim Gefühl, denn man erkennt auf den ersten Blick, daß es nur zufällig aus weiblicher Unachtsamkeit in diesen Schleier hineingetreten ist. Das Gesicht ist der einzige Sinn, den der Meister en face gemalt hat, dagegen wendet der Geschmack jenem gegenüber uns seine zwar sehr ebenmäßige, aber weniger seelenvolle Rückseite zu. Nun, das ist Sache des Geschmacks. Während der Geschmack eine Orange pflückt, ist der Geruch in voller Ausübung seiner Berufspflichten und über Hals und Kopf mit dem Dufte einer Rose beschäftigt. Wie zärtlich sie riecht, der Geruch, als dächte sie dabei an den fernen Geliebten! Das kostbare Geschmeide, das sie trägt, läßt übrigens nicht erkennen, daß sie der niedrigste der fünf Sinne ist, vor dem selbst der Geschmack, der, wie Jedermann weiß, dem die Rangordnung der Sinne bekannt ist, auch nicht der guten Gesellschaft angehört, den Vortritt hat. Es fehlt mir jetzt nur noch das Gehör, das ich jedoch keineswegs aus Gleichgiltigkeit gegen seine Reize erst am Schlusse erwähne, denn es kann sich überall sehen lassen. So, und jetzt, wo wir unsere fünf Sinne beisammen haben, legen wir die Feder nieder.

Endlich einmal ein objectives Urtheil über Milchspeisen! Sybel und Abraham oder Das bestrittene Gelächter. Coalitions-Zwistigkeiten.

15. Februar 1880.

Die Fastenzeit ist also da, meine Herrschaften, die Entsagung steht in vollster Blüthe, und der Mensch, der seine frommen Begierden nicht zu bezähmen weiß, hat jetzt weihevolle Augenblicke, in denen er wünscht, Portier beim apostolischen Nuntius zu sein. Hebe dich von hinnen, du schwarzer Domino, der du uns bei einem unüberlegten Viertel hinterem Fasan ein Stelldichein gewährt hast, denn der einzige Domino, an den jetzt eine ehrbare Annäherung gestattet werden kann, ist ein Capuziner.

Se. Eminenz der Herr Cardinal Fürz-Erzbischof von Wien hat auch schon in den gegenwärtigen mageren Zeitläuften einen Fasten-Hirtenbrief veröffentlicht, der uns aber in hohem Grade enttäuscht hat, denn es wird in demselben Niemand beleidigt, und man findet darin nichts, weder über den Teufel noch über andere Liberale, weder über die Civil-Ehe noch über die jeder Confession ledige Schule, die in anderen Fasten-Hirtenbriefen gewöhnlich

den beliebten Uebergang zu den Milchrahmstrudeln bilden. Allerdings erwähnt auch der Fasten-Hirtenbrief Sr. Eminenz die „Milchspeisen", jedoch in einer so ruhigen, objectiven Weise, daß man ganz stutzig wird und gar nicht glauben will, es handle sich hier um dieselben mit Milch zubereiteten Nahrungsmittel, deren bloße Erwähnung schon die anderen Verfasser von Fasten-Hirtenbriefen in eine so leidenschaftliche Stimmung gegen die liberalen Einrichtungen unserer Zeit versetzt. Ich erlaube mir gewiß keine Kritik von Hirtenbriefen, denn ich bin ja selber Feuilletonist und weiß daher, wie leicht man beim Schreiben von einem Stoff auf den andern geräth. Wenn ich über Fastenspeisen zu schreiben hätte, so würde ich wahrscheinlich auch unwillkürlich auf die schöne Literatur zu sprechen kommen, und namentlich bei dem Capitel über die Zubereitung der Stockfische ließe ich es mir kaum entgehen, meine Feinde wieder einmal tüchtig zu zwiebeln.

Während so bei uns ernstere Gemüther bereits aufgefordert werden, sich in das Wesen der Eierspeisen zu versenken, herrscht in Berlin noch jetzt die ausgelassenste Faschingslustigkeit, und zwar ist es das preußische Abgeordnetenhaus, welches sich immer mehr zu einer Pflegestätte des wahren Humors herausbildet. In dieser Woche haben sich dort Alle, selbst die Demokraten, wieder königlich unterhalten. Ein Abgeordneter hatte nämlich den guten Einfall, eine Cabinets-Ordre zu verlesen, in welcher die Erwartung ausgesprochen wird, der altkatholische Bischof Herr Reinkens werde als katholischer Bischof geachtet und anerkannt werden. Obwol nun dieser Erlaß nicht in

Knittelversen abgefaßt war, fand er doch im Centrum eine sehr beifällige Aufnahme, die sich am Schlusse der humoristischen Vorlesung zu einem lauten Gelächter steigerte. Der verdiente Historiker Herr Heinrich v. Sybel, der auch eine Geschichte der Revolutionszeit geschrieben und daher ein sehr feines Gehör für jedes auch noch so kleine revolutionäre Geräusch hat, war auch der Erste, der jenes Gelächter nach der Verlesung eines königlichen Actenstückes gewissenhaft constatirte, in seiner vollen weltgeschichtlichen Bedeutung erfaßte und rügte. Leider aber hatte der Quellenforscher dabei nicht die Lacher auf seiner Seite, da diese die schallende Ausathmungs-Bewegung, deren sie beschuldigt wurden, in Abrede stellten und sich dabei so weit vergaßen, den Verfasser der Geschichte des ersten Kreuzzuges der „Lüge" zu zeihen. Diesem Apell an seine Wahrheitsliebe konnte der Geschichtschreiber des Prinzen Eugen von Savoyen nicht widerstehen, er gab daher sein Gehör Preis und suchte nur seinen Scharfblick zu retten, indem er behauptete, im Centrum ein Lächeln gesehen zu haben. Aber das half ihm nichts, und er wurde von dem ausdauernden Herrn v. Windthorst der „tendenziösen Unwahrheit" beschuldigt. Nun aber erhoben sich mehrere Zeugen, die das Centrum nicht nur lächeln gesehen, sondern sogar lachen gehört hatten, es fiel darauf neuerdings der Ausdruck „Lüge" u. s. w.

Die geschilderte parlamentarische Scene erinnert in auffallender Weise an einen ganz ähnlichen Vorgang, der uns im ersten Buch Mosis erzählt wird. Der Schauplatz des damaligen Gelächters war selbstverständlich noch nicht

Berlin, sondern nur der Hain Mamre, auch wurde damals nicht das Centrum beschuldigt, gelacht zu haben, sondern die gleichfalls geschwätzige Gemalin des renommirten Patriarchen Abraham, und ebenso war es nicht eine königliche Ordre, die diese zum Lachen gereizt haben sollte, sondern blos die Prophezeihung dreier Engel, die ihr einen Sohn in Aussicht stellten. Damals wurde ebenfalls behauptet, Sarah habe, nachdem sie die Prophezeihung gehört hatte, gelacht, aber, heißt es in der Bibel weiter: Da leugnete Sarah und sprach: „Ich habe nicht gelacht"; denn sie fürchtete sich. Aber er sprach: „Es ist nicht also, du hast gelacht." Wie sollten wir uns aber heute, nach so langer Zeit, ein Urtheil darüber bilden, ob Sarah damals gelacht habe oder nicht, da sich nicht einmal ein verwandtes zeitgenössisches Gelächter einige Minuten, nachdem es Herr v. Sybel gehört haben wollte, eruiren ließ. Man ersieht jedenfalls daraus, daß nicht nur die Geschichtschreiber der Vergangenheit, sondern auch jene der Gegenwart mit der größten Vorsicht zu gebrauchen sind.

Auch unser Abgeordnetenhaus hätte in dieser Woche Anlaß zu einem der heitersten Gelächter gehabt, wenn es nicht schon selbst gegen die humoristischen Vorfälle im Schoße unseres Coalitions-Ministeriums vollständig abgestumpft wäre. Bei einer Abstimmung gelegentlich der Grundsteuer-Debatte stimmten nämlich die Herren Minister Prazak und Falkenhayn mit der Rechten, die Herren Minister Stremayr und Horst dagegen mit der Verfassungspartei. Es scheint hienach, daß sich die Mitglieder des

Ministeriums bereits ein bischen auseinandercoalirt haben, und es wäre daher im Interesse der Regierung wünschenswerth, daß sie sich doch wieder mehr zu einander separiren würden. Denn wenn die Ressortminister des Ministeriums schon jetzt gegen einander stimmen, dann laufen wir Gefahr, daß sie nächstens auch gegen einander sprechen werden, und dann könnten wir es noch erleben, daß der Herr Minister Baron Horst den Herrn Minister Grafen Falkenhayn etwa gar einen verkappten Reactionär und der Herr Minister Dr. Prazak den Herrn Minister Dr. v. Stremayr, Gott beschütze uns, einen liberalen Wühler nennt. Und wenn dann Herr Graf Taaffe neuerdings behaupten würde, das Ministerium stehe über den Parteien, dann wäre es möglich, daß sich das Haus ungeachtet seiner Blasirtheit zu einem frivolen Gelächter aufraffen würde.

Nihilisten. Portefeuille-Novizen. Von der Kunstausstellung.

29. Februar 1880.

Außer einem neuen Attentat auf den Kaiser von Rußland und der Ernennung zweier neuer Minister in unserem Vaterlande hat sich in der letzten Zeit nichts besonders Gewöhnliches ereignet. Wer spricht heute noch von Attentaten auf Potentaten! In dem Staate, aus dem uns in früheren Zeiten nur die beruhigendsten Verbannungen nach Sibirien gemeldet wurden, folgen die Mordanfälle auf den Czar einander mit solcher Raschheit, daß die Zeitungen bald genöthigt sein werden, einen besonderen Attentatsdraht zwischen Petersburg und Wien einzurichten, und daß die fremden Gesandten in Petersburg nächstens eine Gehaltszulage von ihren Regierungen verlangen werden, da sie fortwährend auf den Beinen sein müssen, um dem Selbstherrscher aller Reussen zu seiner Errettung Glück zu wünschen. Die Gesellschaft Nihil scheint in einer so schlauen Weise organisirt zu sein, wie die Gesellschaft Jesu; denn dieses grauenvolle Nichts hat seine geheimnißvollen Niemande überall, sie schleichen durch die Bureaux der Polizei, sie schultern das Gewehr

in der Kaserne und machen ihre Bücklinge im gestickten Hoffracke.

Doch richten wir lieber den Blick auf das erfreulichere Bild unserer heimatlichen Zustände. Wie friedlich sanft und harmlos wird in unserer civilisirten Gegend die Zerstörung betrieben. Da gibt es keine Nihilisten, sondern nur äußerst positive Bischöfe, Ober-Landesgerichtsräthe und Excellenzen. Zuerst muß die Schule aus dem Wege geräumt werden, aber nicht durch Dynamit! Gott bewahre! nein, durch Memoranden, Dringlichkeitsanträge und Ausschußberathungen. Es scheint, daß der Besuch der Schule bei uns für weit gefährlicher gehalten wird, als das Lottospiel. Denn so oft ein Abgeordneter den Antrag einbringt, der Spielwuth zu steuern, erinnern sich die Zuhörer plötzlich, daß sie von ihrem Taschentuche schon längere Zeit nicht den entsprechenden Gebrauch gemacht haben, Se. Excellenz der jeweilige Herr Finanzminister sieht auf seinen Chronometer, um die stattfindende Zeitvergeudung gewissenhaft zu controliren, und der phantastische Gegner der unerschöpflichen Hilfsquellen Oesterreichs muß froh sein, wenn er nicht ausgelacht wird. Beantragt aber Jemand, wie in der vorigen Woche der clericale Oberlandesgerichtsrath Herr Lienbacher, der Unterrichtswuth Einhalt zu thun und die Schulpflicht von acht Jahren auf sechs Jahre herabzusetzen, so lauscht man ihm andächtig, Se. Excellenz der Herr Minister verspricht, die Gefahren des Schulbesuches unbefangen prüfen zu wollen, und der Antrag des ergrauten Gegners der Bildung wird schleunigst einem aus vierundzwanzig

Männern bestehenden Ausschusse zugewiesen. Wir dürfen unter solchen Umständen mit Spannung dem nächsten Krebsschaden entgegensehen, der nach der Schule an die Reihe kommen wird.

Die beiden neuen Versuchsminister für Unterricht und Finanzen, die in der vorigen Woche ernannt wurden, die Barone Conrad und Kriegsau, geben sich inzwischen redliche Mühe, das weite Gebiet, auf dem sie als Reformatoren thätig sein sollen, wenigstens oberflächlich kennen zu lernen. Die abgehärtetsten Subaltern-Beamten sind gerührt über die Wißbegierde, welche die Portefeuille-Novizen dabei an den Tag legen, indem diese sich um Dinge erkundigen, welche die blasirten Vorgänger derselben längst wußten. Namentlich Se. Excellenz der Herr Finanzminister von Kriegsau soll von einem bewunderungswürdigen Feuereifer durchglüht sein. Alles interessirt ihn in der ihm so neuen Finanzkunde, jede Steuer, von der er erfährt, versetzt ihn in Entzücken, und als ihm unser Deficit vorgetragen und erläutert wurde, da soll er, während sein Auge glänzte und seine Wangen von edler Purpurröthe übergossen waren, feierlich gelobt haben, nicht eher ruhen zu wollen, bis er dasselbe noch vergrößert haben werde. Und vor einigen Tagen versuchte er im Ausschusse zum erstenmale seine Flugkraft, indem er die neuen Steuern, ohne zu stottern, hersagte, und mit der Mittheilung schloß, die Regierung werde „zur Krönung des Gebäudes" den Entwurf einer neuen Personal-Einkommensteuer im Herbste einbringen. Welche Thatkraft! Ein eingefleischter alter grämlicher Finanzminister hätte

erklärt, er werde trachten, von dem hohen Gebäude unserer Steuern ein Stockwerk nach dem andern abzutragen, und sich mit einem geräumigen Personal-Einkommensteuer-Mezzanin begnügen. Aber so ein junger Finanz-Aar, dessen scharfer Blick noch nicht durch Sachkenntniß getrübt ist, will immer höher und höher sich aufschwingen und sucht Stockwerk auf Stockwerk zu thürmen, bevor er sich entschließt, auf das in die Wolken ragende Gebäude die krönende Kuppel der Personal-Einkommensteuer aufzusetzen.

Auch die Theater und Kunstausstellungen haben keine bemerkenswerthen Neuigkeiten gebracht. Im Burgtheater ist unter allgemeinem Beifall ein neues Lustspiel durchgefallen; denn wie üblich benützte der Regisseur den nur den Schauspielern gespendeten Applaus, um im Namen des abwesenden Dichters zu danken. Der Katalog der Ausstellung des Kunstvereines ist wieder sehr reichhaltig: man findet namentlich viele „Stimmungen", „Still-Leben" und „Motive aus Italien" — leider meistens Motive, um so schnell als möglich von Italien wieder abzureisen. Sehr störend wirkt der im Kataloge so häufig wiederkehrende Druckfehler: „Verkäuflich", da einige der so bezeichneten Bilder diese Eigenschaft gar nicht besitzen. Achtzehntausend Gulden kostet Brožik's „das Zusammentreffen des Kaisers Karl IV. mit Petrarca und Laura in Avignon". Man sieht es den vier Hauptpersonen des Bildes — dem Papste, Karl IV., Laura und Petrarca — an, daß ihnen kein Gesprächsstoff einfällt; denn sie blicken, obwol die gegenseitige Vorstellung eben erfolgt

ist, einander gar nicht an. Am ehesten, so scheint es, wird noch der unternehmungslustige Karl IV. das tiefe Schweigen brechen und ausrufen: Heute aber ist es warm, ich wette, es muß wenigstens 21 Grad im Schatten haben! Alma Tadema erfreut uns mit einem sehr gelehrten Bilde: „Die Witwe", das einen altegyptischen Familienjammer darstellt. Nach den umherliegenden Mumien zu schließen, hat die trostlose Witwe bereits einige Gatten glücklich einbalsamirt. Vivat sequens! Heine in Dresden hat eine feierliche Begrüßung des siegreichen Kronprinzen von Sachsen am 11. Juni 1871 durch den Rath der Stadt Dresden ausgestellt. Da, wie der Katalog mittheilt, „Erklärungen an der Tageskasse zu beziehen sind", beschränken wir uns darauf, zu berichten, daß sich unter den weißgekleideten Mädchen auch einige unverkennbar ältere Tanten befanden, die wahrscheinlich diese Verkleidung gewählt haben, um den siegreichen Heerführer in der Nähe betrachten zu können. Die Erschaffung der Eva von Steinhardt in Rom ist ein sehr interessantes, großes Bild. Von dem lieben Gott, der mit einem zahlreichen Engelspersonal erschienen ist, sieht man nur den Oberleib bis zur Taille, während sich der Unterleib noch in der vierten Dimension befindet. Er hat einen grauen, nicht so leicht schmutzenden Anzug angelegt und hält daher ganz sorglos die eben geschaffene Eva in den Armen, die für ihre Jugend schon auffallend entwickelt ist. Mit der einen Hand, die er über den Kopf der Eva erhoben hat, scheint er andeuten zu wollen, daß

dieſelbe ungefähr um vier Zoll kleiner ausgefallen ſei, als er ſich nach ſeiner erſten approximativen Schätzung vorgeſtellt hatte. Adam befindet ſich den Umſtänden angemeſſen und ſchläft unter dem unglückſeligen Apfelbaume, dem er das berühmte Feigenblatt verdankt.

Ein schlauer Armenier und ein clericaler Fuchs.

7. März 1880.

Es thut mir sehr leid, meine Leser werden sagen, daß ich anfange, mich zu wiederholen, aber ich kann mir nicht helfen, in Petersburg hat auch in dieser Woche wieder ein Attentat stattgefunden. Man darf mir wahrhaftig glauben, daß es mir lieber wäre, zu erzählen, der neue Generalgewaltige von Petersburg, Graf Loris-Melikow, sei bei dem Fürsten Gortschakow zu einem Diner geladen gewesen und habe den Doppelkümmel, der zum schwarzen Kaffee gereicht wurde, so vortrefflich gefunden, daß er acht Flaschen auf einem Sitze ausgetrunken habe. Aber ich kann doch nicht deßhalb, weil meine Leser gegen Attentate bereits blasirt sind, der Wahrheit so ins Gesicht schlagen und statt des Mordanfalles auf den russischen General diesen den einheimischen Liqueuren in so demonstrativer Weise fröhnen lassen.

Interessant ist es, daß das Attentat diesmal an einem „Gesundheitsleibchen" scheiterte, das der Dictator trug, indem die Kugel des Meuchelmörders an jenem warmhaltenden Unterjäckchen abprallte. Wenn aber dieses Leibchen sich diesmal auch in hohem Grade bewährt hat, so scheint mir doch, daß der Nimbus des Dictators da-

durch in erheblicher Weise beeinträchtigt worden ist. Mir hat nämlich in meiner Jugend immer so ein Dictator im alten Rom, dessen Aufgabe es war, den Plebejer im Schach zu halten, einen ungeheuren Respect eingeflößt, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil ihn, so oft er das Bedürfniß hatte, sich ein bischen Commotion im Freien zu machen, vierundzwanzig Lictoren auf seinem Spaziergange begleiteten, die ihm die Fasces, das war ein mit Ruthen reichlich garnirtes Beil, vortrugen. Und ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß mir dieser altrömische Dictator lange nicht so imponirt hätte, wenn ihn keine Lictoren umgeben hätten und er zu seinem persönlichen Schutze weiter nichts als eine Bauchbinde aus Flanell getragen hätte.

Es ist mir aufgefallen, daß fast alle Zeitungen den Grafen Loris-Melikow, sobald es bekannt wurde, daß ihm die höchste vollziehende Gewalt übertragen worden sei, mit unerbittlicher Consequenz nie anders als den „schlauen Armenier" nannten. Nun ist jener russische Chef in der That ein Armenier; was aber seine Schlauheit betrifft, so war es mir, so sehr ich auch die Zeitungen durchstöberte, nicht möglich, einen andern Beweis für dessen Schlauheit ausfindig zu machen, als daß er in der kälteren Jahreszeit ein Unterleibchen trägt. Wenn ich wüßte, daß ich dadurch in den Ruf käme, einer der schlauesten Feuilletonisten zu sein, so würde ich, obwol mir meine Vermögens-Verhältnisse sonst nicht gestatten, die Excentritäten eines englischen Lords zu begehen, dennoch keinen Augenblick zögern, mir ein halbes Dutzend

Unterjacken aus englischem Gesundheitsflanell anzuschaffen. Für die Publicisten aber ist es einmal eine ausgemachte Sache, daß jeder Armenier schlau ist, und ein solcher mag sich die größte Mühe geben, einen dummen Streich nach dem andern zu begehen, es hilft ihm nichts, er bleibt doch ein schlauer Armenier.

Ja selbst der Berichterstatter, der den famosen Gesetzentwurf über die Aufhebung des Legalisirungszwanges verfaßt hat, ist nicht schlau, wenn er auch den vielversprechenden Namen Fuchs führt. Herr Dr. Victor Fuchs gehört der „Rechts"partei an, was ihn aber nicht hindert, ein schlechter Jurist zu sein. Vielleicht hat er sich auch nur aus Bescheidenheit in die Arme des Clericalismus geworfen, um sich in seinem Berufe auf die juristischen Kenntnisse der Vorsehung verlassen zu können. In dieser Weise hat nun Herr Dr. Victor Fuchs gar als Gesetzgeber debutirt, aber wenn auch selbst der gelbste Neid zugeben muß, daß seit der Posse „Papas Frau" kein so schallendes Gelächter mehr gehört wurde, als sein Gesetz über den Legalisirungszwang hervorrief, so scheint es uns doch nicht ganz gebilligt werden zu können, wenn das Bestreben des Gesetzgebers vornehmlich darauf gerichtet ist, das Zwergfell zu kitzeln. Se. Excellenz, der Herr Justizminister, hätte als oberster Schützer der Gerechtigkeit wenigstens das Talent des Verfassers für das komische legislatorische Genre anerkennen sollen; aber er ließ nicht einmal dieses gelten, sondern nannte den Bericht „ein höchst trauriges Blatt in der Geschichte der österreichischen Juristenthätigkeit", und sprach weiter von der „rührenden

Unkenntniß", die jener verrathe. Da kann nun aber wirklich auch der weiseste Gesetzgeber fuchswild werden, wenn ihm der Gegner, während sich doch das ganze Haus vor Lachen wälzt, aufmutzen will, seine Arbeit sei traurig und rührend!

Herr Dr. Fuchs gerieth durch eine solche Verleumdung, die leicht den Verdacht aufkommen lassen konnte, als erinnere sein Gesetzentwurf in unliebsamer Weise an den Müller und sein Kind, in eine leicht erklärliche Aufregung. Doch vermochte diese nicht, ihm seine vornehme Gesinnung zu rauben, denn er war viel zu stolz, die Argumente des Herrn Justizministers durch Gegengründe zu widerlegen, sondern erbot sich, auf die leichten Triumphe in der Oeffentlichkeit verzichtend, jenem „ein Privatissimum über den Legalisirungszwang zu lesen." Der Herr Justizminister war jedoch nicht so egoistisch, dieses großherzige Anerbieten des Herrn Dr. Fuchs anzunehmen, sondern begnügte sich, während um seine Lippen ein schwermüthiges Lächeln spielte, durch ein sanftes Kopfschütteln anzudeuten, daß er dem Hochgenusse eines solchen Fuchsischen Privatissimums gerne entsage.

Der Finanzminister des Coalitions-Ministeriums.

28. März 1880.

Obwol unser Budget eines der geordnetsten ist, indem es die regelmäßigsten Einnahmen, die zu klein, und die regelmäßigsten Ausgaben, die zu groß sind, aufweist und das Deficit mit einer geradezu verblüffenden Pünktlichkeit immer wieder darin erscheint, hat sich doch das unehrerbietige Beiwort „zerrüttet" nach und nach zur Bezeichnung unserer Finanzen eingebürgert. Keinem der Finanzminister, deren Pensionirung uns bisher erfreute, ist es jemals gelungen, den schlechten Ruf der österreichischen Staatsfinanzen zu verbessern. Einer löste den Andern nach einem kurzen Turnus von kaum drei bis vier Defiziten ab, und wie jene schlichten Thierchen, die nur entstehen, um Eier zu legen und dann wieder zu vergehen, übernahmen unsere unscheinbaren Schatzkanzler nur das Portefeuille, um ein Anlehen zu machen und dann pensionirt zu werden. Da einige nicht einmal diese bescheidene Aufgabe zu erfüllen vermochten und kein Anlehen

zu Stande brachten, galten Jene, die wenigstens Geld geliehen erhielten, schon für Schlauköpfe.

Als daher das Coalitions-Ministerium des Herrn Grafen Taaffe mit dem Feldgeschrei: Es muß anders werden! die Zügel der Regierung ergriff, war man insbesondere auf den neuen Finanzminister, sowie auf die Abwechslung neugierig, die derselbe in die bisherige Zerrüttung unserer Finanzen bringen würde. Da nach dem Programme dieses Ministeriums das Deficit nicht mehr durch Anlehen bedeckt werden sollte, suchte Herr Graf Taaffe nach einem noch unverdorbenen Finanzminister, der noch nicht zu unterscheiden wisse zwischen guten und schlechten Finanzen, und der daher ein Deficit nicht wie seine Vorgänger durch ein neues Anlehen, sondern aus der Tiefe seines Gemüthes zu bedecken bemüht sein würde. Nach einigem Suchen wurde wirklich ein solcher naiver Natur-Finanzminister gefunden, der auch in der That, ungeachtet einer nur kurzen Wirksamkeit in dem Babel unseres Finanzressorts, schon eine bezaubernde Unerfahrenheit in den wichtigsten Fragen an den Tag gelegt hat. Wenn man daher die Deficite bisher zu jenen hochangesehenen Calamitäten rechnete, die dem ernsten Denker willkommenen Anlaß bieten, mit Besorgniß in die Zukunft zu blicken, so ist dies jetzt anders geworden, denn sobald der edle Freiherr v. Kriegsau im Budgetausschusse darüber zu sprechen begann, und dabei seine schmucklose Unkenntniß des Gegenstandes offenbarte, erschien einem das Deficit wie eine possierliche Verlegenheit, in die der Staat in Folge seiner leichtsinnigen Streiche gerathen ist, und der

Finanzminister als eine Art von Leporello, der ihm aus der Patsche zu helfen sucht, ihn aber dabei immer tiefer in diese hineinbringt.

Man war nur noch begierig, den neuen Rhabarber kennen zu lernen, mit welchem der Jüngste in der unabsehbaren Reihe unserer Schatzkanzler das Deficit beseitigen würde, da ja die bisherigen so schmerzhaften Creditoperationen unter den Radicalkuren des Coalitions-Ministeriums keine Aufnahme gefunden hatten. Die fabelhaftesten Gerüchte gingen darüber im Schwange: die Einen behaupteten, der Minister, der früher Secretär der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft gewesen, habe als solcher von einem steinalten Bootsmanne erfahren, daß im Donaucanale ein Hort von unermeßlichen Schätzen versenkt liege, und er gedenke denselben jetzt zur Deckung des Deficits heben zu lassen; Andere wieder wollten wissen, er sei ein Spiritist und citire, wenn die Staats-Cassen leer seien, den Geist des verstorbenen Baron Rothschild in dieselben u. s. w. Wie erstaunte man daher, als der Minister in der vorigen Woche im Ausschusse erschien und, von den Mitgliedern bestürmt, das verschleierte Bild seines Programms ein wenig auszulüften, sich plötzlich von seinem Stuhle erhob, eine zeitlang mit den Augen zwinkerte und endlich mit geheimnißvollem Lächeln mittheilte, er gedenke das Deficit durch ein — Anlehen zu bedecken und zu diesem Zwecke den gedrückten Geldmarkt mit zwanzig Millionen-Goldrente aufzufrischen. Ein falscher Freund hatte ihm offenbar weißgemacht, ein Anlehen sei ein Auskunftsmittel, das bisher noch keinem öster-

reichischen Finanzminister eingefallen sei. Nach diesem Beweise von Leichtgläubigkeit begann aber im Ausschusse ein unwürdiges Spiel mit der Naivetät des unverdorbenen Neulings. Während ihm der Eine vorschlug, doch lieber Papierrente statt Goldrente auszugeben, und der Finanzminister, wahrscheinlich im Glauben, die beiden Renten unterschieden sich blos durch das Format, diesem Vorschlage sofort freudig zustimmte, wies ein anderer Redner darauf hin, daß die Goldrente den gegen das Angepumptwerden blasirten Bankiers mehr Spaß machen dürfte als die schon so abgedroschene Papierrente, worauf Baron Kriegsau erklärte, unter solchen Umständen müsse er auf der Goldrente beharren. So schwankte er fortwährend hin und her, und wenn Jemand vorgeschlagen hätte, er möge nicht Goldrente, sondern Chocolade-Bonbons ausgeben, würde er wahrscheinlich ebenfalls damit einverstanden gewesen sein.

Als aber der Baron seinen Triumph dem Ministerrathe mittheilte, gerieth dieser in Bestürzung, denn wenn die Finanzpläne des Ministers schon im Ausschusse eine solche Rabelais'sche Lustigkeit hervorgerufen hatten, welchem Kreuzfeuer wohlfeiler Scherze würden dieselben erst im Abgeordnetenhause entgegengehen. Bei der sogenannten „Rechts"partei erfreute sich wol Baron Kriegsau glücklicherweise in Folge seines unbemakelten föderalistisch-clerikalen Vorlebens einer großen Beliebtheit. Denn er war, als er das Portefeuille erhielt, ein allerdings bereits im Meere der Vergessenheit schwimmender Sectionschef, der die Würde eines solchen unter dem föderalistischen Ministerium Belcredi erlangt hatte, nach dem Sturze des-

selben pensionirt worden war, und, um diesen Ruhegehalt in noch größerer Ruhe zu genießen, die Stelle eines zweiten Secretärs der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft angenommen hatte. Er ist ferner nicht nur ein Schwager des Concordatsministers Bach, sondern hat noch überdies vor einigen Jahren eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternommen, die ihn so zerknirschte, daß er sein ferneres Leben in Bußübungen zubringen wollte und daher sofort nach seiner Rückkehr die czechische Sprache zu lernen begann.

Aber die Clerikalen, Czechen und Polen sind keine Mäßigkeitsapostel, die sich mit der puren Zuneigung begnügen, sondern sie verlangen, daß ihr Blut durch einige starke Concessionen in Wallung gebracht werde. Die Clerikalen versprachen daher dem Finanzminister, die Stimme ihres Gewissens zu geben, wenn die Regierung ihnen Schutz gegen die Bildung gewähren und die Schulpflicht von acht Jahren auf sechs Jahre herabsetzen wolle; die Czechen erklärten sich bereit, auf den Finanzminister nach seiner Rede, wie immer sie auch ausfallen möge, zuzueilen und ihm zu derselben Glück zu wünschen, wenn auch die wenigen, noch nicht von ihren Landsleuten besetzten Staatsämter diesen übergeben würden, und die Polen wollten nur dann mit schwerem Herzen ihre Zustimmung geben, wenn man ihnen einen ausgibigen Antheil am nächsten Deficit gewähre, indem ein paar Flüsse Galiziens auf Kosten der anderen Länder regulirt würden. Um aber zu verhüten, daß die Rednerschaar der verfassungstreuen Minorität dem Baron Kriegsau die so

beliebten Tantalusqualen bereite, machte sich die concessionirte Regierungspartei anheischig, nachdem der dritte Redner der Opposition gesprochen haben würde, den Nachfolgern desselben das parlamentarische Papagenoschloß anzulegen und Schluß der Debatte zu beantragen und anzunehmen. So kam denn die feierliche Stunde der im vorhinein gesicherten Entscheidung, der Finanzminister murmelte seine Jungfernrede in den Bart, worauf ihm die Rechte den garantirten Beifall spendete. Nur ein Abgeordneter der Opposition kam noch zum Worte, aber der Herr Finanzminister setzte dessen heftigen Angriffen das vornehme Schweigen der Unvorbereiteten entgegen. Für das Anlehen sprach sich eine Majorität von zehn Stimmen aus, und nachdem der Finanzminister jetzt seine Mission erfüllt hat und seine Emission angenommen wurde, steht wol auch der Annahme seiner Demission kein Hinderniß mehr im Wege.

Baron Hofmann.

4. April 1880.

Die Nachricht, daß Baron Hofmann von dem Amte eines gemeinsamen Finanzministers enthoben werden solle, hat in den Theaterkreisen eine große Aufregung hervorgerufen. Nicht etwa deßhalb, weil unsere Tenoristen von der patriotischen Besorgniß erfüllt sind, daß die Ordnung der österreichisch-ungarischen Finanzen unter dem Nachfolger des Barons Hofmann bedroht sein könnte, sondern weil dem bisherigen Leiter unserer zweischläfrigen Finanzwirthschaft in Zukunft die Oberaufsicht über die Reinigung der Leidenschaften übertragen und derselbe zum General-Intendanten der beiden Hoftheater ernannt werden soll. Man kann dem Baron Hofmann nur gratuliren, daß er unsere so traurigen Finanzen, von denen er zum Glücke für die Ruhe seines Gemüthes nicht viel verstand, mit der so heiteren Kunst vertauscht hat, wenn auch der Gedanke, daß derselbe Staatsmann der vielleicht noch gestern über die Wiederherstellung unserer Valuta brütete, schon morgen über ein Pas de deux, wenn es auch noch so serieux wäre, entscheiden

werde, den Trübsinn aus unserer Seele für lange zu verscheuchen geeignet ist.

Aber der gewandte Baron, der schon unzählige, und zwar die verschiedenartigsten Aemter bekleidet, wird sich gewiß auch bald in dem neuen Amte eines Theater-Intendanten zurechtfinden, und zwar um so eher, als er ja auch in der Hofoper das trauliche Deficit wieder antrifft, in dem er sich bisher so heimisch gefühlt hat. Für den Baron Hofmann, dessen Herz ebenso für Goethe wie für den unbedeutenden Schuster schlägt, indem er nicht nur dem Goethe-Vereine angehört, sondern auch zweiter Vice-Präsident der Stiftung zur Unterstützung des Kleingewerbes ist, der an der bequemsten Unterkunft der Touristen eben solchen Antheil nimmt, wie an den graphischen Künsten, da er sowol der Section „Austria" des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines, wie dem Curatorium der Gesellschaft für vervielfältigende Künste präsidirt, der ebenso begeistert von den Meisterwerken Beethoven's wie von jenen der persischen Teppichweberei ist, indem er das Präsidium der Gesellschaft der Musikfreunde und jenes des Orientalischen Museums führt, kurz für einen ämterreichen Mann, dessen Wirksamkeit, wenn man sie wenigstens geographisch zu begrenzen sucht, von Mödling bis Afrika reicht, da er einerseits Protector des Vereines der Naturfreunde in Mödling, andererseits Präsident der Afrikanischen Gesellschaft ist, wird das Amt eines General-Intendanten der beiden Hoftheater mehr die Bedeutung einer kleinen Abwechslung als einer beschwerlichen Arbeit haben, und wenn er ermüdet von

der Correspondenz mit der Akademie der Naturforscher zu Halle sein sollte, deren Mitglied er ist, oder mit dem Club alpino italiano in Torino, dem er als Socio onorario angehört, wird ihn das neue fünfactige Trauerspiel aus der schwedischen Geschichte, das der Dichter Weilen bei der Direction des Burgtheaters eingereicht hat, in das Reich der Träume geleiten und ihm gleich einem erquickenden Schlummer neue Kräfte verleihen.

Die Vorliebe des trefflichen Mannes für amtliche Zerstreuungen jeder Art hat seinen Collegen im Ministerrath wiederholt Anlaß zu kleinen improvisirten Scherzreden geboten. Einem unserer früheren Minister fiel eines Tages, als er, um in die Sitzung zu fahren, in seinen Fiaker einzusteigen im Begriffe war, die Niedergeschlagenheit des Kutschers auf. Auf die theilnahmsvolle Frage des Ministers nach der Ursache derselben erzählte ihm der Kutscher unter schweren Seufzern, er sei Vorstand der Fiaker-Genossenschaft — eine Würde, welche ihm jedoch so große Verdrießlichkeiten bereite, daß er sie sofort aufgeben würde, sobald er einen Nachfolger fände, der opferwillig genug wäre, sie anzunehmen. Der joviale Minister aber klopfte dem Fiaker auf die Schulter und erwiderte lächelnd, er möge nur guten Muthes sein, der Vorstand, den er suche, sei gefunden, denn er werde noch heute mit dem in solchen Fällen stets bereitwilligen Baron Hofmann darüber sprechen. Ob der Minister wirklich demselben jenes Ehrenamt angeboten hat, ist mir nicht bekannt, ich bezweifle es jedoch, da ja Baron Hofmann, wenigstens bis heute, noch nicht Vorstand der Fiaker-Genossenschaft ist.

Während der gegenwärtige, gemeinsame Finanzminister und zukünftige Theater-Intendant sich in so hervorragender Weise für Wissenschaft, Kunst, Industrie, Besteigung des Schafberges, kurz für alle menschlichen Bestrebungen, die mit einem Präsidium verbunden sind, interessirte und dabei doch nie die Finanzen des Reiches ganz aus dem Auge verlor, hat er noch immer Zeit gefunden, auch seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen auf das gewissenhafteste nachzukommen, so daß man ihn häufig des Abends sich in zehn bis zwölf Logen ohne Unterschied des Ranges der Obliegenheiten ritterlicher Galanterie entledigen sah. Bedenkt man weiter, daß er keinen wichtigeren Ball versäumte, bei keinem bemerkenswerthen Diner fehlte und die Namenstage hervorragender Künstlerinnen nicht unbeachtet vorübergehen ließ, so muß man sich staunend fragen, wieso er denn eigentlich noch die nothwendige Muße gefunden habe, sich photographiren zu lassen? Wir sind hier bei dem fast Unbegreiflichen angelangt, und siehe da, auch auf diesem Gebiete bethätigte er seine Opferwilligkeit, indem er bekanntlich bei einer thierisch-magnetischen Abendunterhaltung, die der Herr Professor Hansen in einem Privatkreise veranstaltete, sich den beschwerlichen Aufgaben eines Mediums unterzog und hiebei eine überraschende Begabung für Kinnbackenkrämpfe und die niederen Grade des Veitstanzes offenbarte. Der Leutsage nach soll es jedoch Anstoß erregt haben, daß ein Finanzminister in Abendgesellschaften als Käthchen von Heilbronn dilettire, und da Anlehen in der Regel nicht mit der Geisterwelt

abgeschlossen werden, habe man den Entschluß gefaßt, das Finanz-Portefeuille einem weniger tauglichen Medium zu übergeben.

So wurde Baron Hofmann, der zu so großen Erwartungen berechtigte, kaum achtundfünfzig Jahre alt, General-Intendant, beweint von Allen, die sein edles Herz kannten, geachtet selbst von seinen Feinden, und Großkreuz vieler Orden — — ach Gott, was schreibe ich denn? aber der treffliche Mann besitzt wirklich alle Eigenschaften, die man nur für einen schönen Nekrolog wünschen kann.

Nix Daitsch!

9. Mai 1880.

Man sollte denken, Oesterreich sei ein Staat von gestern oder vorgestern, es sei eine Schöpfung des Berliner Vertrages, wie etwa Bulgarien oder Rumelien, denn bei uns stehen immer Fragen an der Tagesordnung, die etwa bei der Gründung eines Staatswesens aufgeworfen werden können, aber doch nicht in einem alten, längst eingerichteten Staate. Daran sind aber nicht die Völker Oesterreichs schuld, sondern die Regierungen, denn während früher immer nur von einer väterlichen Regierung die Rede war, so kann man jetzt mit weit größerer Berechtigung von unserer schwiegermütterlichen Regierung sprechen, da die Regierungen bei uns die Rolle der Schwiegermütter spielen, die so lange zwischen den beiden Gatten vermitteln, bis diese endlich einsehen, daß sie nicht für einander geschaffen sind. Niemand war bisher über die Sprache in Zweifel, deren sich die Gerichte und Jene zu bedienen haben, die bei ihnen ihr Recht suchen; da kommt mit Einemmale die Schwiegermutter Stremayr, und sucht durch eine weise Verordnung zwischen den zwei Theilen, die gar

nicht mit einander gestritten haben, Frieden zu stiften, bis beide Zeter und Mordio schreien. Wenn schon, damit die gegenwärtige, „über den Parteien stehende Regierung" sich über dem Wasser erhalten kann, den Czechen alle vierzehn Tage eine neue Concession gemacht werden muß, und wenn das Ministerium in seiner Verlegenheit, was es denselben noch weiter bieten solle, sich nicht anders zu helfen weiß, als durch das Preisgeben der deutschen Sprache, so muß ja nicht gleich mit der Gerichtssprache der Anfang gemacht werden, sondern man versuche doch Jene damit zu befriedigen, daß man die officielle Wiener Zeitung in czechischer Sprache erscheinen läßt, und das könnten die Deutschen sich auch weit eher gefallen lassen, da der wichtigste Theil derselben, der amtliche, ohnehin nur die Czechen interessirt, welche dort die Ernennung und Beförderung von Beamten, die ihre Söhne und Vettern sind, täglich finden.

Es sind uns bis auf den heutigen Tag die sinnigen Denksprüche der sieben Weisen Griechenlands erhalten, und man kennt auch die Namen der Herren Verfasser. Man weiß, daß Thales, der Professor Robert Zimmermann der damaligen Zeit, es war, dem wir das weise Wort verdanken: Erkenne dich selbst! Daß wieder Pittakus den für alle Minister, die mit jeder Partei gehen und auch jede verlassen, um am Ruder zu bleiben, der Beherzigung so werthen Grundsatz aufgestellt hat: Erkenne den rechten Zeitpunkt! Und daß endlich, um noch ein drittes Beispiel anzuführen, Chilon, obwol er ein Spartaner war und ihm also kein Opfer für den

Militarismus groß genug hätte erscheinen sollen, dennoch die Ansicht ausgesprochen hat: In nichts zu viel! Wir könnten nun, wie ich als guter Patriot nicht bezweifle, im Nothfalle auch Sinnsprüche von sieben Weisen Oesterreichs zusammenläppern. Ich erinnere beispielsweise nur an unseren großen General Urban, der in einer Proklamation seine Lebensanschauung über das zweckmäßigste Verhalten der Einwohner einer Stadt während des Belagerungszustandes in die sinnigen Worte zusammenfaßte: Der Gebildete ist nicht neugierig! Und gewiß haften auch noch in der Erinnerung der Zeitgenossen die unvergeßlichen Worte, die der gegenwärtige Minister-Präsident Herr Graf Taaffe im Jahre 1869, als er nur Minister der so unbedeutenden öffentlichen Sicherheit war, in der Debatte über das Landwehrgesetz sprach: Das Charakteristische des Ideals ist es, daß man es nie erreichen kann! Aber den weisen Oesterreicher, dem wir den prägnantesten Sinnspruch, das bei aller Kürze so inhaltsschwere Wort: Nix Daitsch! verdanken, kennt man nicht.

Ich kann es nicht glauben, daß es wirklich nur ein czechischer Polizeiwachmann gesprochen haben soll, der um den Weg nach dem Alten Fleischmarkte gefragt wurde. Ich bin vielmehr überzeugt, daß es von einem Staatsmanne herrührt, der über die Zukunft Oesterreichs nachgedacht und in jene goldene Schale die silbernen Früchte seines Nachdenkens niedergelegt hat. Die Weisheitsregeln, die uns die sieben alten Griechen hinterließen, können doch im besten Falle nur dem Einzelnen als

Richtschnur für sein Verhalten dienen, aber keiner derselben ist jemals zur Regierungsmaxime erhoben worden, wie das vaterländische und deshalb so lange mißachtete Wort: Nix Daitsch! Was vermöchte unsere Regierung mit allen Sentenzen der sieben griechischen Weisen anzufangen? Was würden die Ultramontanen dazu sagen, wenn ihnen das Ministerum als Entschädigung dafür, daß sie demselben ergeben sind, nichts anböte, als ein schnippisches: In nichts zu viel! Welchen Slovenen würde ein noch so wohlgemeintes: Erkenne dich selbst! reizen, sich auf die Seite des Coalitions-Ministeriums zu schlagen? Und wie würden die Polen, die für ihre Regierungsfreundlichkeit materielle Vortheile für ihr Land verlangen, lachen, wenn ihnen der Minister mit den berühmten Worten des Bias, auch eines der weisen Sieben, antwortete: Ich trage Alles, was mir gehört, bei mir! Dagegen aber muß es einen weit günstigeren Eindruck auf die Rechte machen, wenn der Unterrichtsminister, von dem sie zu wissen wünscht, was er ihr in der Schule zu bieten gedenke, bescheiden lispelt: Nix Daitsch! wenn der Justizminister, an den sie die Frage richtet, womit er ihr in seinem Ressort zu dienen vermöge, ausdrucksvoll blinzelnd antwortet: Nix Daitsch! und wenn endlich der Minister-Präsident, den sie um Auskunft ersucht, nach welchen Principien das Ministerium zu regieren gedenke, den Schnurrbart drehend, erwidert: Nix Daitsch!

Der ultramontane Abgeordnete des Landgemeinden-Bezirkes Salzburg, Herr Ober-Landesgerichtsrath Lien-

bacher, trat als beredter Anwalt der neuen Sprachenverordnung des Herrn Justizministers im Abgeordnetenhause auf. Es ist interessant, welche Launen das Gedächtniß hat: der Eine erinnert sich an alle Namen, die ihm jemals vorgekommen sind, und vergißt dagegen alle Physiognomien, die er gesehen hat; ein Anderer merkt sich jede Zahl, wenn er sie auch nur Einmal gehört, und vermag sich nicht an einem Orte zurechtzufinden, an dem er schon wiederholt gewesen, und so hat Herr Ober-Landesgerichtsrath Lienbacher ein ausgezeichnetes Gedächtniß für Hofdecrete und ein miserables für Nationalitäten — denn er erinnerte sich in seiner Rede ganz genau an ein verstorbenes Hofdecret vom 22. December 1835 und hatte dagegen ganz vergessen, daß er selbst ein Deutscher sei. Er berief sich zwar auch noch auf die Gerechtigkeit, aber dadurch wird die Sache, die er vertreten hat, keine gute, und selbst wenn er sich auf die Ober-Landesgerechtigkeit berufen hätte, würde sie keine bessere.

Episches aus Böhmen. Baron Gödel. Juden und Canarienvögel.

16. Mai 1880.

Die Verordnung über den Sprachenzwang bei den Gerichten und andern Behörden, durch deren Schöpfung der Herr Justizminister v. Stremayr sich um die Hebung der czechischen Literatur, die von nun an durch die hervorragendsten Concurs-Anmeldungen, Pfändungs-Bewilligungen, und Licitations-Kundmachungen bereichert werden wird, so große Verdienste erworben hat, fängt bereits an, einen mächtigen Einfluß auf die Schwungkraft des jüngeren Theiles der czechischen Nation zu üben, denn in Prag sind bereits zwei deutschen Professoren, die in einer Rede an deutsche Studenten von der Nothwendigkeit sprachen, den deutschen Charakter der Prager Universität aufrechtzuerhalten, von den czechischen Studirenden die Fenster eingeworfen worden. Es wird sich nunmehr die Nothwendigkeit einer weiteren authentischen Interpretation des Artikels 19 des Reichsgrundgesetzes als nothwendig herausstellen, insofern es sich jetzt um die Frage handelt, ob die Glaser-Rechnungen, welche die Herren Professoren Mach und Klebs für die zertrümmerten Fensterscheiben zu bezahlen haben, in deutscher

Sprache ausgestellt sein dürfen, oder ob auch auf sie die Verordnung über den Sprachenzwang Anwendung finde und dieselben daher in der Sprache der anderen Meisterwerke der czechischen Literatur abgefaßt sein müssen.

Neben dieser Satire der czechischen Jünglinge auf die nationale Befangenheit der deutschen Männer der Wissenschaft, denen man die geschlossenen Fenster einschlägt, damit der Wohllaut der czechischen Sprache, die sie in der Abgeschiedenheit ihrer Studirstube begeifern, nunmehr ungehindert von der Straße an ihr Ohr dringe, machen sich aber auch die auf Erfahrung und Nachdenken gestützten Erwägungen reifer Czechen geltend, die gerne das Gute auch bei anderen Völkern anerkennen, ja sogar dessen Nachahmung empfehlen. So ermahnt beispielsweise eine Zeitung, die den lyrischen Namen Swobodny Obcan führt, unbekümmert darum, ob sie auch von nationalen Chauvinisten dafür der Vorliebe für alles Fremde bezichtigt werde, ihre Landsleute, diese mögen dem trefflichen Beispiele, mit denen ihnen das ritterliche Volk der Magyaren vorangegangen, folgen „und so wie diese alle Deutschen aus Schule und Amt jagen". Deßhalb aber will dieses Blatt noch nicht, daß die Czechen etwa auf jede eigene Initiative verzichten, sobald die Bedingungen für ein selbstständiges nationales Vorgehen gegeben sind, und es richtet daher an seine Landsleute die dringende Aufforderung: „Laßt uns keinen einzigen deutschen Kaufmann und Gewerbsmann ernähren!" Wenn die czechische Zeitung den Deutschen auch nichts Gutes nachzusagen weiß, so verschweigt sie deßhalb doch

nicht jene Thatsachen, welche die deutsche Niedertracht wenigstens in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen geeignet sein könnten, indem sie zugibt, daß die Deutschen „mit Taubheit geschlagen seien". Wir sind sonst in unseren Urtheilen, namentlich über die diätetische Behandlung von Ohrenkrankheiten, sehr zurückhaltend, dennoch müssen wir aber in dem vorliegenden Falle unsere bescheidenen Zweifel darüber aussprechen, ob die Behandlung der Taubheit in der Art, daß man die darunter Leidenden verhungern läßt, mit den heutigen Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu bringen sei. Wenn aber die Czechen nach dem Muster der Magyaren die Deutschen aus Amt und Schule jagen, so können sie sich dafür, daß sie die tauben Deutschen dem Hungertode preisgeben wollen, sogar auf die Spartaner berufen, die alle Jene, welche an einem derartigen Leibschaden litten, von dem hiefür so bequem gelegenen Taygetus hinabschmissen.

Aber nicht nur in Prag klirren die Gläser, sondern auch bei uns in Wien; allerdings aber sind es hier nur die Champagnergläser und nicht die Fensterscheiben, die in jene melodische Erschütterung versetzt werden. Denn die lieblichen Diners waren gekommen, mit welchen unsere Abgeordneten, wenn das Pfingstfest naht, von einander Abschied nehmen und der dahingegangenen Session ein kleines Nachwort widmen. Da ich meinen Lesern weder mit jungen Gänsen, noch leider mit Champagner aufzuwarten in der Lage bin, will ich sie auch mit den Toasten verschonen, die bei dem Club-Diner der sogenannten „Rechts"partei gesprochen wurden, ein Gastmahl,

das, nebenbei bemerkt, damit die Parteirichtung selbst in dem Menu zum Ausdrucke gelange, mit einer besonnenen Krebssuppe eröffnet wurde. Es sei mir nur gestattet, den Toast des sehr ehrenwerthen Herrn Hofrathes Baron Gödel mit wenigen Worten zu erwähnen, und zwar nur aus feuilletonistischer Courtoisie, da derselbe als Vice-Präsident des Abgeordnetenhauses zum Schweigen verurtheilt ist und ich daher erst jetzt die Gelegenheit ergreifen kann, seiner zu gedenken.

Der Herr Hofrath bediente sich für seinen Toast der mit Recht so geschätzten poetischen Gattung der Allegorie, ohne jedoch für diese sinnbildliche Darstellung, etwa nach dem Beispiele des Horaz, die schwungvolle Form der Ode zu wählen. Er toastete nämlich auf das „Band der Einigung", das jetzt die Mitglieder der Partei umschlinge, die früher „vereinzelte, machtlose Halme" gewesen, jedoch nunmehr zu einer starken, mächtigen Garbe zusammengebunden seien". Ich weiß nicht, bin ich in meinen Anforderungen unbescheidener als der Herr Hofrath, oder verstehe ich nur weniger von der Landwirthschaft als er, aber ich muß gestehen, daß mir eine Garbe noch nie, so wie ihm, weder durch ihre Stärke, noch durch ihre Macht imponirt hat. Wenn die „Rechts"-partei daher über keine größeren körperlichen und geistigen Kräfte verfügt als eine Garbe, so wird es nicht das Gefühl der Furcht sein, das sie einflößt, sondern das eines tiefen Bedauerns. Der Herr Hofrath fuhr dann fort, zu sinnbildern, „diese Garbe habe schon mehrfach bewiesen, daß sie der scharfen Sichel selbst der gewand-

testen Schnitter und Mäher fest zu widerstehen vermag und für alle Zeiten widerstehen werde". O mächtiger Drang der Poesie, wehe dem unglücklichen Hofrathe, den du ergreifst! Eine Garbe macht sich lächerlich, Herr Baron, wenn sie damit prahlt, daß sie dem Schnitter und Mäher fest widerstehen werde, denn diese haben ihre Arbeit schon gethan, und die des Dreschers beginnt. Man kennt ja das Geflunker einer solchen Garbe, und ebensowenig wie die Halme, aus denen sie besteht, der Sichel widerstanden haben, wird sie selbst dem Dreschflegel Widerstand leisten. Ich bitte, ich bin kein Allegoriſt, und meine Bemerkungen beziehen sich daher nicht auf die Partei, sondern nur auf die Garbe.

Da ich bisher nur über Nationalitäts-Streitigkeiten geschrieben habe, so lohnt es nicht mehr zum Schlusse die Mühe, ein anderes Thema zu beginnen. Während auf der Balkan-Halbinsel die Montenegriner, als die vestalischen Jungfrauen der orientalischen Frage, dafür sorgen, daß diese immerfort brennend erhalten werde, hat in dieser Woche ein officiöses Berliner Journal, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die nicht erwarten zu können scheint, bis weit hinten in der Türkei wieder die Nasen abgeschnitten werden, eine kleine innere orientalische Frage angeregt — die Judenfrage. Sie hat aber nicht die durch den langjährigen Gebrauch ehrwürdig gewordenen Vorwürfe gegen die Juden wiederholt, sondern sich damit begnügt, den „Deutschen jüdischen Glaubens" vorzuwerfen, daß sie liberal und oppositionell gesinnt seien. Es ist hoffentlich noch nicht so weit gekommen, daß man die

Unabhängigkeit der politischen Gesinnung zu vertheidigen nothwendig hätte, aber die Norddeutsche Allgemeine Zeitung glaubt, diese discreditiren zu können, wenn sie sie den Juden vorwirft. Ach Gott, die Juden! Ich speiste vor vierzehn Tagen bei einem Bekannten, und nachdem wir über viele andere Dinge gesprochen hatten, kam das Gespräch endlich auf die Juden, die der Hausherr scharf mitnahm.

„Mein Gott," unterbrach ihn seine gutmüthige Gemalin, „die Juden sind ja auch Menschen!"

„Das ist ja eben ihr Fehler," erwiderte ich, „denn wenn sie Canarienvögel wären, würden sie wahrscheinlich allgemein beliebt sein!"

Hanns Makart's Diana.

29. Mai 1880.

Seit einigen Tagen prangt in dem Künstlerhause das neueste Bild Hanns Makart's: „Diana". Es scheint, daß der Künstler seine Colossalbilder für seine Luftschlösser malt, denn die Besitzer wirklicher Schlösser, in denen sie Raum fänden, kaufen sie nicht, und so ist sein voriges Bild: „Der Einzug Karl's V. in Antwerpen" noch immer auf der Wanderschaft und rastet gegenwärtig in London, wo seine Farbenpracht die Bewunderung der Bewohner dieser nebeligen und rußigen Weltstadt erregt. Obwol es ein mythologischer Gegenstand ist, den der Maler diesmal gewählt hat, so gibt er uns doch keine harmlose Idylle, sondern eine üppige Decoration, denn er führt uns keine schüchternen Nymphen vor, die unter dem strengen Blicke der Großmeisterin der Keuschheit zagend in den Schoß blicken, sondern verwegene, hirschgerechte Jägerinnen, die, geführt von der Göttin, in deren Ressort außer der Keuschheit und dem Monde auch die Jagd gehört, der grausamen Lust fröhnen, den Hirsch zu hetzen. Wir haben alle diese schönen Nymphen schon gesehen, wenn wir uns auch nicht erinnern

können, wo wir diesen lieblichen Gesichtern begegnet haben. War die Diana selbst nicht neulich im Circus Renz, und sahen wir sie nicht auch dort die stolze Feudalnase rümpfen bei den plumpen Späßen der heiseren Clowns? Und war es nicht bei der Patti, wo die reizende Nymphe neben ihr, die den Bogen so sanft handhabt, als wollte sie darauf Guitarre spielen, in einer Loge saß und, das blonde Köpfchen auf den schönen Arm gestützt, dem herrlichen Getriller dieser Lerche lauschte? O gewiß, diese Jägerin, welche die beiden grauen wirrstraubigen Rüden an der Fangleine so stramm zurückhält, sahen wir schon früher bei einer Maifahrt im Prater in ihrem vornehmen Lustwagen, nur dünkt uns, daß damals ein frisirter Seidenpinscher auf ihrem Schoße saß. Man sieht es den reizenden Mädchen auch auf den ersten Blick an, daß sie Sonntagsjägerinnen sind; die zarte Farbe der Wangen verräth, daß sie keine anderen Strapazen kennen, als die des Salons; die weichen, weißen Arme beruhigen uns darüber, daß sie nicht den Speer zu schleudern, sondern nur mit dem Fächer zu wehen geübt sind, und aus diesen zarten, gepflegten Händen spricht die rührendste Sehnsucht nach taubengrauen Handschuhen. Wie viele köstliche Essenzen werden morgen bei der Toilette verschwendet werden, um wieder gutzumachen, was diese abscheuliche Jagd verschuldet hat.

„Um des Himmels willen, Francisca," wird die Eine rufen, „ist das nicht ein rother Fleck auf meiner Schulter? Schnell die Puderschachtel, bevor es vielleicht zu spät ist."

„Ach, Mama," wird die Andere seufzen, „warum habe ich deinem Rathe nicht gefolgt, diese Jagd nicht mitzumachen; erst jetzt weiß ich das Glück desjenigen zu schätzen, der keine Sommersprossen hat."

Nun, rothe Flecke und selbst Sommersprossen sind endlich doch nur kleine Unfälle, aber der Herbst hat den Wald bereits dunkel gefärbt, die holden Damen sind so erhitzt vom Jagen, und die Toilette — wir dürfen doch wenigstens hoffen, daß am Waldesausgange die Livreebedienten mit den Mantillen warten?

Der gehetzte weiße Hirsch sucht seinen Verfolgerinnen zu entrinnen, indem er sich von der Waldhöhe in die Fluth eines breiten Stromes hinuntergestürzt hat; aber die jungfräuliche Göttin ohne Makel und Mitleid würde ihm den erhobenen Speer dorthin nachsenden, wenn nicht die barmherzigen Schwestern des Flusses, die nicht nur die Liebe schöner Menschensöhne erwidern, sondern auch mit der Qual jeder anderen armen Creatur ein tiefes Mitleid empfinden, sich mit ihren herrlichen, nie alternden Leibern aus der blauen Fluth erhöben und die Jägerinnen abwehrten. Die Flußgöttinnen haben keine Flossen und Fischschwänze, die Einem sonst das schönste Wasserfräulein zu verleiden im Stande sind, sondern sie könnten sich ohneweiters, vorausgesetzt, daß sie ein Bischen Raison und Leibwäsche annähmen, in dem Bassin einer jeden Schwimmschule, selbstverständlich in den Damenstunden, sehen lassen, und würden gewiß nicht von den anderen Schwimmerinnen, wenn diese nur, wie wir nicht bezweifeln, ebenfalls von tadelloser Körper-

licher Schönheit sind, unterschieden werden können. Ja, sie haben nicht einmal grüne Haare, die Einem Respect einzuflößen vermöchten, sondern anheimelndes üppiges Blondhaar, wie man es sonst auch in den Schaufenstern der Friseure sieht, so daß man sich im Nu mit ihnen vertraut fühlt und sie vergnügt und sorglos anblinzelt. Das bejammernswerthe Los des armen Hirsches geht am meisten der Flußnymphe mit dem herabwallenden rothschimmernden Haare zu Herzen, die sich in der Mitte ihrer Gefährtinnen mit dem schönsten Pathos edlen Mitleids hoch aufgerichtet hat und mit ausgestreckten Armen um Schonung für das bedrängte Thier zu flehen scheint. Ach, eher würde sie ein Roastbeef in einem Wiener Gasthause erweichen, als das harte Herz der Göttin! Am leidenschaftlichsten jedoch geberdet sich auf dem Bilde der Schwan, der in dem Flusse rudert. Mit wildzornigem Schnabel und gesträubtem Gefieder, mit jener flammenden Wuth, wie sie die Sänger sonst nur nach einer ungünstigen Recension an den Tag legen, schnaubt er den einen der beiden Jagdhunde an und hält ihm, wie es scheint, eine grimmige Strafpredigt:

Wenn diese Damen, um sich die Zeit angenehm zu vertreiben, ein edles schuldloses Thier mit raffinirter Grausamkeit zu Tode hetzen, so sind sie endlich nur Menschen, aber du, ein mit vier Füßen begabtes Wesen, dessen Bau und Haltung nach vorwärts strebt und nicht ordinär aufrecht ist, wie die gefühlloser Pappeln, Felsblöcke und Menschen, schon durch deinen hochentwickelten Geruchsinn für die zartesten Regungen einer Duftseele

empfänglich, vergissest deine Thierwürde so weit, um im Bunde mit Raubmenschen dein Mitthier zu zerfleischen — Pfui! und noch einmal Pfui!

Man hat nämlich weniger die wirklichen Vorzüge des neuesten Bildes Makart's gelobt, als das ethische Moment in demselben, und solche Lober haben wahrscheinlich das Bild für einen gemalten Protest gegen die Parforcejagd gehalten, die allerdings weit eher die Entrüstung hervorzurufen vermöchte, als die in jüngster Zeit so heftig bekämpfte Vivisection. Man begnügt sich nicht mehr mit Farbe, Zeichnung und künstlerischer Anordnung bei einem Bilde, sondern man verlangt von diesem dieselbe Emotion, die man im Schauspielhause oder beim Lesen eines Romans erwartet. Man kann daher in den Kunstausstellungen auf eine Landschaft stoßen, in welcher der Maler versucht hat, die Gemüthsstimmung des Königs Lear wiederzugeben, und die den Eindruck hervorbringen soll, als wäre sie vom tiefsten Wahnsinne umnachtet; man sucht bei einem Still-Leben eine Tendenz herauszufinden, ob es nicht etwa, indem es die Reste eines luxuriösen Frühstücks darstellt, das der Kapitalist nicht einmal ganz aufzuzehren vermochte, ein Leitartikel über die sociale Frage sein soll, und ich habe vor einiger Zeit das Porträt eines Hundes gesehen, der ein wenig an einen, in seine berühmten Selbstbetrachtungen versunkenen Kaiser Marc Aurel erinnerte. Ich begreife es ja, wenn der Maler einen Hofrath klüger aussehen läßt, als er ist — aber einen Hund? Das Thierreich ist nicht nur durch die beiden Hunde und den Schwan,

sondern auch noch durch einen Falken vertreten, der auf einem Baume sitzt und die Landschaft mit der Gewissenhaftigkeit eines Raubthieres durchspäht. Glücklicherweise ist nirgends ein Stier zu erblicken, denn das purpurrothe Gewand der Diana würde ihn gewiß wüthend machen.

Auch diesmal wieder blecken die schönen Frauen Makart's, wie dies in ihrer Gewohnheit liegt, die Zähne. Es ist wahr, ihre Zähne sind blendend weiß, aber sie sollten doch wenigstens diese Eine Schönheit für unvorhergesehene Fälle in Reserve halten. Es wäre aber immerhin möglich, daß es zu den Gepflogenheiten der vornehmen Welt gehört, den Mund jederzeit offen zu halten. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich vor vielen Jahren einmal in Hietzing hinter einem sehr vornehmen alten Herrn schlenderte, der mit einem Diener spazieren ging. Plötzlich fielen einige Regentropfen, und ich sah, daß der vornehme Greis wie verwundert den Kopf schüttelte.

„Ich weiß nicht, Johann," redete er mit Einemmale den Diener an, „was das ist, es regnet mir in Einemfort in den Mund."

Der schlichte treue Diener aber erwiderte darauf: „Machen Euer Gnaden einmal den Mund zu."

Die Großen haben leider nicht immer solche gute Rathgeber.

Ich will nur noch zum Schlusse erwähnen, daß auch die Landschaft, in der die Diana Makart's jagt, alle Kenner in hohem Grade befriedigt hat. Namentlich wird der dunkelbraune Wald Jeden, der noch an

einer echten Havanna-Cigarre Freude hat, entzücken. Wir sind überzeugt, daß dieser Wald, wenn er, was der Himmel verhüten möge, angebrannt würde, ein Aroma hätte wie eine abgelagerte Londres und eine ganz weiße feste Asche gäbe.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

I.

(Aus Karlsbad.)

9. Juli 1880.

Ich war mit der Welt, Gott und mir zerfallen, ich sehnte mich fort von Wien, nach Luftveränderung und Abenteuern, und war daher entschlossen, nach Spanien zu gehen und sämmtliche Alguazils durch meine tollen Streiche in Verzweiflung zu bringen. Ich wollte von Marseille zu Schiffe nach Barcelona, dann mit der Eisenbahn über Saragossa nach Madrid, und ich hätte mich hierauf nach Cordova begeben, um Herrn Ritter v. Schmerling eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen und ihm zur Erleichterung seines mannhaften Auftretens ein Paar bequeme Pantoffeln aus weichem Corduanleder zum Geschenk zu machen. So weit war ich mit mir im Reinen, und ich schwankte nur noch, ob ich von Cordova nach Sevilla den Zug, der um 3 Uhr 10 Minuten Morgens oder jenen, der um 2 Uhr 10 Minuten Nachmittags abgeht, benützen sollte. Ach Gott, sagte ich mir endlich, du hast ja Zeit genug, dir während der Reise

zu überlegen, ob es praktischer ist, in Sevilla zum Frühstück oder zum Mittagessen anzukommen, und endlich erlaube ich mir, dich darauf aufmerksam zu machen, daß es bei der Eifersucht der Spanier und deinem bekannten Vorwitze sehr fraglich erscheint, ob du überhaupt jemals lebend bis nach Cordova gelangen wirst.

Je mehr ich mich mit dem Gedanken einer spanischen Reise vertraut machte, desto mehr kam ich von demselben zurück und fuhr endlich mit dem Courierzuge der Oesterreichischen Nordwestbahn Abends acht Uhr nach Znaim. Znaim liegt sehr hübsch auf den Hügeln des linken Ufers der Thaya, und man könnte die Gegend romantisch nennen, wenn sie nicht so fruchtbar wäre, daß man bei längerer Betrachtung mehr national-ökonomisch gestimmt wird, als lyrisch. Die alte, liebenswürdige Stadt wurde von König Ottokar dem Ersten gegründet, zehrt aber mehr von dem Handel mit ihren weltberühmten Gurken, als von ihren historischen Erinnerungen. Die Znaimer Gurke ist die späteste unter ihren Schwestern, sie kennt nicht wie diese den Frühling des Lebens, sie säumt lange, und erst wenn der festliche Reigen der sauren Gurkenzeit seinem Ende naht, dann erscheint sie als letzte — die stolze grüne Träumerin. Auch hier wie in den meisten anderen Provinzstädten haben die früheren Festungsmauern schönen Anlagen Platz gemacht, und so verdankt man den Fortschritten, die unsere Zeit im Bombardement gemacht hat, daß die Städte, die Nutzlosigkeit der Basteien einsehend, diese niederreißen und so schöner und gesünder werden. Ein Ottokarplatz

erinnert an den Stifter der Stadt, während zu Ehren Sealsfield's, der in dem Dorfe Poppitz bei Znaim geboren wurde, ein Platz den Namen des berühmten Romandichters erhalten hat. Auffallenderweise aber gibt es, obwol auch der dramatische Dichter Joseph Ritter von Weilen hier viele Jahre gelebt hat, keinen Weilenplatz. Freilich hat die Stadt einen so beschränkten Umfang, daß man vielleicht für Weilen keinen Platz mehr hat, allein das Wiener Burgtheater ist ja noch weit kleiner, und hier gibt es sogar für jedes einzelne Stück Weilen's jederzeit so viele Plätze, als man nur will.

Auch Iglau, wohin ich von Znaim aus fuhr, ist eine gefällige und sehr gemüthliche Stadt mit reizenden schattigen Spaziergängen im „Heulos" und freundlichen Menschen. Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich lieber in Iglau geboren sein, als in Znaim; denn wenn jenes auch nicht eine achtunggebietende Stellung auf dem internationalen Gurkenmarkte einnimmt wie dieses, so hat es dafür weitgeschätzte Ammen. Welchen Tugenden gerade die Iglauer Ammen ihren Ruf verdanken, habe ich nicht erkunden können. Iglau besitzt allerdings das älteste Stadtrecht unter den Städten Mährens, aber ich glaube nicht, daß der Stolz, welcher deßhalb die Brust der Bewohner schwellt, die Beliebtheit der hiesigen Ammen begründet hat. Die Fremden gehen hier meist mit niedergeschlagenen Augen herum, wogegen die Kinder durchschnittlich sehr aufgeregt sind, denn die Bäuerinnen, die man auf dem Markte und in den Straßen sieht, tragen ohne Ausnahme zinnoberrothe Strümpfe. End-

lich gehört es zu den Merkwürdigkeiten der Stadt, daß man dem Feldzeugmeister Baron Kempen ein Standbild errichtet hat.

Nachdem ich jenen interessanten Theil unseres Gesammtvaterlandes passirt hatte, der den bescheidenen Namen Czaslau führt, kam ich in der alten Bergstadt Kuttenberg an, wo ich der herrlichen, leider nicht vollendeten und in schmählicher Weise vernachlässigten Barbara-Kirche, diesem Meisterwerke des schwäbischen Baumeisters Peter von Gmünd, einen Besuch abstattete. In Czaslau möchte man nicht begraben sein; wenigstens hat Ziska, der einen Versuch in dieser Richtung unternahm, sehr unangenehme Erfahrungen damit gemacht, indem Ferdinand II. das Grab des tapferen Hussitenfeldherrn vollständig verwüsten ließ, so daß keine Spur desselben mehr erhalten ist. Die Stadt Kuttenberg ist von dem Bahnhofe sehr weit entfernt, doch unterhielt ich mich während der Fahrt in dem Omnibus nach dem Gasthofe sehr gut, da sämmtliche Insassen Czechisch sprachen, so daß ich kein Wort von dem Gespräche verstand. Als ich beim Gasthofe angelangt war und mich gleich den Anderen, nachdem ich das Fahrgeld bezahlt hatte, entfernen wollte, zog mich der Conducteur des Omnibus beim Rockschoße sanft zurück und hielt mit wehmüthig zitternder Stimme eine czechische Ansprache an mich. Da sich inzwischen auch einige ältere Individuen malerisch um mich gruppirt hatten, vermuthete ich, der Conducteur sei gleichzeitig der Bürgermeister, der an der Spitze des Gemeinderathes mich als Fremden feier-

lich begrüße, und ich glaubte aus dem Umstande, daß er das Zwanzig-Kreuzerstück, das ich ihm gegeben hatte, auf der ausgestreckten Hand vor sich hinhielt und unverwandten Blickes betrachtete, entnehmen zu dürfen, er habe zum Ausgangspunkte seiner Rede die Thatsache genommen, daß in Kuttenberg die ersten Silbergroschen geprägt worden seien, und knüpfe daran melancholische Betrachtungen über unsere gegenwärtigen schlechten Valuta-Verhältnisse. Ich säumte daher nicht, mein ganzes Interesse an diesem Gegenstande an den Tag zu legen und in staatsmännischer Weise mehreremale die Achseln zu zucken. Doch darauf wurde die Scene so kläglich stürmisch, daß ich über den Sinn des Melodramas nicht mehr im Zweifel blieb und die Mitwirkenden mit einigen Kreuzern befriedigte.

Man findet vielleicht, außer in Italien, nirgends so viele Bettler, wie in dem schönen, reichen und fruchtbaren Böhmen, und zwar nicht nur in den czechischen, sondern auch in den deutschen Bezirken. In dem nördlichen Böhmen gebraucht man übrigens statt des abstoßenden Wortes: betteln die hübsche und versöhnend klingende Umschreibung: Auf die Güte geh'n. Nachdem ich die Kirche besehen und gespeist hatte, schlich ich mich auf dem nächsten gemischten Güterzuge aus der trübseligen Stadt. Ich will nicht meine weiteren Irrfahrten im Lande der Czechen und die mannichfachen Drangsale, die ich erlitten, erzählen. Als der Wiener Dichter Castelli beim Einzuge des ersten Napoleon in Wien wegen eines patriotischen Gedichtes, das er verfaßt hatte, flüchten mußte, nahm er

beim Kaiser Franz Audienz, der ihn auch empfing und fragte, weßhalb er denn eigentlich aus Wien geflohen sei. Als der Dichter erwiderte, er habe ein Gedicht gegen Napoleon veröffentlicht, rief der Kaiser: „Wer hat's Ihnen denn g'schafft?" Da mir nun der Leser auch nicht „geschafft" hat, nach Podiebrad und Dobrowitz zu reisen, so will ich ihn auch nicht mit dem Berichte über meine Flucht aus diesen Gegenden belästigen. Ich war aber froh wirklich, als ich wieder im deutschen Böhmen war, als meine Sprache wieder allgemein cursirte und ich nicht mehr nöthig hatte, wenn ich meinen Willen zum Leben durch ein Schnitzel bejahen wollte, so ausdrucksvolle Geberden und bezeichnende Gesticulationen aufzuwenden, als wenn ich nicht ein Schnitzel, sondern ein Engagement an dem Meininger Hoftheater zu erlangen bestrebt gewesen wäre.

Bei meiner Ankunft in Karlsbad waren alle Furien der hohen Saison bereits entfesselt. Die Gasthöfe waren derart überfüllt, daß die Passagiere mit einander verwechselt wurden und ein Holländer, der so reinlich war, daß er seinen eigenen Spucknapf auf Reisen mit sich führte, die Nachtmütze eines polnischen Grafen in seinem Bette fand; in den Bäckerladen schlossen, da jeder Curgast den Einkauf des Gebäckes zum Morgenkaffee selbst besorgt, die Fremden in Folge des Gedränges sich so enge aneinander, daß sie sich beim Verlassen des Ladens bereits dutzten, dagegen aber waren zur Mittagszeit die Tische bei den Restaurants so „reservirt", daß Niemand ihnen zu nahen wagte; die Zeitungen endlich waren immer „in der Hand", so daß selbst die officiösen Zei-

tungen wie warme Semmeln gingen, die hier verboten sind. Aber auch in Karlsbad wird man, wie in allen böhmischen Curorten, mit allen den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten durch die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit der Bewohner versöhnt. Freilich erinnert deren Höflichkeit nicht selten an jene des Scharfrichters, der vor Karl I. niederkniete, bevor er denselben köpfte. Die Berühmtheiten schienen in diesem Winter mäßiger gelebt zu haben als sonst, denn es waren nur sehr wenige in Karlsbad zur Cur anwesend. Ich sah Dingelstedt, Laube, dessen Kleider, obwol er noch immer dieselben trägt, die er sich zur Zeit des jungen Deutschland machen ließ, doch jetzt schon anfangen, in hohem Grade altdeutsch auszusehen; den Lustspieldichter Klapp, den träumerischen Componisten Goldmark, den Sänger Nachbaur, der unter den jetzt lebenden Tenoristen die größten Augen hat; Theodor Wachtel, der eine Dame am Arme führte, ein Hündchen in der Hand trug, eine Cigarre im Munde hielt, einen Orden im Knopfloche hatte und vielleicht gar noch Stimme in der Kehle hat, und eine Unzahl Millionäre, wie den Baron Albert Rothschild aus Wien, den amerikanischen Krösus Astor und das Barönchen Oppenheim aus Köln, das etwa drei Schuh hoch ist, — aber jeder Zoll eine Million; er ist der Zaunkönig unter den Millionären, es gibt aber wol nur wenige russische Fürstinnen, die sich den Luxus erlauben könnten, ihn als Aufputz an ihrem Hute zu tragen.

Karlsbad liegt in einem von waldigen Höhen eingeschlossenen Thale, in dem die Tepl bescheiden und ge-

räuschlos dahinfließt, wie es sich für ein Wasser geziemt, das auch nicht durch den kleinsten Gehalt an schwefelsaurem Natron auf eine sociale Stellung unter den übrigen Mineralwässern Anspruch erheben kann. Jedes der Häuser in Karlsbad hat, wie dies in allen böhmischen Curorten üblich ist, seinen eigenen Namen, der in der Regel dem genealogischen Taschenbuche und der Zoologie, aber auch der Botanik, Geographie u. s. w. entnommen ist. Es hat dies schon zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, da Viele, wenn sie die Namen Rosenthal, Hirsch, Blumenstock, Bär, Mandelbaum, Wolf, Herz und ähnliche lesen, der Ansicht sind, die Häuser führten diese Namen zur bleibenden Erinnerung an berühmte Juden, die hier einer unvergeßlichen Leberanschoppung wegen zur Cur geweilt. Manche Hauswirthe verabsäumen auch nicht, den Curgästen einige Tugenden, wie die Dankbarkeit oder Zufriedenheit, kurz solche herrliche Eigenschaften des Gemüths, durch welche sich der Mensch ohne Rücksicht auf die Höhe der Wohnungsmiethe und die Größe der verabreichten Portionen stets beglückt findet, mittelst großer Fracturschrift in geneigte Erinnerung zu bringen. Ja, hin und wieder, wie z. B. im Café „zum Elephanten", sind auch die Kellnerinnen durch eigene Aufschriften von einander unterschieden, indem sie schmale Blechschilder mit ihren Taufnamen auf der Brust tragen. Der empfindsame Mensch fühlt sich eigenthümlich ergriffen, wenn er träumerisch durch die grüne Allee wandelt und plötzlich die vielen sehnsüchtigen Rufe nach einer säumenden Helene, nach einer verschwundenen Elisabeth oder gar

nach einer niemals wiederkehrenden Adelaïde an sein Ohr dringen.

Die Stadt zerfällt in zwei Wiesen, in die Alte und in die Neue Wiese. Die erste ist der allgemeine Weideplatz, hier sowie in der sich anschließenden Pupp'schen Allee sind die besten Kaffee- und Speisehäuser und die vornehmsten Läden, hier bieten die Gärtner Rosen feil, die man schönen Frauen zum Morgengruße bringt, und wer so glücklich ist, auf diesem Erdenrunde wenigstens ein Wesen sein zu nennen, das sich dafür interessirt, wie schwer er ist, kann sich hier wägen lassen. Außer den beiden Wiesen gibt es aber noch einen besonderen Stadttheil, das sogenannte englische Viertel, doch weiß ich nicht, ob es diesen Namen führt, weil es ausschließlich von Engländern bewohnt wird, oder weil man halbgebraten ist, wenn man die Anhöhe, auf welcher dasselbe liegt, erklommen hat. Damit sich aber die Russen, die gleich den Engländern sehr geschätzt sind, nicht zurückgesetzt fühlen, hat man eine Quelle ihnen zu Ehren die russische Quelle genannt. Die Bestandtheile und heilsamen Eigenschaften dieser Quelle sind mir nicht bekannt, ich weiß nur, daß der russische General, der dieselbe gebrauchte, schon um halb 7 Uhr Morgens einen schwachen Geruch wie von starkem Marasquin verbreitete.

Karlsbad bietet so viele Abwechslung und Zerstreuung, daß auch ein Gesunder, wenn er sich hieher verirren sollte, wenigstens für einige Zeit ganz zu vergessen vermöchte, daß ihm nichts fehlt. Es hat auch die herrlichsten Spazierwege, und obwol diese meistens bergan führen,

verspürt man auf den bequemen, stets durch den Wald führenden Wegen mit den vielen Ruhebänken kaum irgend welche Mühsal. Die Bänke haben ebenfalls eigene Namen, und man findet unter ihnen auch eine „Dichterbank". Wir möchten aber unerfahrene Poeten warnen, sich durch den verlockenden Titel nicht verführen zu lassen, denn ganz in der Nähe jener befindet sich eine andere Bank, die den Namen „Durchhaubank" führt. Allerdings verschmähen einige Philologen die natürliche Deutung des Namens, die sich jedem Freunde einer raschen Justiz von selbst aufdrängt, und diese leiten denselben in gesuchter Weise von der Lichtung her, die dort durch den Wald gehauen ist. Der berühmteste von den vielen Aussichtspunkten ist der Hirschensprung; denn von hier aus soll ein Hirsch, den Kaiser Karl IV. auf der Jagd verfolgte, in das Thal gesprungen und so den Anlaß zur Entdeckung der Quellen gegeben haben. Die dankbaren Karlsbader haben dafür sowol dem Hirsch wie Karl IV. ein Denkmal errichtet, und zwar jenem auf der Höhe, diesem aber auf dem Marktplatze, wodurch Viele zu der irrigen Ansicht verleitet werden, der Hirsch habe Karl den Vierten verfolgt und dieser sei in die Tiefe gesprungen. Doch ist dieser Hirschensprung nur eine sinnige Fabel, durch welche die Curtaxe poetisch verklärt wird.

Ich habe auch nicht versäumt, die romantischen Felsen des Hanns Heiling, sowie die Eichen von Dallwitz zu besuchen. Der Sage nach soll eine Flußnymphe den schönen Jüngling Hanns Heiling, der ihr untreu wurde und eine Andere heiratete, mit seiner Braut und der ganzen

Hochzeitsgesellschaft versteinert haben. Man entdeckt auch in den barocken Felsen Aehnlichkeit mit menschlichen Gestalten und hat das Brautpaar, die Kranzeljungfern, am deutlichsten aber den Capuziner erkannt: ein trauriger Beweis, daß nicht blos die Civil-Ehen der Macht des Teufels verfallen sind. Da der Sprudel die Eigenschaft hat, zu versteinern, mag man wol auf den Einfall gekommen sein, die verlassene Nymphe ihre Rache in so echt karlsbadischer Weise nehmen zu lassen. Wie die Heiling-Felsen durch die Oper Marschner's, sind die Eichen im Parke von Dallwitz durch Körner berühmt geworden, der sie besungen hat. Von den drei mächtigen Eichen ist leider die eine im Winter des vorigen Jahres abgebrannt. Ehemänner möchten wir übrigens darauf aufmerksam machen, daß sich in Dallwitz auch eine große Porcellanfabrik und eine Niederlage der dort erzeugten Waaren befindet und daß sie auf der Huth sein mögen, wenn ihre Frauen anfangen, von den knorrigen Eichen zu schwärmen, die den Stürmen Trotz bieten, denn sie empfinden dann in der Regel Sehnsucht nach einem neuen Porcellan-Service.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

II.

29. August 1880.

Nachdem ich mich eine zeitlang in Böhmen umhergetrieben hatte, kam ich ziemlich Johann-von-Nepomuk-müde in Sachsen an. Hier athmete ich die Höflichkeit mit vollen Zügen ein und hütete mich ängstlich, irgend eine Dummheit zu begehen, um nicht fortwährend um Entschuldigung gebeten zu werden. Ich genoß die Schönheiten der sächsischen Schweiz, die auch dem größten Aquarium zur Zierde gereichen würden, besuchte den „Kuhstall" und die „Bastei", wo die Natur die ganze Majestät eines kleinen Souveräns von fünf Meilen entfaltet, und lauschte mit vergnügtem Ohre dem sanften Murmeln des berühmten Wasserfalles, das übrigens durch eine Schleuse zu einem anmuthigen Geplätscher verstärkt werden kann. Auch versäumte ich nicht, meine alten, vornehmen Bekannten in der Dresdener Gemälde-Galerie aufzusuchen; aber ach, die Zeit hat hier, und gerade unter den armen Heiligen, manche traurige Veränderung hervorgebracht. Es wurde mir ganz weh zu Muthe, als ich wieder vor der heiligen Familie stand, die ich noch

in ihrer Glanzzeit kannte, und die jetzt so heruntergekommen ist, seitdem man weiß, daß sie nicht von Signorelli herstammt. Tief erschüttert stand ich vor der heiligen Magdalena des Correggio, die sich anstatt zu bessern verschlechtert hat und als Copie erkannt wurde, so daß aus der bewunderten Sünderin jetzt eine nur wenig beachtete Lückenbüßerin geworden ist. Aber mehr noch ging mir das Los der Holbeinschen Madonna zu Herzen. Sie thront zwar noch immer hoheitsvoll und milde in dem Saale, den sie sonst bewohnte, aber sie ist nicht mehr von Anbetern und Bewunderern umdrängt wie ehemals, und nur die treue Familie Meyer kniet noch immer gläubig vor ihr, während die anderen Kunstmeyer längst wissen, daß das Original sich nur in Darmstadt befindet, und achselzuckend an ihr vorübergehen.

Ach Gott, sogar von dir verlangt die Welt, daß du immer originell sein sollst.

Ich labte mich acht Tage an der Zuvorkommenheit der liebenswürdigen Dresdener und erquickte mein Ohr an dem Tonfalle des sächsischen Dialektes, der so elegisch klingt und derart mit Seufzern: Ach Ja's und Ach Nee's, lieben Gotts und Herrjeses durchwirkt ist, daß ich meinem Nachbar an der Table d'hôte, als er mir mittheilte, er wolle seine Frau, die aus dem Bade zurückkomme, auf dem Bahnhofe erwarten, mein aufrichtiges Bedauern ausdrückte, da ich glaubte, er habe mir einen Unglücksfall erzählt. Die schöne Stadt hat auch, wie die meisten größeren Städte in Deutschland, einen zoologischen Garten, den die gebildeten Dresdener gerne besuchen, um sich

dort von dem Lärm der Straße zu erholen und an dem belehrenden Gebrülle der fremdländischen wilden Thiere zu ergötzen oder den Tigern und Panthern in sanfter Weise Vorstellungen zu machen, sie mögen doch nicht so blutdürstig sein. Bei den Papageien traf ich einen schmächtigen bleichen Jüngling an, der vor einem Kakadu stand, und indem er diesen mit schwärmerisch verliebten Blicken ansah, in klagendem Tone fortwährend leise: Caroline! Caroline! wiederholte. Dann nahm er ein Stückchen Brot aus der Tasche, hielt es dem Papagei hin und rief flehentlich: Ach mein gutes Kakaduchen, sag' doch nur einmal Caroline! Der Kakadu aber wollte weder von den Leckerbissen noch von der Geliebten des Aermsten etwas wissen, sondern rückte einigemale unruhig hin und her und schlief dann ein.

Von Dresden setzte ich meine Bildungsreise über Jüterbog nach Berlin fort. Ich blieb aber in Berlin gerade lange genug, um mich von dem Respect, den Einem die riesige Entwickelung dieser Großstadt einflößt, wieder ein bischen zu erholen. Aus dem Spree-Athen ist ein Spree-Karthago geworden, Handel und Krieg geben der Stadt und dem Verkehre ihr großartiges Gepräge, man begegnet immer wieder colossalen Fabriken und Monumentalbauten zu militärischen Zwecken, großen Kasernen und ausgedehnten Lagerplätzen für Waaren; neben der Borussia, die alle Hände voll zu thun hat, um Handel, Schifffahrt, Viehzucht und Industrie zu segnen, ist keine Göttin so vielbeschäftigt wie die Victoria, die fortwährend Lorbeerkränze anbietet, und Kaserne und

Börse sind hier so verquickt, daß der große Bismarck eine Cüraſſier-Uniform trägt und sich dabei, um seine Rolle in der orientalischen Frage zu bezeichnen, einen „ehrlichen Makler" nannte. Auch dem Künstler, der das Denkmal vor dem Brandenburger Thore zur Erinnerung an die Kriege von 1864 bis 1870 erbaut hat, durch die Staat und Stadt mit so beispielloser Raschheit groß und mächtig geworden sind, scheinen dabei die großen Rauchfänge der Fabriksstadt vorgeschwebt zu haben, denn die Säule sieht aus wie ein allegorischer Siegesschlot, aus dem statt des Dampfes eine vergoldete Borussia aufsteigt. Man findet wol in keiner andern Großstadt so viele Straßen und Plätze, die nach Schlachten und Feldherren benannt sind, wie in Berlin. Ja sogar jeder einzelnen Waffengattung ist irgend eine Straße oder ein Platz gewidmet, und so gibt es beispielsweise eine Füsilier-, eine Kanonier-, eine Cüraſſier-, eine Pionnier-, eine Jäger-, eine Schützen-, eine Dragoner- und eine Uhlanenstraße, sowie einen Gendarmenmarkt und einen Kaiser-Franz-Grenadierplatz, überdies aber noch eine Landwehr-, eine Invaliden- und eine Veteranenstraße. Auch die zahlreichen Standbilder von Generalen erregen anfangs das Staunen des Civilisten. Eines Morgens, da ich mit der Pferdebahn nach Charlottenburg fuhr, erzählte mir ein mittheilsamer Schuster, der neben mir saß, in leicht faßlicher Weise den ganzen deutsch-französischen Krieg, und da ich darauf die Vorzüge der preußischen Soldaten rühmte, erwiderte er mit einigem Stolze:

Ja, ja, sie haben die besten Stiebeln.

Ich bin nun allerdings zu wenig Stratege, um mir ein Urtheil über Militärstiefel erlauben zu dürfen, es scheint jedoch, daß man in Berlin auch diesen „Stiebeln" durch das Denkmal in der Leipzigerstraße den Zoll der Dankbarkeit entrichten wollte, denn in den ehernen Colossalstiefeln daselbst befindet sich weiter Niemand, als der verstorbene General und Minister Graf Brandenburg, der übrigens durch eine unbescheidene Handbewegung andeutet, daß er jene um noch mindestens einen halben Schuh größer gewünscht hätte. Weit weniger demonstrativ benehmen sich die Generale Friedrich's des Großen auf dem Wilhelmsplatze, und namentlich der tapfere Ziethen, dessen Husarenmütze eine entfernte Verwandtschaft mit einer Ananas nicht verleugnen kann, sieht sehr gemüthlich aus, wenn er mit der Hand prüfend sein Kinn befühlt, als wenn er sich überzeugen wollte, ob er gut rasirt worden sei.

Der preußische Staat ist zu seiner Größe nicht emporgekommen, er ist nur endlich bei seinem Ziele angekommen, und daran tragen wol weder die guten „Stiebeln" Schuld, noch die guten Schulmeister, wie ja früher allgemein behauptet wurde, und auch nicht der preußische „Pflichtmensch", wie jetzt das allgemeine Schlagwort lautet. Als man Newton fragte, wieso er das Gravitations-Gesetz entdeckt habe, antwortete er: Weil ich immer daran dachte. Die Schlagworte haben glücklicherweise eine eben so kurze Lebensdauer, wie die ironischen Redensarten, die der Berliner nicht entbehren kann, und sie verdanken ihren Ursprung manchmal auch nicht ernsteren Gründen,

als diese. So erfreut sich gegenwärtig die spöttische Phrase: Achtung vor der Dampfwalze! der größten Beliebtheit, eine Warnung, der man an vielen Stellen im Thiergarten begegnet, wo seit einiger Zeit eine Dampfwalze zum Ebnen des Bodens verwendet wird. Man erspäht jede nur halbwegs günstige Gelegenheit, um dieses Wort anzuwenden, und wenn eine Berlinerin von ihrem Manne bei einem Stelldichein überrascht würde, wird sie bei allem Schrecken doch so viel Geistesgegenwart übrig behalten, um: Achtung vor der Dampfwalze! auszurufen. Wenn man aber sieht, welche großen Fortschritte Berlin gemacht hat, wie es sich fortwährend bereichert, vergrößert und verschönert, und wie es bestrebt ist, bedeutende Menschen heranzuziehen und durch reiche Unterstützung künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen, sowie durch Erweiterung seiner Galerien und Sammlungen auch einen geistigen Vorrang zu behaupten, geräth man in Versuchung, jenes Scherzwort im ernsten Sinne anzuwenden und unserem contemplativen Wien die Warnung zuzurufen: Achtung vor der Dampfwalze!

Die Vorliebe, die unsere Zeit für „Rettungen" hat, ist auch der Spree und dem Thiergarten zugute gekommen. Die Spree, die früher allgemein verspottet wurde, erfreut sich jetzt einer immer zunehmenden Hochachtung, man anerkennt nicht nur deren Nützlichkeit für die Stadt, man beginnt sogar bereits ihre Schönheit zu bewundern, und es wird wol nicht mehr lange dauern, so wird sie auch von den Berliner Lyrikern besungen werden. Neben den schmutzigen Lasten, welche die Spree zu tragen hat,

schwimmen auch zahlreiche weiße Schwäne stolz-einher, und man zwingt sie neben dem harten Frohndienst, die Rousseau-Insel im Thiergarten, an deren Gestaden alte Gouvernanten von der Neuen Heloise träumen, elegant zu umkreisen. Sie erinnerte mich dabei an jene armen Hausknechte, die, nachdem sie sich abgerackert haben, auf dem Hausballe im Galarocke Limonade und Mandelmilch herumtragen müssen. Auch der Thiergarten ist ein sehr hübscher Park geworden, und die gütige Vorsehung, die alle Wesen mit den zum Kampfe ums Dasein erforderlichen Waffen ausgestattet, hat auch dem schönen Fuße der Berlinerin jenen Umfang gegeben, der ihr gestattet, durch den tiefen Sand der Wege mühelos zu schreiten. Ich habe dort manchen Damenfuß gesehen, den Cuvier, der sich rühmte, aus diesem Körpertheile eines Geschöpfes allein den ganzen übrigen Körper zu entwickeln, zum großen Nachtheile für seinen wissenschaftlichen Ruf zu einem Dragoner ergänzt hätte.

Aber die geraden endlosen Straßen, die vielen Sehenswürdigkeiten und die sommerliche Hitze hatten mich so ermüdet, daß ich nahe daran war, dem Schwane auf dem Relief des Marmordenkmals Friedrich Wilhelm's III. im Thiergarten ähnlich zu sehen, der freilich trotz seiner traurigen Verkommenheit, die ihn eher zu einem kleinen Schwanengesange als zu verwegenen Liebesabenteuern geneigt machen dürfte, ein junges Relief-Fräulein mit solchen Besorgnissen erfüllt, daß sie ihn aus ihrer Urne mit Wasser begießt. Da jene Sculptur die Segnungen des Friedens darstellt, beschloß ich, mich ebenfalls der da-

selbst angedeuteten balneologischen Vortheile desselben zu erfreuen und ein Seebad zu besuchen. Ich war unschlüssig, welches der vielen berühmten Ostseebäder ich aufsuchen sollte; aber da die Berliner, so oft ich eines derselben nannte, mich davor warnten, weil dort lauter Berliner seien, und ich die Strafe, auf mehrere Wochen zu Wasser und Berlinern verurtheilt zu sein, zu strenge fand, wählte ich das stille Ostseebad Heiligendamm in Mecklenburg. Während die Gesellschaft, mit der ich nach Rostock fuhr, ihre ganze Liebenswürdigkeit Fortunen zuwendete und Karten spielte, erquickte ich mein Auge an den schönen Seen, den Wäldern und Wiesen Mecklenburgs, und als ich gar nach allen den Elephanten und Giraffen in den zoologischen Gärten wieder die ersten Kühe auf der Weide sah, als ich ihr Muhen hörte, das so angenehm rund klang in dieser Gegend plattdeutscher Laute, da erwachte in mir die Sehnsucht nach den Bergen meiner fernen Heimat. Ach Gott, welche schöne Ueberraschung! Da lag ja Stavenhagen, der Geburtsort Fritz Reuter's, des herrlichen Humoristen, der dabei so genial boshaft war, daß er die ganze Welt zwang, plattdeutsch zu lesen. Ich sprang, als der Zug einen Augenblick hielt, schnell vom Wagen, stürzte auf einen Stavenhagener, der rauchend beim Bahnhofsgebäude stand, zu, und drückte ihm rasch die Hand, um ein Andenken an die Vaterstadt des großen Fritz mitzunehmen. Der brave Mann sah mir verdutzt höflich nach und mochte mich wol für einen vornehmen vaterländischen Narren halten.

Auch der Flachländer mag sich manchmal nach

hohen Bergen sehnen, und blickt er dann träumerisch vor sich hin in die weite, sonnige Ebene, dann spiegelt ihm eine Fata morgana hohe Berge vor, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, wilde Schluchten und Abgründe, in die sich brausende Wasserfälle stürzen, und er nennt, wenn er erwacht, das Fleckchen Erde mit der beblümten Au, dem stillen Wasser und dem freundlichen Holze im Hintergrunde schlechtweg „die Schweiz". So hat auch der Mecklenburger die liebliche Gegend bei Malchin, an der wir jetzt vorüberfuhren, die mecklenburg'sche Schweiz benannt, der Märker hat seine märkische Schweiz und der Holsteiner die holstein'sche Schweiz. Den höchsten Flug über die Ebene empor nimmt jedoch die Phantasie des Lübeckers; ihm genügen nicht die Berglein der Schweiz, und er nennt eine Anhöhe vor der Stadt, die aber allerdings eine große Vorsicht beim Aufstiege verlangt, da man sonst leicht auf dem Gipfel angelangt sein könnte, ohne zu wissen, daß man gestiegen ist, den — Chimborasso! Je weiter man von Berlin nach Norden kommt, desto mehr verschwinden die Schnurrbärte; doch weiß ich nicht, welchem Umstande diese Sitte, nur die Oberlippe zu rasiren, ihre Entstehung verdankt. Nur glaube ich nicht, daß es aus Rücksicht auf den zarten Mund der Frauen geschieht, sondern vielleicht trägt hieran, da man im Norden weit mehr Appetit als Galanterie besitzt, die norddeutsche Sauce die Schuld, diese fürchterliche Prokrustes-Sauce, in die alles Fleisch hineingezwängt wird, nachdem man es vorher mit unersättlicher Grausamkeit zuerst gesotten und dann

gebraten hat. Nur in die norddeutsche Küche ist der soldatische Geist nie gedrungen, sie ist vollständig harmlos geblieben, und der Spieß hat in derselben niemals Aufnahme gefunden. Für den Feinschmecker beginnt mit der gesalzenen Butter und jener Einheitssauce Norddeutschland.

Als ich in Rostock ankam, erkundigte ich mich nur rasch, da diese Stadt die größte Mecklenburgs ist und ich daher hier am ehesten auf eine verläßliche Auskunft rechnen durfte, wie der gegenwärtige Großherzog heiße, und fuhr dann mit einem Wagen nach Heiligendamm, wo ich nach zweistündiger Fahrt anlangte.

III.

Das Ostseebad Heiligendamm.

12. September 1880.

Wenn man von Rostock nach Doberan immer fort auf der Chaussee fährt und stets nur grünbehaubte Windmühlen, sowie Storchnester auf den mit Röhricht gedeckten Dächern sieht, dann bekommt man von dem Großherzogthume Mecklenburg eine für dessen Umfang sehr schmeichelhafte Vorstellung und glaubt, es nehme gar kein Ende. Mir fiel dabei das tiefsinnige Wort Richard Wagner's ein, der in seinem „Parsifal" den alten Gurnemanz zum Helden des „Bühnenweih-Festspiels" sagen läßt: „Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit." Es ist wirklich wahr, wenn man sich langweilt, kommt Einem auch der Raum, in dem man sich befindet, weit größer vor, und so wurde mir beispielsweise in der ersten Hälfte der „Götterdämmerung" des Meisters die Zeit so lang daß ich nicht in dem Opernhause zu sein glaubte, sondern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch auch die Chaussee hat glücklicherweise ihren Actschluß, denn schon nach anderthalb Stunden erreicht man Doberan, das freilich jetzt, seitdem

die Spielbank, die dort bestand, aufgehoben wurde, den festlichen Charakter, den ihm ehemals die Nervenzerrüttung seiner Besucher verlieh, mit dem trostlos idyllischen eines gewöhnlichen Stahlbades vertauscht hat. Der einzige öffentliche Vergnügungsort in Doberan ist die alte Kirche. Man findet da jede nur denkbare Zerstreuung: amüsante Denkmäler, wie das des obotritischen Ahnherrn des mecklenburg'schen Fürstenhauses, Pschibislav — zur Genesung! Dann eine Menge von Reliquien der angesehensten Heiligen, die einst, da die Kirche noch katholisch und ein berühmter Wallfahrtsort war, sehr schöne heilgymnastische Erfolge bei Lahmen erzielten, sich jetzt aber schmollend zurückgezogen haben und keine Wunder mehr wirken, und endlich sehr liebenswürdige Grabschriften mecklenburg'scher Granden, die durch den Ausdruck unerschütterlicher Zuversicht, daß es auch im besseren Jenseits nicht an Spirituosen fehlen werde, noch den Spätgeborenen mit tiefer Rührung erfüllen. So lautet die Grabschrift des Herzogs Magnus, der 1503 verstarb:

In dieser Welt hab' ich meine Lüst
Allein mit Kalter-Schalen gebüßt.
Hilff mir Herr in den Freuden Sahl
Und gieb mir die ewige Kalteschal.

Einen noch zuversichtlicheren Ton als die Grabschrift dieses höchstseligen Liebhabers geistiger Getränke schlägt die eines Herrn v. Bülow an. Er fordert den Teufel auf, von ihm zu weichen, da er ein mecklenburg'scher Edelmann sei und die Feudalräusche den Teufel nichts angehen. Ja, er ist auch von der Gewißheit

durchdrungen, daß selbst die Gottheit die Anwesenheit eines mecklenburg'schen Junkers im Himmel zu schätzen wissen und mit ihm stark frühstücken oder, wie er sich in der schlichten Sprache seiner Zeit ausdrückt, saufen werde:

Wieck Düfel wieck, wieck wiet van my,
Ick scheer mie nig een Hahr um die.
Ick bün ein Meckelbörgsch Edelmann,
Wat geit die Düfel mien Supen an.
Ick sup mit mienen Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig döften müst.
Und drinck mit öm söet Kolleschahl,
Wenn du sitzt in der Hellenquahl.
Drüm rahd ick wieck, loop, rönn un gah,
Efft bey dem Düfel ick to schlaf.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die schnarrende, Sylben zerrende oder verschluckende Aussprache der norddeutschen Junker nicht, wie oberflächliche Menschen ohne historische Bildung glauben, ein Beweis von Hochmuth, sondern ein Leibschaden derselben ist, der durch die fortwährende schwere Betrunkenheit ihrer Ahnen verschuldet wurde. Doch es ist Zeit, Abschied zu nehmen von den Gräbern, obwol noch manche sinnige Grabschrift den Besucher fesselt, wie jene auf den Koch Peter Klahr, die uns mit trüben Ahnungen bezüglich der culinarischen Vergangenheit Mecklenburgs erfüllt und es begreiflich erscheinen läßt, daß die Edlen des Landes, die der Völlerei huldigten, zum Getränke ihre Zuflucht nahmen. Es wird nämlich dem verstorbenen Kochkünstler nachgesagt: He kaakte (kochte) selden gahr, dahr to ganß unflädig, Gott sy siener Seelen gnädig.

Wenn man Doberan verlassen hat, sieht man zur Linken die große Wiese, auf welcher die mecklenburg'schen Pferderennen stattfinden, aber die Pferde an meiner schwerfälligen Rostocker Kutsche hatten längst allen Ehrgeiz aufgegeben und verblieben in ihrem träumerischen Trott; der prächtige Buchenwald beginnt, der sich bis nach Heiligendamm zieht, die reine scharfe Luft verräth die Nähe des Meeres, weiße Häuser schimmern dem Fahrenden entgegen, und bald liege ich an der blauen Brust eines Portiers, der mir aus dem Wagen hilft.

Deutschland verdankt seine Seebäder der Anregung eines Schriftstellers, der auch schon vorher wiederholt den Zeitgenossen den Kopf gewaschen hatte. Im Jahre 1793 nämlich forderte der geistreiche Satiriker Lichtenberg in einer kleinen Abhandlung: „Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?" zur Einrichtung solcher Bäder auf, und diese Idee gefiel merkwürdigerweise ungeachtet ihrer Neuheit dem damaligen Großherzoge von Mecklenburg so gut, daß er noch in demselben Jahre Heiligendamm gründete, „Deutschlands erstes Seebad", wie die Inschrift auf einem großen Granitblocke gegenüber dem Logirhause der badenden Nachwelt mittheilt. Allerdings aber hatte Lichtenberg erklärt, daß er die Küste der Ostsee für ein Seebad nicht wählen würde, „so lange noch ein Fleckchen an der Nordsee übrig wäre, das dazu taugte". Die Ostsee hat nämlich fast gar keine Ebbe und Fluth, und obwol sie bei feierlichen Gelegenheiten, wenn vornehme Stürme sie heimsuchen, den Schiffen sehr gefährlich werden kann,

tanzen doch an den meteorologischen Werkeltagen ihre Wellen ganz sachte an den Strand heran und zerstieben hier mit leisem Gekreische. Besonders phlegmatisch ist die Ostsee an der Küste von Heiligendamm, und man möchte sie selbst eigentlich zur Cur in ein ordentliches Seebad schicken. Das Bad empfiehlt sich daher hauptsächlich für reizbare Naturen, und in der That kommt, wenn die Saison ihren Höhepunkt erreicht hat, der Ausdruck „Schafskopf" in der Umgangssprache überraschend häufig in Anwendung. Damen und Herren baden getrennt, und die beiden Bäder sind so weit von einander entfernt, daß auch die magerste Unschuld von verwegenen Blicken nichts zu besorgen hat. Das Damenbad ist sogar nach dem pennsylvanischen Systeme eingerichtet, da Vorkehrungen getroffen sind, daß eine Dame die andere während des Badens nicht sehen kann. Ja, jenes grausame System ist hier noch insoferne verschärfter durchgeführt, als die Damen in ihrem Einzelbade sogar auf den Besuch von Geistlichen verzichten müssen, der doch bei der Einzelhaft in allen Fällen gestattet wird. Die Gesellschaft besteht aus Norddeutschen, und nur hin und wider erhält sie durch einen russischen Ostseebaron einen internationalen Anstrich. Es gibt hier keine Diplomaten, keine Millionäre, keine Dandies, keine gefeierten Schönheiten, keine Sängerinnen, dagegen eine ziemlich große Anzahl von mecklenburg'schen Junkern, die äußerst steif einherschreiten, sich aber sonst keinen Aufwand gestatten. Die Lebenslustigen ermorden in einem bequem hiefür eingerichteten Taubenschießhause Tauben oder schlagen

die Zeit mit Kartenspiel todt, die Verzweifelten machen den anwesenden Damen den Hof, und die Gelangweilten gehen, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, sehen von Zeit zu Zeit auf die Uhr und gähnen dann, kurz, sie machen fortwährend den Eindruck, als wenn sie zu einem Rendezvous zu früh gekommen wären, und erst ein Schuß macht ihrer Qual ein Ende, nämlich der Kanonenschuß, durch welchen hier urbi et orbi der Beginn der Table d'hôte verkündet wird. Die Table d'hôte vereinigt die ganze Badegesellschaft in einem schönen Cursalon, der auf dem Giebel die Inschrift trägt: Heic te laetitia invitat post balnea sanum. Die zahlreich Versammelten machen aber von dieser feierlichen Einladung, lustig zu sein, in der Regel keinen Gebrauch, obwol sie in lateinischer Sprache an sie gerichtet ist, und ich glaube, auch der anspruchsvollste Pastor könnte sich für die Sonntagspredigt keine ernsteren Mienen und keine weihevollere Stille wünschen. Nur wenn der letzte schwere Gang vorüber ist, erhebt sich die andächtige Gemeinde mit einem halblauten Malzeit! und Jeder begibt sich, still in sich gekehrt, unter die Colonnaden, um daselbst schwarzen Kaffee zu trinken. Dort harrt bereits eine Musikcapelle, die ausschließlich aus begabten Bläsern besteht, und schützt den müden Pilger vor jähem Einschlafen. Hiemit sind aber die Anlässe zu einer ungebundenen Fröhlichkeit noch nicht erschöpft, denn hie und da findet in dem Salon auch ein kleines Tanzvergnügen statt. Für den Zuschauer, der hieran theilnimmt, ist ein solches das reine Ballet, freilich nur, was die Schweigsamkeit der Tanzenden be-

trifft. Um den Ernst der Lage aber noch zu erhöhen führt ein Postomnibus auch regelmäßig zerstreuungssüchtige Gäste aus Rostock hieher.

Selbstverständlich findet man auch in Heiligendamm sehr liebenswürdige und angenehme Gesellschaft, welche die herrliche Lage dieses Badeortes zwischen Wald und Meer immer wieder anzieht. Es gibt ferner auch eine Apotheke, einen Friseur, der mit allen den außerordentlichen Eigenschaften eines solchen auch noch die eines Berliners vereinigt; ich will weiter nicht mit Stillschweigen übergehen, daß man hier auch Molke bekommt, ja sogar Apollinaris, das unter allen ähnlichen Säuerlingen unbestreitbar die stärksten Inserate aufzuweisen hat, und ich hoffe durch diese Aufzählung auch aller Vorzüge von Heiligendamm — mein Gott, ich hätte bald die warmen Bäder und die majestätischen Sonnenuntergänge vergessen! — die Pflichten eines Bade-Correspondenten gewissenhaft erfüllt zu haben.

Die festliche Zeit beginnt für den Badeort, wenn der Großherzog den Aufenthalt in Schwerin unerträglich findet, denn er übersiedelt dann nach längerer, reiflicher Erwägung jedesmal nach Heiligendamm und bezieht hier die Prunkgemächer der pittoresken Littera C, wie das großherzogliche Schloß in der mecklenburg-schwerin'schen Intendanzsprache genannt wird. Der Tag der Ankunft war endlich erschienen. Die Stürme der Nacht hatten sich am Morgen gelegt, der Himmel war blau, das Meer spiegelglatt, und als ich durch den Corridor schritt, sah ich einen schwarzen Frack ausklopfen. Beim Verlassen

des Hauses fiel mein erster Blick auf einen schwarzen Ochsenkopf. Da ich nicht abergläubisch bin, lief ich nicht davon, sondern trat näher und überzeugte mich, daß es die mecklenburg'sche Flagge war. Auch die Flaggen aller anderen seefahrenden Nationen wehten von dem hölzernen Stege, der in das Meer hinausgebaut ist, aber es lag nur, wie gewöhnlich, ein weiß angestrichener Kahn vor Anker. Um 11 Uhr erschien ein Kammerherr auf dem Platze, besichtigte den Horizont und bemerkte dann, zu der gespannt lauschenden Umgebung sich wendend:

„Die Reise Sr. königlichen Hoheit wird vom schönsten Wetter begünstigt."

Der Adel der Umgebung war fast vollständig erschienen, um den Schwur der Treue beim Kaffee, bei dem der Großherzog Cercle zu halten pflegt, zu erneuern. Ein Theil desselben hatte sich in schwarze Beinkleider geworfen, Einige trugen die Cylinder ihrer Ahnen, und Andere endlich hatten, um nicht hinter der allgemeinen Begeisterung zurückzubleiben, wenigstens ihren Regenschirm mitgenommen. Der Schutzmann von Heiligendamm stand zur Aufrechterhaltung der Ordnung an dem Fahrwege und beantwortete in leutseliger Weise alle Anfragen, die an ihn bezüglich der Livree des großherzoglichen Kutschers, sowie des Vorreiters gestellt wurden. Auf dem Dache des Logirhauses saß ein Mann, um das Zeichen zu geben, sobald eine großherzogliche Staubwolke sich in der Ferne zeigen würde. Endlich wurde ein Vorreiter sichtbar, dann eine rothe Livree; für den Schutzmann war der erwünschte Augenblick gekommen, in dem er die gestörte Ordnung

wiederherstellen konnte, und der Donner der Batterien, welcher sonst nur den Anbruch der Table d'hôte bekanntgab, verkündete diesmal, daß der Großherzog in der Mitte seiner Unterthanen erschienen sei.

Der Großherzog führt während seines Aufenthaltes in Heiligendamm keinen eigenen Haushalt, sondern nimmt gleich den anderen Badegästen an der Table d'hôte theil. Der Table d'hôte-Major war mir eine bekannte Erscheinung; aber ich hatte noch nie einen Großherzog an der Spitze einer begeisterten Table d'hôte sitzen sehen, und ich war daher neugierig, diesem Schauspiele beizuwohnen. Die Gäste erwarteten den erhabenen Tischgenossen stehend. Alle Knopflöcher waren beflaggt, und Diejenigen, die ihre Orden in Lebensgröße auf die Reise mitgenommen hatten, fanden sich jetzt für ihre größere Mühe reichlich entschädigt. Ich steckte daher, sobald ich bei meinem Platze angelangt war, sofort eine Servietfe vor, um der Phantasie der Tischgesellschaft bezüglich der Art und Zahl der Auszeichnungen, die mir auf meinem Lebenswege zu Theil geworden waren, den freiesten Spielraum zu gestatten. Nach einiger Zeit erschien der Großherzog; die Stirnen neigten sich bis in die Gegend der Magengrube; er nahm mit seiner Familie und einem kleinen Hofstaate Platz; mehr als hundert treue Unterthanen folgten diesem Beispiele und — die Suppe wurde aufgetragen. Als auch ich aus demselben Topfe Suppe bekam wie der Landesvater, wurde mir so patriarchalisch zu Muthe, daß ich ein Hoffräulein neben mir bald „Liebe Großmama!" angeredet hätte. Aber es ist eigenthümlich,

man kann doch ein gewisses Bangen bei einem solchen Mittagsmahle nicht bezwingen, und als ich mit der bestehenden Sardellensauce unzufrieden war, erschrak ich vor meiner revolutionären Gesinnung. Ach, sagte ich zu mir, wenn mich der Großherzog in das tiefste Littera C-Verließ werfen läßt, meinetwegen wird Oesterreich doch keinen Krieg führen. Als die Table d'hôte beendigt war und der Kellner die Runde machte, um die Bezahlung von den Gästen in Empfang zu nehmen, sah ich zu meiner Ueberraschung, wie auch die Mitglieder des Hofstaates ihre Börse zogen und bezahlten. Solche Höflinge würde ich mir auch anschaffen, wenn ich ein Monarch wäre; nur würde ich die kleine Nuance einführen, daß mein Obersthofmeister auch mein Couvert bezahlen müßte.

Nachdem ich auch dieses Schauspiel genossen hatte, hielt mich nichts mehr zurück, und ich beschloß, am nächsten Morgen abzureisen. Nun rief die kleine Berlinerin, als ich von ihr Abschied nahm: „Haben Sie es nicht furchtbar nett hier gefunden?" — „Oh," erwiderte ich höflich, „entsetzlich angenehm!"

Beginn der Ballsaison auf den Kriegsschiffen. Gefährliche Speisekarten. Der officielle „Wiener Abendstellwagen".

26. September 1880.

Nach der Zeitrechnung der Marchandemoden hat „die Saison" bereits begonnen. In unserem Operntheater bemerkt man einen großen Zufluß von Fremden, die alle dort zu singen beabsichtigen; das Burgtheater bereitet für die nächsten Tage etwas Trauriges von Weilen vor; das Ministerium, das keine Kosten scheut, um die diesjährige Winter-Regierung recht interessant zu gestalten, hat eine neue Mittelpartei engagirt, und auf den Kriegsschiffen, welche in Gravosa versammelt sind, um Dulcigno dem so gemüthlichen Erdboden gleich zu machen, haben sogar schon, wie die Zeitungen berichten, mehrere Bälle stattgefunden. Die telegraphischen Mittheilungen eines Kriegscorrespondenten an seine Zeitung werden daher unter solchen Umständen nächstens etwa so lauten:

Gestern endlich hat bei leichtbewölktem Himmel und mäßigem Westsüdwest das mit solcher Ungeduld erwartete Tanzkränzchen auf der Corvette „Apollonia" stattgefunden. Die Stimmung war sehr animirt, und die Offi-

ciere tanzten wie die Löwen. Der Oberbefehlshaber der vereinigten Flotte, Vice-Admiral Seymour, hat bei der Damenwahl alle an ihn gerichteten Sommationen, Mazurka zu tanzen, mit großer Entschiedenheit abgelehnt. Hoffentlich wird die Türkei den Ernst der Lage endlich zu begreifen anfangen und ihren unnützen Widerstand aufgeben. Da es aber immerhin möglich ist, daß die Türkei dem Willen des gesammten Europa auch noch ferner Trotz zu bieten beabsichtigt, so bitte ich, mir umgehend schwarzen Frack, weiße Halsbinden, sowie die hier jetzt so unentbehrlichen Lackschuhe nachsenden zu wollen.

Während vielleicht Johann Strauß schon beschäftigt ist, für den nächsten Fasching einen neuen Walzer mit dem dankbaren Titel „Souvenir de Gravosa“ zu componiren, soll der berühmte Tänzer Herr Frappart eine wissenschaftliche Studie: „Ueber das Arrangement von Cotillons auf Panzerschiffen“ unter der Feder haben.

Auch in der Hauptstadt Ungarns herrscht schon große Munterkeit, und der dortige Gemeinderath hat sich große Verdienste um die hervorragendsten Eljenschreier erworben, indem er den Beschluß faßte, das deutsche Theater zu verbieten. Die magyarischen Zeitungen hatten nämlich dieses Theater als „Bastille der Germanisation“ gebrandmarkt, und die Pester Bastille war noch gefährlicher als ihre Pariser Schwester, da sich in jene Jedermann selbst setzen konnte, ohne eines hochgestellten Feindes zu bedürfen, sobald er nur vorher eine Lettre de cachet, nämlich einen Sperrsitz, an der Kasse erworben hatte. Auch scheinen in diese deutsche Bastille sich nur Magya-

ren geworfen zu haben, da ja die Deutschen nicht erst durch despotische jugendliche Liebhaber oder gewaltthätige Naive germanisirt zu werden brauchen. Leider begnügen sich die magyarischen Zeitungen nicht mit diesem Sturme auf die Bastille, denn einige unter ihnen besorgen, daß die Erdäpfelknödel einen noch größeren magischen Zauber auf das magyarische Gemüth ausüben könnten, als die Jungfrau von Orleans, und verlangen nicht nur die Entfernung deutscher Kellner aus den Gasthäusern, sondern auch „das Verbot deutscher Speisekarten". In deutschen Balladen wird oft die verführerische Macht des Gesanges geschildert: das Lied der Loreley ergreift den Schiffer mit wildem Wehe; der Alte, der vor dem König singt, erhebt und rührt die Gemüther, daß die Ritter muthig dreinschauen, und ein Tyrann erbebt vor dem freien Liede eines Sängers und schilt ihn zornig den Verführer seines Volkes. Aber die Ballade zu schreiben, wie ein ganzes Volk durch längeres Selchfleisch mit Sauerkraut verführt wird, bleibt einem magyarischen Dichter überlassen.

Arme deutsche Sprak! überall bist du geächtet. Deine Feinde werden immer übermüthiger, und jetzt soll sogar die „Wiener Abendpost" vergrößert werden. Dieses Abendblatt der amtlichen Wiener Zeitung, das bisher ein belletristisches Traumleben führte und nur manchmal in den Theaterkritiken eine scharfe Geißel gegen Directoren und Schauspieler schwang, damit die Beamten in den kleinen Provinzstädten, die das Blatt lesen, sich in ihrer Verbannung damit trösten konnten, daß wenigstens ihr

Theater besser sei, als das Wiener Theater, dieses harmlose Blatt soll vom nächsten Monat an in ein streitbares verwandelt werden, um der Hydra der Opposition den Kopf zu waschen. Schon in ihrer Pränumerations-Einladung, die an allen Straßenecken prangt, schlägt sie einen vorläufig noch sanft polemischen Ton gegen die übrigen Abendblätter an, indem sie witzig bemerkt, daß die anderen Abendblätter, da diese zwischen 3 und 4 Uhr erscheinen, „eigentlich Mittagsblätter seien", und daß sie daher von nun an um 6 Uhr Abends erscheinen und dadurch ihrer Bezeichnung Abendpost voll entsprechen werde. Ich weiß nicht, ob es praktischer ist, wenn die „Wiener Abendpost" um 4 Uhr, oder wenn sie erst um 6 Uhr erscheint; ich gebe ihr sogar zu, daß um 6 Uhr noch weniger Mittag ist, als um 4 Uhr, um welche Stunde übrigens in normalen Zeiten auch nicht Mittag ist, und ich bin vollkommen überzeugt, daß sie immer die Erste sein wird, wenn es sich darum handelt, — zu spät zu kommen. Nur erlaube ich mir zu bemerken, daß, wenn sie glaubt, ihrer Bezeichnung Abendpost bisher nur halb entsprochen zu haben, weil sie für ein Abendblatt zu früh erschien, sie auch in der Folge ihrer Bezeichnung nur halb entsprechen wird, weil sie dann für eine Post zu spät erscheint. Ich glaube daher, daß sie, wenn sie ihrer Bezeichnung wirklich „voll entsprechen" will, am besten daran thäte, sich „Wiener Abendstellwagen" zu nennen.

An die Stelle der literarischen Beilage der „Abendpost" wird künftighin die Politik treten, und die Ueber-

ſetzungen unſchuldiger engliſcher Romane, die man bis jetzt in jener gefunden hat, werden den Sarkasmen der Polemik weichen. So lebt denn wohl, Lucy und Harry! ach, wie ſchwer fällt es uns, von euch zu ſcheiden, Mary und Bobby! nimm noch dieſen Händedruck, du guter Dick! und du ſchöne Nancy, bleib' immer brav und vergiß nie die weiſe Lehre der „Wiener Abendpoſt": Fortſetzung folgt.

Die friedliche Kriegsflotte und die kriegerische „Wiener Abendpost“. „Die Gräfin Lea“ von Paul Lindau.

3. Oktober 1880.

Es ist eine interessante Thatsache, daß die europäischen Mächte ein weit imponirenderes Schauspiel bieten, wenn sie uneinig sind, als wenn sie in einträchtiger Weise zusammenwirken, und man wird nicht leugnen können, daß das Demonstrations-Picknick, wozu jede der europäischen Mächte ihren kleinen Beitrag an Kriegsschiffen geleistet hat, bereits auch den Schwermüthigsten heiter zu stimmen beginnt. Die Flotte hat, da sie besorgt, die Herbststürme könnten sie in ihren Grübeleien stören, den Hafen von Ragusa mit den Bocche di Cattaro vertauscht, wo sich die stille Träumerin jetzt einzuspinnen gedenkt — eine Unthätigkeit, die zu den abenteuerlichsten Gerüchten Anlaß gegeben hat, wie zum Beispiele, der Oberbefehlshaber Vice-Admiral Seymour habe angefangen, den „Orlando furioso“ des Ariosto ins Englische zu übertragen, und wolle sein Still-Leben nicht aufgeben, bevor er nicht die Uebersetzung ganz vollendet habe. So wurde denn auch in dieser Woche die telegraphische De-

pesche, daß die armen Albanesen endlich müde geworden seien, das ihnen versprochene Bombardement abzuwarten, und Dulcigno selbst in Brand gesteckt hätten, von Niemandem bezweifelt, und die Freunde kriegerischer Schauspiele, die einer fachmännischen Einäscherung mit Spannung entgegensahen, waren in hohem Grade erbost, daß Dulcigno durch Dilettanten in einen Schutthaufen verwandelt sei. Glücklicherweise aber wacht die Vorsehung über die Bomben und Granaten, und die Flotte braucht nicht das ihr lieb gewordene Dolce far niente aufzugeben und nach Hause zu segeln, denn es stellte sich bald der Brand von Dulcigno als eine halbe Ente heraus, da nur die Waldungen in der Nähe der Stadt in Brand gerathen waren und die braven Albanesen unserem jovialen kleinen Welttheile nicht durch ein Prävenire den Spaß verdorben hatten. Montenegro hat inzwischen erklärt, daß es nicht willens sei, sich länger in seine Angelegenheiten zu mischen, und daß die Mächte, die ihm zu Hilfe geeilt seien, um ihm im Kampfe gegen die Albanesen beizustehen, auf seine Mitwirkung bei diesem gewagten Unternehmen nicht zu rechnen hätten.

Auch das Abendblatt der officiellen Wiener Zeitung wurde durch die Vorgänge in Albanien sehr heiter gestimmt, denn es eröffnete vorgestern, da es zum erstenmale in veränderter Gestalt erschien, seine politische Uebersicht mit der Mittheilung:

„Dulcigno brennt nicht. Die türkisch-montenegrinische Angelegenheit hat jedoch nicht aufgehört, eine brennende zu sein."

Die „Wiener Abendpost" hat ganz Recht, daß sie jetzt erst um 6 Uhr Abends erscheint; denn um solche Kalauer zu machen, muß man wirklich erst abwarten, daß es dunkel wird. Die Leser des Blattes haben wahrscheinlich mehr von dieser angenehmen Sorte zu erwarten, denn es droht den anderen Zeitungen, falls ihnen trotz der Reform der „Wiener Abendpost" unsere Zustände noch immer nicht rosig erscheinen, mit der Zuchtruthe. Gehen die Blätter mit dem Ministerium durch Dick und Dünn, dann haben sie von der „Wiener Abendpost" nichts zu besorgen; aber, erklärt sie, „dem politischen Pessimismus, jenem System des Ingrimmes und der Perfidie, bleibt es vorbehalten, uns zum Kampfe zu zwingen". Nur die Todten sind bei uns keine politischen Pessimisten, und die „Wiener Abendpost" legt daher auch in der That ihnen gegenüber eine große Zurückhaltung an den Tag; denn das ausführliche Verzeichniß der Verstorbenen, durch das sie sonst die fieberhafte Neugierde ihrer Leser zu erregen wußte, erscheint seit ihrer Umgestaltung nicht mehr in ihren Spalten. Aber freilich, der „Wiener Abendstellwagen" fährt sehr langsam, und die Todten reiten schnell. — Grund genug, daß er nichts mehr von ihnen wissen will.

Während die „Abendpost" den politischen Pessimismus nicht dulden will, huldigt sie selbst in auffallender Weise dem theatralischen Pessimismus, obwol wir doch — das beste Theater haben. Wenn ich auch ein bischen politischer Pessimist bin, so haben doch noch nie meinetwegen drei Minister gleichzeitig ihre Entlassung eingereicht. Dagegen haben erst vor Kurzem in Folge der

pessimistischen Theater-Anschauung der „Abendpost" drei Regisseure mit ihrem Austritte gedroht. Doch geht mein theatralischer Optimismus nicht so weit, daß ich die Aufführung der „Gräfin Lea" von Lindau im Stadttheater gut gefunden hätte. So stelle ich mir eine Musteraufführung in Breslau vor. Der Graf Fregge hat eine Bürgerliche geheiratet, eine Jüdin, die Tochter eines Erzwucheres. Man sieht, daß diese Mesalliance ganz gut für drei Mißheiraten gewöhnlichen Styles ausreichen würde. Allein Lea ist schön, geistvoll, jung und reich, während ihr Mann ein verbummelter, verschimmelter und verschuldeter Aristokrat ist, so daß sich Lea damit trösten kann, daß auch sie eine Mißheirat gemacht hat. Aber das Leben bringt uns ja noch interessantere Heiraten dieser Art als die Bühne, und die ältesten Circusreiterinnen werden nur zu häufig noch an ihrem Lebensabend durch den Bund mit eben flügge gewordenen Durchlauchten von den so beschwerlichen Reifsprüngen erlöst. Wir sind in dieser Beziehung schon so abgestumpft, daß es Niemanden mehr überraschen würde, wenn er morgen in einer Zeitung unter den ernsthaften Heiratsanträgen auch den einer Königin fände, die einem ernsten, gesetzten Manne, am liebsten dem Besitzer eines Weißwaarengeschäftes Hand und Herz anböte. Von einer wirklichen Mißheirat kann man ja eigentlich nur dann sprechen, wenn zwei Personen sich heiraten, die einander nicht lieben. Die „Gräfin Lea" hatte das Glück, dem Herrn Hofprediger Stöcker in Berlin, diesem Tilly der Antisemiten-Liga, aufs höchste zu mißfallen, so daß der Erfolg des Stückes, na-

mentlich an Samstagen, gesichert war. Ich kann aber dieses Schauspiel auch mit dem besten antisemitischen Willen nicht gefährlich finden. Shakespeare hat ja schon ganz dieselbe Mißheirat wie die zwischen dem Grafen Fregge und der Jüdin Lea in seinem Kaufmann von Venedig behandelt. Auch Jessica ist bürgerlich, Jüdin und die Tochter des Wucherers Shylock, aber das hindert Lorenzo, obwol er der besten venetianischen Gesellschaft angehört, nicht, sie zu heiraten, und weder die Gesellschaft noch Shakespeare finden darin etwas Auffallendes. Nur der Bediente Lanzelot Gobbo besorgt, daß durch solche Heiraten das Schweinefleisch theuerer werden könnte, und der Herr Hofprediger Stöcker theilt wahrscheinlich diese Ansicht.

Ein neues phantastisches Ballet.

14. Oktober 1880.

Während das Schauspiel immer mehr tendenziös wird und der Zuschauer sich nicht mehr wie ehedem fragt, ob die beiden Liebenden, sondern wie sie einander heiraten werden, ob sie nämlich eine Civil- oder eine kirchliche Ehe schließen werden, und während sogar die Oper Partei zu ergreifen beginnt, indem ja bereits die tiefsten Baßstimmen den Willen zum Leben bejahen und ein anderer Meister nächstens vielleicht die directen Steuern auf einen unglücklichen Tenoristen überwälzen wird, hat sich das Ballet bisher jeder Tendenz enthalten. Es hat dasselbe niemals auf die metaphysischen Bedürfnisse der Ballet-Habitués Rücksicht genommen, noch nie hat sich dort eine Tagesfrage auf die Fußspitze erhoben, und wenn ein Tänzer die Hand auf den Mund legt, so heißt das nicht: Ich bin ein Deutsch-Oesterreicher und darf daher nicht reden, sondern drückt nur dessen unsagbare Wonne aus, da die Geliebte ihm auf Einem Fuße entgegengehüpft ist und ihm so zu verstehen gegeben hat, daß auch er ihr

nicht gleichgiltig sei. Nur das Wunderbare, die Sage, die Allegorie, das Märchen eignen sich angeblich für das Ballet; aber ist denn unsere Preßfreiheit nicht auch ein Märchen, wenn sämmtliche in Wien erscheinende Zeitungen, wie dies vor wenigen Tagen geschehen ist, confiscirt werden? Man hat allerdings Oesterreich das Reich der Unwahrscheinlichkeiten genannt, und geht man etwa deßhalb von der Ansicht aus, daß man sich in diesem ebenso durch die Pantomime verständigen könne, wie in dem andern Reiche der Unwahrscheinlichkeiten, im Ballet? Unsere Politik wäre daher romantisch genug, um für ein phantastisches Ballet den Stoff zu bieten.

Dem neuen phantastischen Ballet: „Der Stock im Eisen" liegt jedoch kein politischer Gedanke zu Grunde. Es herrscht wol im Vorspiele tiefe Nacht und ein guter Genius verschwindet, es erscheint auch ein abbröckelndes altes Gebäude, an dem „ein Heiligenschrein hängt", aber ich glaube nicht, daß der Dichter Herr Pasquale Borri hiemit eine Anspielung auf irgend einen Staat beabsichtigt hat. — Ein weiblicher heiratsfähiger Genius, Namens Junone, stürzt auf die Bühne mit der aufgelösten Frisur der Verzweiflung und wird vom Junker Urian, unter welchem Pseudonym bekanntlich der Teufel in die Oeffentlichkeit tritt, verfolgt, „der nach ihrem Besitze strebt". Der gute Genius sucht gegen diese Mesalliance Hilfe bei einem besseren Genius und rettet sich zu dem Heiligenschreine, so daß der Junker, da er die Verfolgte nicht erlangen kann, den Gewalten der Unterwelt gebietet, „Junonens Körper von einem Baume zu umschließen". Es scheint

daß das Hofoperntheater durch dieses Halbböhmisch die jetzt üblichen Verfolgungen der deutschen Sprache unterstützen will; aber warum ließ es dann den in seinem Selbstverlage erschienenen Text nicht lieber gleich vollständig in böhmischer Sprache abfassen? Urian besorgt, daß der Baum den Versuch machen könnte, durchzugehen, denn er will ihn mit seinem Schwertgurte „an die Mauer heften"; aber es mißlingt, und er beschließt daher, sich der Kräfte eines Irdischen zu bedienen. Wir lernen also in diesem Vorspiele einen guten Genius kennen, der Anderen beistehen soll und sich selber nicht zu helfen weiß, einen Heiligenschrein, der seinen Schützling nur vor dem Teufel, aber nicht vor den Gewalten der Unterwelt zu wahren weiß, die den Genius in einen Baum einschließen, und einen Teufel, der, um einen Baum an die Mauer zu heften, sich nicht der bewährten Gewalten der Unterwelt, sondern der Kräfte eines Irdischen bedient. Man kann wol von dem Vorspiele eines phantastischen Ballets nicht mehr auf einmal verlangen.

Nach diesem Vorspiele werden wir in die rauhe Wirklichkeit versetzt, denn wir gelangen an der Hand des Dichters vor das alte Werder'sche Thor auf einen freien Platz, auf dem sich eine „Kneipe mit Kegelbahn" befindet. Wir begegnen hier dem Helden des Ballets, Martin — eine Faustnatur, die es jedoch vorläufig nur bis zum „Lehrjung" gebracht hat und ihren Wissensdurst in der Werkstätte des Schlossermeisters Erhard Marbacher löscht, der ebenfalls mit seiner Tochter Magdalena erscheint, sich im Freien zu erlusten. Amor hat mit

seinen Pfeilen das Herz der Holden bereits verwundet, denn sie liebt den — Lehrjungen, aber zum Glücke für dessen Schopf „ohne Wissen des Vaters". Auf der Kegelbahn ist es inzwischen sehr daneben hergegangen, denn keiner der Schieber hat auch nur Einen Kegel getroffen, so daß das Amt des Kegeljungen die reine Sinecure ist, wie etwa das eines österreichischen Bankgouverneurs. Da naht Junker Urian, schon von weitem kenntlich durch seinen infernalischen krebsrothen Frühjahrsanzug, sowie durch seinen hinkenden, jedoch durch die Choreographie veredelten Schritt, gesellt sich den Keglern und nimmt ihnen unter den musikalischen Beileidsbezeugungen des Orchesters das Geld ab. Urian bietet als Gentleman dem Lehrjungen „Revanche für seine Verluste" an, worauf dieser den Rock auszieht, aber nicht, wie der Zuschauer besorgt, um einen Rauferceß zu beginnen, sondern um ihn dem Wirthe Herrn Jacob Leitgeb zu verkaufen und sich am Würfelspiele betheiligen zu können. Er hat jedoch bald den Erlös verwürfelt, und da die Geliebte ihn vom Spiele abzumahnen sucht, „entreißt er dem Mädchen die wenigen Kleinodien, welche dieses trägt, und verspielt sie ebenfalls". Dieser Raubanfall hat, wie wir zur Beruhigung zarter Leser bemerken, keinen nachtheiligen Einfluß auf die weitere Carrière des verblendeten Lehrjungen, und wenn ihm vielleicht hiefür eine sehr empfindliche, aber allerdings verdiente häusliche Züchtigung durch den Meister Erhard Marbacher zu Theil geworden sein sollte, so hat uns doch der Dichter des phantastischen Ballets mit vielem Tacte den Anblick eines solchen peinlichen

Schauspiels erspart. Inzwischen ist es Abend geworden, die Anwesenden haben sich entfernt, und nur Martin harrt als Seelenkämpfer unverdrossen aus, bis das Thor gesperrt wird und er nicht mehr in die Stadt zurück kann. Der Wirth weigert sich, ihm den Pfennig, den das Aufsperren des Thores kostet, vorzustrecken, und „wüthend beschließt Martin, im Stadtgraben zu übernachten". Während er eben diesen von der blinden Leidenschaft dictirten Entschluß ausführen will, erscheint Urian und bietet ihm „Gold, Macht, Reichthum für seine Seele". Martin unterschreibt sofort, nachdem er einen kleinen Vorschuß auf seine Seele erhalten hat, die Verkaufs-Urkunde und gelangt hiedurch wieder in den Besitz seiner guten Laune, so daß er „mit dem Wirthe und den beiden Thorwärteln allerlei Schabernack treibt", worauf er befriedigt nach Hause eilt.

Nach diesem Pact mit dem Teufel hätten wir erwartet, dem Lehrjungen als Pascha mit drei Roßschweifen, Feldmarschall-Lieutenant oder Präsidenten des Ober-Landesgerichtes, kurz in irgend einer mächtigen Stellung zu begegnen. Statt dessen finden wir ihn ungeachtet der Macht und des Reichthums, die ihm der Teufel verschaffen wollte, am nächsten Morgen als Lehrjungen wieder, und zwar in der Werkstätte des Meisters Marbacher. Hier sind schon Alle bei der Arbeit, da ertönt plötzlich der ernste und feierliche Klang einer Glocke. Es ist die „Frühstücksglocke", und die Wirthschafterin, Frau Wendelmuth Veigenbrotlein, tritt ein, deren Wirksamkeit in dem phantastischen Ballete sich ungeachtet des breitspurigen und ausführlichen Namens, den ihr der Dichter

beigelegt hat, auf die Mittheilung der allerdings wichtigen Botschaft beschränkt, daß das Frühstück bereit stehe. Während dieses noch die Gemüther beschäftigt, beehrt Urian in der Gesellschaft von „vier Cavalieren seinesgleichen" die Schlosserwerkstätte mit seinem Besuche, um bei dem Meister einen Eisenring mit einem unaufsperrbaren Schlosse zu bestellen, ein Auftrag, den Herr Marbacher mit submissem Achselzucken als einen zwar schmeichelhaften, aber nicht ausführbaren bezeichnet. In dem Lehrjungen erwacht aber der faustische Drang, die höchsten Probleme der Schlosserei zu lösen; er macht sich anheischig, das unmögliche Schloß zu fertigen, und während er von seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Gesellen, verhöhnt wird, verspricht ihm der Meister, falls ihm der Zauber gelänge, die Hand Magdalenens. Man läßt den kühnen Geist, der den unwandelbaren Gesetzen der Schlosserei sich zu widersetzen wagt, allein, damit er sofort ans Werk gehe; aber die Einsamkeit ist keines Menschen Freund, „er beginnt seine Arbeit, aber ohne Erfolg". Er fährt sich ins Haar, reibt sich die Stirne, schlägt sich auf den Kopf, vergebens wendet er alle technischen Handgriffe an, diesen zu öffnen — Da steh' ich nun, ich armer Thor! Und bin so klug, als wie zuvor. Doch die reife Frucht seines Nachdenkens fällt ihm endlich in den Schoß; er schläft ein und träumt einen mit Decorationen und Ensembletänzen reich ausgestatteten Traum. Dem zielbewußten Schläfer erscheint die Tochter seines Meisters und weiht ihn in die Geheimnisse der Anfertigung unaufsperrbarer Schlösser ein, aber sie be-

schränkt sich dabei nicht auf theoretische Auseinandersetzungen, sondern gibt ihm einen allerliebsten kleinen Anschauungsunterricht, indem sie ihm ein solches Schloß auf einem goldenen Amboß vorschmiedet. Er erwacht, und es gelingt nunmehr dem kunstfertigen Träumer, das unaufsperrbare Schloß nach den erhaltenen Recepten wirklich zuzubereiten.

Ach, der arme Lehrjunge wird von Allen zum Narren gehalten. Der Teufel hat ihm Macht und Reichthum versprochen, aber er ist im dritten Acte noch immer Lehrjunge wie zuvor, und sein Meister wieder hat ihm die Tochter zugesagt, und er ist noch immer ledig wie ehedem, obwol bereits, wie der Text erwähnt, mehrere Jahre vergangen sind, seitdem er Eisenring und Schloß zu Stande gebracht und an dem Baume, in welchem der Genius Junone seine Zellenhaft absitzt, angelegt hat. Es ist früher Morgen, die Landleute ziehen in munterem Balletschritte zu Markte, und unter den anderen Vorübergehenden befinden sich Schlossergehilfen, die das Schloß an dem Baume „bewundern und loben". O du ideale Schlosserkunst, deren Jünger denjenigen, welcher derselben Zunft angehört, noch loben. Plötzlich hört man „eine klagende Stimme", die in einem Ballet das größte Aufsehen erregen muß; man überzeugt sich, daß jene ungewohnte Art der Gefühlsäußerung aus dem Baume kommt; der Ton wird immer stärker, so daß der Zuschauer ängstlich den plötzlichen Ausbruch einer großen Arie besorgt — die Ochsen stehen am Berge, und um vollzählig zu sein, schickt man nach dem Bürgermeister.

Da keiner der Anwesenden, trotzdem der Bürgermeister den ernsten Auftrag dazu gibt, das Schloß zu öffnen vermag, bescheidet man Martin, der auch, und zwar diesmal ohne vorher einzuschlafen, das Kunststück zuwege bringt.

Der Dichter versichert uns zwar, daß Junone in Folge des Aufsperrens des Schlosses „endlich befreit aus dem Baume tritt", aber wir glauben, daß er sich in einem Irrthume befindet, denn der Eisenring und das Schloß für sich allein können nicht die Schuld daran tragen, daß die unglückliche Junone den Baum nicht verlassen konnte, da sie wahrscheinlich sonst den langen Zeitraum bis zum Schlusse des zweiten Actes, während dessen der Baum noch nicht durch Eisenring und Schloß versperrt war, benützt hätte, um aus ihrem Gefängnisse zu entfliehen. Der erboste Urian „beschwört ein Gewitter herauf", dasselbe fährt herab, und ein Blitz zerstört den Baum, dessen Stumpf „später zum Wahrzeichen Wiens wird". Der Teufel zieht die Urkunde hervor, die Martin in jener unglückseligen Stunde ausgestellt hatte, da er, auf die Wahl zwischen Stadtgraben und Hölle beschränkt, die letztere gewählt hatte, und zwingt den Leichtsinnigen, der den Uriansbrief ganz vergessen hat, ihm zu folgen. Die Anwesenden ergreifen die Flucht, und nur Junone bewahrt ihre Fassung und „weicht entsetzt zurück". Martin wird von Urian in eine „wüste Gegend" geführt, die eine Art irdischer Filiale der Hölle zu sein scheint, von wo die angekauften Seelen in die letztere befördert werden, da in jener Landschaft „die dämonischen Unter-

thanen Urian's in Gruppen ruhen" und Martin bei seinem Erscheinen „packen". Um diesen beginnt schon in der bedenklichsten Weise „unterirdisches Feuer" zu lodern, und er wäre verloren, wenn nicht Junone erschiene, die Magdalenen an der Hand führt und „dem Bösen das Pergament entreißt", das sie vernichtet. Martin, der bei Einem Haare zur Hölle gefahren wäre, kommt noch zur rechten Zeit auf den „Platz nächst dem Stephansdome", wo schon der Himmel voller Geigen und Tricots hängt, da dort der Johannestag mit Musik und Tanz gefeiert wird. Er erhält das Meisterrecht und endlich auch die längst versprochene Hand Magdalenens und schlägt „zur Erinnerung an die ganze Begebenheit" einen Nagel in den Baumstumpf, welchem Beispiele seitdem so Viele folgten, daß der Baum jetzt, wie man weiß, vollständig vernagelt ist — ein Zustand, in den sich Jeder versetzen kann, der den ganzen Abend in diesem phantastischen Ballet zugebracht hat.

Eine neue Religion Richard Wagner's.

24. Oktober 1880.

Die neueste Abhandlung Richard Wagner's, „Religion und Kunst", in dem soeben erschienenen Oktoberhefte der Monatsschrift des Bayreuther Patronatvereines wird bei den Mitgliedern der Approvisionirungs-Section unseres Gemeinderathes ein freudiges Staunen hervorrufen. Allerdings beschäftigt sich die genannte Section nicht mit Religion und Kunst, dagegen aber behandelt Herr Richard Wagner in seinem Aufsatze die Ernährungsfrage, und wenn das große Publicum dem Vorschlage des Meisters, nur mehr Pflanzenkost zu genießen, die verdiente Beachtung schenkt, werden die jetzt allerwärts auftauchenden Klagen über die hohen Preise des Fleisches bald verschwinden. Wie sich diejenigen, die der Aufführung der Patronats-Trilogie in Bayreuth vor vier Jahren beigewohnt haben, erinnern werden, herrschte dort in Folge des starken Fremdenbesuches eine Noth an den hervorragendsten Nahrungsmitteln, die Vielen den Aufenthalt in dieser sonst so freundlichen kleinen Stadt verleidet hat. Dieser Umstand scheint in dem Meister die

Ueberzeugung hervorgerufen zu haben, daß die Menschen zu viel essen, und da er in der vorigen Nummer der „Bayreuther Blätter" bekanntgegeben hat, die Aufführung des „Parsifal" werde im Sommer 1882 in Bayreuth stattfinden, macht er schon in der darauf folgenden, jetzt erschienenen Nummer auf die Nothwendigkeit einer größeren Diät für die Menschheit in beredter Weise aufmerksam und fordert sie auf, den Genuß der demoralisirenden Fleischkost ganz aufzugeben und in Zukunft nur mehr höheren Genüssen — nein Gemüsen nachzustreben. Der Veranstalter der Bayreuther Festspiele hätte dann nicht mehr zu besorgen, daß sich bei den Aufführungen des „Parsifal" die Beschwerden über die unzureichenden Vorkehrungen für die Atzung der Fremden wiederholen, und daß Viele etwa gar mit Rücksicht auf ihr leibliches Wohl die Baireuth-Fahrt unterließen, da ja bis dahin zur Ernährung der Hungrigen ein Bischen Sauerkraut, Kochsalat oder Spinat vollständig ausreichen würde.

Der Meister hat, wahrscheinlich in Folge der Fleischnahrung, der er sich in beklagenswerther Verblendung selbst ergeben hat, eine äußerst unklare Art der Darstellung und einen sehr verzwickten Styl. Wir würden diesen Styl, uns die Bezeichnung Hamans für seine eigene Schreibweise aneignend, einen „verfluchten Wurst-Styl" nennen, wenn wir nicht den für jedes Vegetarianer-Ohr so peinlichen Vergleich mit Würsten scheuten. Die sonderbaren Ideen des Herrn Wagner über Religion und Kunst sind mit den weitschweifigsten Lamentationen über die Entartung der Menschheit durch die Fleisch-

nahrung, Träumereien vom ewigen Frieden, unverständlichen Verspottungen des modernen Staates, der Naturwissenschaften, sowie aller Fortschritte, phantastischen Vorschlägen zu einer Wiedergeburt der Menschheit durch die Pflanzenkost u. s. w. in einer wahrhaft betäubenden Weise instrumentirt, und aus dem Lärm hört man immer wieder die alten längst abgeleiteten Schopenhauerschen Leitmotive heraus. Dies Alles aber liegt, um in der zarten Sprache der Vegetarianer zu reden, wie Kraut und Rüben durcheinander.

Der Meister geht von der für einen Weltverbesserer so verführerischen Ansicht aus, daß die Menschheit vollständig entartet sei. Diese Meinung theilen allerdings, wie man weiß, auch viele alte Weiber, aber während die Letzteren so bescheiden sind, zuzugeben, daß die Verderbniß neueren Ursprungs sei und zur Zeit, da sie achtzehn Jahre alt waren, noch nicht bestanden habe, macht Herr Wagner keine solchen Zugeständnisse, indem er etwa erklärt, daß die Menschen zur Zeit, als noch Meyerbeer componirte, weit besser gewesen seien, sondern behauptet, schon „der vorgeschichtliche Mensch" sei verdorben gewesen. Da es damals noch keine Operetten, Ballettänzerinnen und nicht einmal parlamentarische Einrichtungen gab, so wurde der vorgeschichtliche Mensch nicht durch diese verdorben, sondern „durch seinen Abfall von seiner natürlichen Nahrung", indem er sich nicht mehr mit Vegetabilien begnügte, sondern „die Leichen gemordeter Thiere verspeiste". Der Herr Verfasser untersucht nun die Religionen vom culinarischen

Gesichtspunkte, ob sie nämlich ihren Bekennern ausschließlich Gemüse oder auch eine kleine Fleischauflage auf denselben gestatten. Sehr ungehalten ist er über die jüdische Tradition, da diese den Sündenfall „höchst merkwürdiger Weise nicht von einem verbotenen Genusse von Thierfleisch, sondern dem einer Baumfrucht herleitet". Hiemit aber, daß den ersten Menschen nur der Baum der Erkenntniß verboten wird und nicht etwa das Schaf der Erkenntniß, „steht in einer nicht minder auffälligen Verbindung, daß der Judengott das fette Lammopfer Abel's schmackhafter fand, als das Feldfruchtopfer Kain's". Nach solchen „bedenklichen Aeußerungen des Charakters des jüdischen Stammgottes", aus denen hervorgeht, daß derselbe kein Vegetarianer war, bricht Herr Wagner auch den Stab über die ganze Religion, für die sich doch der Milderungsgrund geltend machen ließe, daß sie wenigstens theilweise ihr Unrecht gutzumachen gesucht und den Schweinebraten verboten hat.

Dagegen beruht die christliche Religion auf dem Vegetarianismus, da der Heiland seinen Jüngern Wein und Brot reichte, und dieses ist nach der Ansicht des Meisters (nämlich Wagner's) „das einzige Heilamt des christlichen Glaubens: mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers ausgeübt". Das Wunder, daß der Erlöser die Fünftausend nicht nur mit fünf Broten, sondern auch mit zwei Fischen speiste, wird nach dieser Aufklärung noch wunderbarer, da es dann auch mit den Gesetzen des Vegetarianismus in auffallendem Widerspruche steht. Nach Herrn Wagner müßte man nicht mehr von einer allein-

seligmachenden Kirche, sondern von einer alleinselig-machenden Küche sprechen, und in der That liegt nach seiner Behauptung „der wesentliche Grund des so frühen Verfalles der christlichen Kirche" darin, daß die Pflanzenkost nicht bei allen Bekennern durchgeführt wurde.

Sehr schlecht kommt auch bei dem Meister der Islam weg, die Religion der Esser des Pilaw, einer Speise, in welcher der brave vegetabilische Reis durch die nichtswürdige Gesellschaft des Lammes verdorben wird. Diese Religion „bemächtigte sich des Judengottes, um ihn mit Feuer und Schwert zum alleinigen Gott zu erheben". Da nun Herr Wagner die Beobachtung gemacht hat, daß die „rohe Gewalt des Eroberers" in unserer Zeit auch nur Wissenschaften und Künste dulde, insoferne sie „zum Kriegshandwerke taugen", so gelangt er hierdurch zu der für den Islam sehr schmeichelhaften Schlußfolgerung, „daß das Gesetz Mahomed's zu dem eigentlichen Grundgesetze aller unserer Civilisationen geworden ist". Ach Gott, und das ganze Unglück rührt daher, weil der vorgeschichtliche Mensch, ohne die traurigen Folgen seiner Gefräßigkeit noch für die späteste Nachwelt zu bedenken, Fleisch gegessen hat. In der Geschichte von den drei Ringen, die der Carnivore Nathan der Weise dem nicht minder dem Fleischgenusse fröhnenden Sultan Saladin erzählt, hätte der Richter, um entscheiden zu können, welcher von den drei Söhnen den echten Ring besitze, einfach einen jeden derselben fragen sollen, welche seine Leibspeise sei? Derjenige, welcher geantwortet hätte: Gelbe Rüben! wäre der Besitzer des echten Ringes gewesen.

Nach der Ansicht des Meisters steht die Tonkunst mit der Religion in innigster Verbindung, und er bezeichnet es sogar als die Aufgabe seines Essay, „die Affinitäten einer Beethoven'schen Symphonie zu einer reinsten der christlichen Offenbarung zu entblühenden Religion ahnungsvoll nachzuweisen". In Folge dieser Affinität können dem „heutigen Concertpublicum", welches ja mit den antediluvianischen Concertbesuchern noch immer die Vorliebe für Fleischkost gemein hat, die Symphonien Beethoven's „nichts sagen", während uns, wenn wir uns zur neuen Religion bekehrt haben werden und dann „die durch Erkenntniß des Verfalles des menschlichen Geschlechtes errungene Siegesgewißheit des Willens über sich selbst mit unserem täglichen Speisemahle feiern, das Untertauchen in das Element jener symphonischen Offenbarungen als ein weihevoll reinigender religiöser Act gelten wird". Da aber Beethoven, obwol er kein Vegetarianer war, sondern ebenfalls die Leichen gemordeter Thiere zu verspeisen liebte, seine herrlichen Symphonien zu componiren vermochte, so begreift man nicht, warum der Zuhörer, um jene genießen zu können, der Fleischkost für immer entsagen soll.

Wenn die Regeneration der Menschheit nach dem System Wagner durchgeführt würde, wenn die Menschen sich nicht nur der Fleischkost enthalten, sondern auch aus Erbarmen mit der Creatur kein Thier mehr tödten wollten, so würden wahrscheinlich bald die Thiere bei ihrer voraussichtlich starken Vermehrung die Herren der Schöpfung werden; die Menschen wären endlich ge-

nöthigt, ihre Wohnungen in Viehställe zu verwandeln, und da es noch grausamer wäre, die armen Thiere verhungern zu lassen, anstatt sie zu schlachten, so bliebe dem Zukunftsmenschen schließlich nichts übrig, als selbst zu verhungern. Und damit wäre selbst das richtige Verständniß einer Beethoven'schen Symphonie zu theuer erkauft!

Der Kosmopolit Kronawetter. Das Haus Lonei von L'Arronge. Mein Entwurf zu einem Familien-Drama.

7. November 1880.

Das Ministerium Taaffe wird immer lebensfähiger! In der vorigen Woche legte der Abgeordnete der äußersten Linken, Herr Dr. Kronawetter, für dasselbe eine Lungenprobe ab, indem er in der bekannten, in seiner Vatervorstadt gelegenen Vergnügungshalle „Zum grünen Thor" eine dreistündige Rede für das Ministerium hielt. Herr Kronawetter erfreut sich als Redner einer gewissen Beliebtheit. Er hat ein ziemlich ungeschlachtes, aber dabei feierliches Aussehen, als wenn er Comitémitglied des Fiakerballes wäre; er spricht den Wiener Dialekt in der etwas gespreizten Weise unserer Bureaukratie, der er ja als Magistrats-Secretär angehört; seine kreischende Stimme schnappt in feierlichen Augenblicken in die Fistel der Ueberzeugung um, und er hat sehr appetitliche oratorische Gesticulationen, denn wenn Einem eine Wurst von der Dicke eines Kronawetter'schen Zeigefingers fortwäh-

rend vor den Augen hin und her pendelt, bekommt man unwillkürlich Lust auf ein kleines Gabelfrühstück.

Der Herr Abgeordnete des Bezirkes Josephstadt ist zwar, wie er in seiner grünen Thorrede bemerkte, „Demokrat und Kosmopolit", aber er läßt sich deßhalb nicht etwa wie der Marquis Posa zum Narren halten oder, wie er sich ausdrückte, „mit allgemeinen Phrasen abspeisen". Der Weltbürger aus der Josephstadt strebt vor Allem nach einer ausgiebigeren Kost, er will, daß das Rindfleisch in Wien billiger werde, und von diesem höheren Gesichtspunkte aus erfüllt ihn die Bedrängniß der Deutschen in Böhmen und Mähren mit einer gewissen Genugthuung, denn diese sind schuld an dem Rinderpestgesetze, das nur, wie er behauptete, zu Stande kam, „weil die verfassungstreuen Zuckerfabrikanten aus Böhmen und Mähren ihr Mastvieh theurer verkaufen wollen". Da sich hienach die Verfassungstreue der Deutschen in Böhmen und Mähren für den scharfblickenden Politiker nur als ein Kniff herausstellt, um die Preise der Ochsen in die Höhe zu treiben, muß jeder bezüglich des Rindfleisches billig Denkende entrüstet sein, daß jetzt „diese Leute zu uns betteln kommen, wir sollen ihnen gegen die Czechen helfen". Das ist gewiß schon der höchste Kosmopolitismus, wenn Einem sogar der Schlachtviehmarkt näher steht, als die eigene Nationalität! Freilich sollte Herr Kronawetter, der ja als Weltbürger „Abgeordneter der ganzen Menschheit ist", wie Marquis Posa sagt, und nicht blos des Bezirkes Josephstadt, auch für die ganze Menschheit billigeres Rindfleisch verlangen, und nicht blos

für die Wiener, da sonst das engherzigste Pfahlbürgerthum eine sehr schmeichelhafte Aehnlichkeit mit dem Weltbürgerthume erhält.

Der Herr Abgeordnete hatte auch den Ehrgeiz, bei dieser Gelegenheit durch seine gesellschaftlichen Talente brilliren zu wollen, indem er ein Stimmporträt des deutsch-böhmischen Abgeordneten Herrn Wolfrum zum Besten gab, so daß man, wie das deutsche Organ der Czechen, die „Politik", anerkennend hervorhebt, „den biedern Strumpfwirker förmlich vor sich zu sehen glaubte". Der Versuchung jedoch, auch die Stimme des Mastviehs der Verfassungstreuen in Böhmen und Mähren zu imitiren, widerstand der Redner mit mannhafter Selbstbeherrschung, obgleich ein längeres lautes Muhen in dem Saale „zum grünen Thor" zweifellos ebenfalls auf einen sehr großen Heiterkeitserfolg hätte rechnen dürfen. Das Ministerium hat sich jedoch nicht nur Verdienste gegen die Deutschen erworben, es ertheilt auch in höchst anerkennenswerther Weise „nicht mehr Concessionen à la Hypothekarbank". Ja wol! Die schlechten Zeiten sind in einer langsamen, aber entschiedenen Reconvalescenz begriffen, und die riesigen Blumenbouquets, welche neulich den Tänzerinnen Fräulein Cerale und Fräulein Linda dargebracht wurden, sind erfreuliche Symptome, daß das Volk wieder Ersparnisse gemacht hat. Und daß das Ministerium nicht dem neuen Volkswohlstande, bevor er noch zu übermüthig wird, einen kleinen Dämpfer aufsetzt und fünf Dutzend Schwindelbanken concessionirt, zeigt, wie Herr Kronawetter, der die allgemeinen Phrasen haßt,

rühmend hervorhob, daß es „keinen Fischzug in das Kapital der Bürger inscenirt". Allerdings hat auch die jetzige Regierung vor Kurzem eine neue Bank, „die Länderbank", concessionirt, aber dafür, erklärte der Redner, „gebührt ihr Lob, denn sie emancipirt sich dadurch von der Gruppe Rothschild-Kreditanstalt". Die neue Bank, die sich des Wohlwollens des Herrn Kronawetter erfreut, genießt übrigens, wie sie selbst in einem Rundschreiben mittheilt, die besondere Gunst der Regierung und diese hat auch dem kleinen Springinsfeld einen eigenen „Gouverneur" beigegeben, so daß man im schlimmsten Falle sein Geld wenigstens auf eine äußerst distinguirte Weise verlieren kann.

Doch ich will nicht meine Chronik ausschließlich dem Herrn Kronawetter widmen. Und da die Länderbank einen eigenen Gouverneur hat, ist es auch nicht meine Sache, mit ihr spazieren zu gehen. Ich möchte nur wissen, ob der ausgezeichnete Schauspieler des Burgtheaters Herr Lewinsky, der, was die Mannigfaltigkeit seiner Studien betrifft, wahrhaft Verblüffendes leistet, nicht auch die Statuten der neuen Bank gründlich durchstudirt hat. Denn am Anfange der vorigen Woche konnte man überall lesen, Herr Lewinsky sei im Landesgerichte erschienen, um zum Behufe eingehender Studien einen Rundgang durch die Gefängnisse vorzunehmen; in der Mitte der Woche wurde wieder durch die sechste Großmacht die freudige Kunde verbreitet, Herr Lewinsky sei an der Universität erschienen, um den Vorlesungen des Herrn Professor Erich Schmidt beizuwohnen und neuere Literatur zu studiren, und es wäre daher möglich, daß sich Herr Lewinsky am Ende

der Woche doch noch entschlossen hätte, sich einem eingehenden Studium der Volkswirthschaft zu widmen. Aber desto besser! das Leben würde zu eintönig werden, wenn die Zeitungen immer nur von Sonnenthal sprächen und seiner berühmten Auffassung. Nach so anhaltendem Sonnenthal wirkt ein kleiner Lewinsky sogar erfrischend.

Auch in dem neuen Lustspiel von L'Arronge: „Das Haus Conei", hat Herr Sonnenthal großen Beifall gefunden. Er gibt in diesem Stücke einen sehr liebenswürdigen Schauspieler, der aber nicht, wie Herr Lewinsky, die neuere deutsche Literatur studirt, sondern wieder eine verzeihliche Schwäche für Griechisch und Latein hat. „Das Haus Conei" ist ein sogenanntes Familienstück, in das endlich wieder ein Familienvater alle seine Angehörigen führen könnte, wenn es nicht zu kostspielig wäre, sechs Sperrsitze zu kaufen. Der Dichter hat uns gezeigt, daß man in einem Drama nicht eines Ehebruches bedarf, um unser Interesse zu erregen, denn der junge Gymnasiast, die Hauptperson des Stückes, gewinnt ohne einen solchen zu begehen, die allgemeine Theilnahme in sehr loyaler Weise, indem er sich einfach für die Maturitäts-Prüfung mangelhaft vorbereitet und daher, wie der Dichter dem Leben abgelauscht hat, durchfällt. Obwol dies ausreichen würde, um die zahlreichste Familie in Bestürzung zu versetzen, ist der Dichter doch noch freigebiger und läßt den überspannten Knaben mitten aus dem Lustspiele heraus in das weinerlichste Wasser springen, aber durch den liebenswürdigen Schauspieler retten. Der Familienvater bezwingt jetzt seine solide Abneigung gegen Schauspieler und ver-

leiht dem Retter seines Sohnes den hohen Rang eines Familienmitgliedes, indem er ihn zu seinem Schwiegersohne macht. Man ersieht hieraus, welche reiche Ausbeute an sittsamen Knalleffecten das Familienleben dem Dramatiker zu gewähren vermag!

Unter solchen Verhältnissen darf ich es vielleicht wagen, ebenfalls eine Familienhandlung, die mir schon lange am Herzen liegt, dem Leser zu erzählen. Die Tochter eines armen Beamten, der wegen Unfähigkeit pensionirt wurde, tritt, um das Los ihres Vaters zu erleichtern, in den Dienst eines der hervorragendsten Fabrikanten von gußeisernen Sparöfen als Köchin. Eines Tages vergißt sie, in trüben Gedanken an das Mißgeschick ihres Vaters vertieft, den Kalbsbraten zur richtigen Zeit umzuwenden, und wird hiefür von der zwar gutmüthigen, leider aber zum Jähzorn neigenden Hausfrau zur Rede gestellt. Hierüber gekränkt, schwingt sich die Köchin auf das Fensterbrett und springt vom dritten Stockwerke in den Hofraum. Sie bleibt aber mit dem Chignon an einem aus dem Fenster im zweiten Stockwerke ragenden Gegenstande hängen. Denn dort wohnt ein Violinvirtuose, der in seinen freien Stunden Astronomie studirt und eben, da die Köchin hinabgesprungen ist, mit seinem Teleskop einen neuen Planeten zu entdecken bestrebt war. Er hält, da plötzlich ein sehr schweres Object auf sein Teleskop fällt, die Köchin für einen Meteorstein und zieht mit aller Anstrengung das Teleskop mit der schweren Last, die daran haften geblieben, zurück, um seinen kostbaren Fang zu untersuchen und eine Abhandlung für die Akademie der Wissen-

schaften darüber zu schreiben. Zum Unglücke für die Wissenschaft jedoch entdeckt er seinen Irrthum, begleitet die Köchin mit der Violine in den Schoß der bereits von Gewissensbissen gefolterten Familie des Ofen-Fabrikanten zurück, und dieser gewährt nicht nur dem Retter seiner Köchin aus Dankbarkeit die Hand seiner Tochter, die er ihm bisher aus schlichtbürgerlicher Abneigung gegen die Kunst verweigert hatte, sondern nimmt auch zur Sühne für die jähzornige Uebereilung seiner Frau den Vater der hochherzigen Köchin als Buchhalter in sein Geschäft. Die Köchin aber, die insgeheim eine ausgezeichnete Erziehung genossen hat, errichtet eine dreiclassige Mädchenschule und wird als Vorsteherin einer solchen zweifellos bald die Gattin eines allgemein geachteten Professors der Kalligraphie werden. Man flüchtet doch gerne wieder aus der beengenden Sphäre der Kunst auf die Höhen des Alltagslebens!

Während nach den Actien der neuen Bank und den Sperrsitzen zu den neuen Stücken eine große Nachfrage entsteht, sind die Räume des Künstlerhauses ganz verödet. Es ist wahr, die Bilder sind nicht gut, aber sie verrathen doch häufig den großen Fleiß des Malers. Wahrhaft rührend in dieser Beziehung habe ich eine „Studie" gefunden, in der der Maler uns eine gesunde Blondine zeigt, die im Bette liegt. Wie zeitig muß der arme Maler an die Arbeit gegangen sein, wenn er seine Studie noch im Bette liegend gefunden hat.

Der deutsch-conservative Parteitag zu Linz.

28. November 1880.

Dem letzten deutsch-österreichischen Parteitage in Wien ist der deutsch-conservative Parteitag nachgehinkt, der in dieser Woche in Linz abgehalten wurde. Für diejenigen, die auf den Namen Gewicht legen, hat der Linzer Parteitag den Wiener übertrumpft, da dieser sich schüchtern einen deutsch-österreichischen, jener aber mit großem Freimuthe einen deutschen nannte. Ungeachtet dieses höchst gefährlichen nationalen Aushängeschildes, das bei Uneingeweihten die Besorgniß hätte erregen können, die Versammlung werde mit dem Absingen der „Wacht am Rhein" eröffnet werden, sind jedoch unsere so klugen Aelpler — denn meist nur solche haben an dem Parteitage theilgenommen — nicht entsetzt zurückgewichen, denn die sehr geehrten Führer der Partei hätten ebenso gut einen botokudisch-conservativen Parteitag ausschreiben können, da ja Jedermann weiß, daß sie ebensowenig botokudisch gesinnt sind, wie deutsch, und daß die Partei ihrem wahren Namen nach die ultramontane ist. Wie die Zeitungen angaben, haben nur etwa dritthalbtausend Personen dem Parteitage beigewohnt; allerdings wäre

die Zahl der Theilnehmer eine bedeutend größere gewesen, wenn man wenigstens jenem Theile des schönen Geschlechtes, der sich bereits in den vorgeschrittenen deutsch-conservativen Jahren befindet, den Zutritt gestattet hätte; allein die Versammelten waren sich alte Weiber genug, um auf eine solche Verstärkung verzichten zu können.

Wie der Vorsitzende hervorhob, sollte der Linzer Parteitag „eine Gegenkundgebung zum Wiener Parteitage" sein, der behauptet hatte, das Deutschthum sei durch das Ministerium Taaffe gefährdet, eine Mittheilung, welche die Bauern kopfschüttelnd anhörten, denn eine Gegenkundgebung, bei der nicht gerauft wird, konnte ihnen unmöglich Vertrauen einflößen. Diese Demonstration ist aber um so gewichtiger, da der Linzer Parteitag, wie das clericale „Vaterland" bemerkte, „eine wirkliche und thatsächliche Volksversammlung" war. Nachdem das Volk mit seinem nie irregehenden Instincte den Herrn Grafen Brandis zum Präsidenten und die Herren Graf Chorinsky und Riccabona zu Vice-Präsidenten gewählt hatte, eröffnete ein Mann aus dem Volke, Herr Fürst Alois Liechtenstein, den Reigen der Redner. Se. Durchlaucht erzählte, die Führer der deutsch-liberalen Partei seien „weder jung noch hübsch, aber geschminkt und mit allen Salben geschmiert". Damit aber wollte er die deutschen Führer nicht etwa in schmeichelhafter Weise mit den Hofdamen vergleichen, sondern, wie er hinzufügte, mit erfahrenen Schauspielern. Ich erlaube mir nur nebenbei den Herrn Fürsten aufmerksam zu machen, daß er unter

den Merkmalen, an denen man die Schauspieler erkennt, gerade das wichtigste anzuführen vergessen hat, ein Merkmal, das er nebst den anderen von ihm erwähnten Kennzeichen gerade bei den Führern der clericalen Partei, der er selbst angehört, finden wird, daß sich nämlich die Schauspieler den Bart abrasiren lassen.

Der Herr Redner fuhr dann fort: „Der Ruf, daß das Deutschthum gefährdet werde, sei eine Speculation auf die Leichtgläubigkeit des Volkes." Ach nein, um das Deutschthum kümmert sich nur das angebliche Volk, das beim Wiener Parteitage zusammenkam, auf das wirkliche und thatsächliche Volk muß man mit ganz anderen Dingen speculiren. Wenn der Herr Fürst Liechtenstein die vor Kurzem erschienenen Annalen von Lourdes, der bekannten Wundergrotte, durchblättern will, so wird er dort finden, daß über 300,000 versiegelte Flaschen von dem Wunderwasser in Lourdes nach Oesterreich verkauft wurden, und daß allein der hochwürdige Herr Guardian des Capuzinerklosters in Gmunden, in der Nähe von Linz, 120 Statuen der Jungfrau von Lourdes kommen lassen mußte, mit denen auch in der That, nach der Mittheilung der Annalen, in schwierigen Krankheitsfällen, wie Typhus, Halsleiden, nervösem Fieber, Augenentzündung u. s. w., wunderbare Heilerfolge erzielt worden sind. Se. Durchlaucht fragte endlich, ob eine Partei, die in den Städten an Einfluß verliere und „die der Bauer nicht leiden und riechen könne, sich als Vertreter des Deutschthums geriren könne?" Mein Gott, der Bauer riecht am liebsten die Ochsen in seinem Stalle, aber der

Herr Redner wird doch mit mir darin einverstanden sein, daß die letzteren noch weniger geeignet sind, sich als Vertreter des Deutschthums zu geriren!

Nach dem Herrn Fürsten ergriff der Herr Hofrath Lienbacher das Wort. Er bestritt ebenfalls, daß das Deutschthum in Gefahr sei, erklärte aber vorsichtshalber, daß die Nationalität nicht, wie die Gegner behaupteten, „das Höchste" sei, und rief dann pathetisch: „Das Volk will Brot, und wir sollen ihm den Bandwurm des Nationalitätenstreites reichen?" Die Behauptung seiner Nationalität ist trotz des Herrn Hofrathes gegenwärtig für den Deutschen in Oesterreich die größte Aufgabe, und die Gefahr für das Deutschthum ist um so größer, wenn es Deutsch-Oesterreicher gibt, die sich mit den Feinden desselben verbünden. Ich gebe aber zu, daß es sehr hinterlistig wäre, dem Volke statt Brot einen Bandwurm zu reichen, nur glaube ich, daß das Volk vor einem solchen Danaergeschenke nicht erst gewarnt zu werden braucht. Glücklicher Weise scheint sich das auf dem Linzer Parteitage versammelte Volk in derselben angenehmen Lage befunden zu haben, wie jenes, das im Jahre 1848 einem Berliner Lienbacher, der ebenfalls declamirte: Das Volk verlangt Brot! zuschrie: Hunger haben wir keenen, aber Dorscht, viel Dorscht! Denn die Rede des armen Herrn Baron Dipauli wurde durch das lärmend lustige Treiben in der deutsch-conservativen Restauration nebenan derart übertäubt, daß der Herr Präsident gezwungen war, durch einen Special-Bevollmächtigten die jovialen Zecher zur Ruhe ermahnen zu lassen.

Auch ein Wiener Bürger, Herr Köſtner, betheiligte ſich an dem Linzer Parteitage. Obwol derſelbe das ominöſe Gewerbe eines Spänglers betreibt und Spangler im Volksmunde die Schläfrigkeit genannt wird, weil ſie uns die Augen ſchließt, wußte er durch ſeinen Vortrag dennoch die Zuhörer ſehr munter zu erhalten. Er bezeichnete den „modernen Staat" als eine „Gefahr", in dieſem aber insbeſondere die Hauſirer als ein „Unglück". Die Gewerbefreiheit aber hat nach ſeiner Anſicht gar einen „ſemitiſchen" Charakter und ebenſo iſt „die Abnahme der chriſtlichen Duldung gegen die weißen Sklaven in Europa ſemitiſchen Urſprungs". Wenn es keinen modernen Staat und keine Gewerbefreiheit gäbe, ſondern die mittelalterlichen Zünfte beſtünden, dann dürfte Herr Köſtner als Klempner nach der alten Zunftſatzung einzig und allein Buchklampen anfertigen, und er wäre ſomit auf die Leute angewieſen, die Bücher leſen und kaufen, und dieſe gehören, wie ich beſorge, nicht ſeiner Partei an. Er dürfte dann auch nicht Pfannen erzeugen wie jetzt und leider nicht einmal — kannegießern.

Da er aber ſo am Alten hängt, ſo begreife ich nicht, warum er die guten alten Bezeichnungen: iſraelitiſch, moſaiſch, jüdiſch oder hebräiſch, mit denen man ja doch in faſt allen Lagen des Lebens auszureichen vermag, ſo treulos im Stiche läßt und ſtatt dieſer das erſt jetzt in die Mode kommende Wort: ſemitiſch gebraucht, das auch nicht viel beſſer iſt, als die anderen modernen Dinge. Wenn dieſer Vollblutſpängler gegen die Juden loszieht, ſo wird ihm dies gewiß kein billig Denkender verwehren

wollen, denn das gehört zu den sogenannten angeborenen Rechten. Aber wozu braucht er die armen Syrer, Araber u. s. w. zu beleidigen, die ja auch Semiten sind? Wehe Ihnen, Herr Spängler, wenn Sie einmal eine fromme Wallfahrt nach Jerusalem unternehmen und einem Beduinen-Scheikh, der zufällig Ihre Rede auf dem Linzer Parteitage gelesen hat, in die Hände fallen, denn diese Wüstenhausirer sind noch gefährlicher als die unserigen!

Kaiser Joseph. Die Stellung des Grafen Taaffe in der Kunstgeschichte.

5. December 1880.

Von den Festlichkeiten, die zur Erinnerung an den edlen Kaiser Joseph in dieser Woche veranstaltet wurden, scheint keine denselben so ermüdet zu haben, wie das Festspiel des Herrn Eduard Mautner im Stadttheater, da der „Schätzer der Menschheit" in demselben zum Schlusse einschläft. Es war aber ein guter Gedanke des Dichters, daß er dem Schlafenden, um ihn von der Verehrung der Nachwelt zu überzeugen, dessen bekränztes Monument im Traume erscheinen ließ und nicht etwa den bekränzten Baron Dingelstedt, da der Director des Burgtheaters jede Verherrlichung des erhabenen Stifters dieser Schaubühne in höchst auffälliger Weise unterlassen hat. Allerdings haben auch die hochwürdigsten Herren Bischöfe jede kirchliche Feier untersagt; der Herr Präsident des Abgeordnetenhauses hat sich geweigert, in der Rede, die er bei der Wiedereröffnung desselben gehalten hat, dem Andenken dieses Regenten einige Worte zu widmen; die Paläste der Aristokratie und Börsenchevalerie, sowie die Staatsgebäude waren nicht illuminirt, ja Sicherheitswachmänner haben

sogar diejenigen, die beleuchtet hatten, in ihr schwarzes Buch notirt, und es scheint hienach, daß die Beliebtheit des Kaisers Joseph nicht sehr beliebt wird. Es fragt sich nur, ob es nicht unter solchen Umständen zweckmäßig wäre, das Standbild des Kaisers auf dem Josephsplatze, da Harmlose die Bedeutung desselben auch fernerhin mißverstehen und zur Verehrung desjenigen, dem es errichtet worden, aufgereizt werden könnten, lieber zu entfernen. Der loyale Staatsbürger muß sich doch noch auf Monumente verlassen können, denn wenn einmal das Mißtrauen gegen solche in ihm rege geworden ist, wird er, wenn er auf den Schwarzenbergplatz kommt oder sonstwo einer Statue begegnet, entsetzt die Hände zusammenschlagen und ausrufen:

„Himmel, was muß denn wieder Der angestellt haben, daß man ihm ein Monument errichtet hat?"

Allerdings würde die Entfernung der Standbilder mit der Politik des Herrn Grafen Taaffe nicht zu vereinbaren sein, deren wohlthätiger Einfluß auf unsere Kunst in einem Leitartikel einer hiesigen Wochenschrift, „Allgemeine Kunstchronik", liebevoll gewürdigt wird. Da die großen politischen Blätter der Politik des Herrn Grafen Taaffe nicht zustimmen, so läßt er nach biblischem Muster die Kleinen zu sich kommen, die dann in possirlicher Weise ihr Löblein quieken. Die kleinen publicistischen Freunde des Ministers haben die wohlthätigen Folgen seiner Regierung bereits auf allen Gebieten constatirt, und wenn das schon erwähnte Kunstblättchen schreibt, daß unter dem Grafen Taaffe „neuerlich ein

Frühling unseres Kunstlebens aufzublühen scheine", so wird wahrscheinlich nächstens eine Zeitung für Landwirthschaft berichten, daß in Folge der Versöhnungs-Politik die Feldmäuse ganz zu verschwinden scheinen, und das Organ für Seifensieder, daß Dank dieser Politik der Export von Seife nach Galizien zuzunehmen scheine.

Die „Kunstchronik" will die „directe Wirksamkeit des Minister-Präsidenten" auf die Kunst „einigermaßen sicherstellen"; aber entweder ist sie sich nicht ganz klar darüber, was man unter direct versteht, oder sie hat in ihrer künstlerischen Zerstreutheit das gegebene Versprechen vergessen. Denn nachdem sie sich über die Verfassungspartei lustig gemacht hat, für deren Förderung der Kunst sie nur ein böhmisches Lächeln — nein, ich habe unrichtig gelesen — „ein höhnisches Lächeln" hat, versucht sie nur nachzuweisen, daß „die wesentliche Besserung im österreichischen Kunstleben eine Folge der Politik des Grafen Taaffe und deren Einwirkung auf die Gesellschaft sei", so daß die „Kunstchronik", wenn sie nicht etwa ihren Zorn auf die Verfassungspartei als eine directe Wirksamkeit des Minister-Präsidenten auf die Kunst ansehen will, doch nur von einer indirecten Wirksamkeit zu sprechen berechtigt ist. Worin besteht aber diese indirecte Wirksamkeit? Vor Allem darin, daß zur Zeit der Festlichkeiten, die aus Anlaß der silbernen Hochzeit unseres Herrscherpaares gefeiert wurden, Graf Taaffe Minister des Innern war. Da aber Graf Taaffe weder jene Festlichkeiten, durch die nach der Behauptung der Chronik „die Stagnation des Wiener Kunstlebens mit Einem

Schlage gebrochen wurde", noch die silberne Hochzeit unseres Herrscherpaares veranlaßt hat und auch damals noch nicht einmal das Portefeuille für Versöhnung innehatte, so hat er wol auch nicht den indirectesten Antheil an dem Bruche der Stagnation des Wiener Kunstlebens. Mit demselben Rechte hätte die Chronik dem Grafen Taaffe nachrühmen können, daß er zur Zeit der Ausführung der Prachtbauten auf der Ringstraße, die doch auch ein bischen zur Entwickelung des Wiener Kunstlebens beigetragen haben, Statthalter von Tirol war.

Uebrigens ist die „Kunstchronik" eher eine Heiratschronik, denn wie sie weiter meldet, wird uns ein „patriotisches und politisches Ereigniß allererster Art neuerlich Gelegenheit bieten, den günstigen Einfluß der Taaffe'schen Versöhnungs-Politik auf die Gesellschaft und in der Folge auf die Künste kennen zu lernen. Die Vermälung unseres Kronprinzen mit der Prinzessin Stephanie beschäftigt schon im Momente zahlreiche kunstfertige Hände". Auch mit diesem zweiten Ereigniß allererster Art hat die Versöhnungs-Politik des Grafen Taaffe nichts zu schaffen, und ich bin überzeugt, daß die Vermälung unseres verehrten Kronprinzen mit der anmuthigen belgischen Prinzessin selbst dann zu Stande käme, wenn die Versöhnungs-Politik das gründlichste Fiasko machen würde. Daß solche Festlichkeiten, von deren Einflusse auf die Kunst die Chronik so phantastische Vorstellungen hat, nicht gerade eines Versöhnungs-Ministers als Maître de plaisir bedürfen, beweist die bisherige Geschichte der silbernen Hochzeiten und Vermälungs-Feierlichkeiten unserer Herr-

scher und Kronprinzen. Ja, wenn die Jungczechen die Verfassungspartei heiraten würden und die Wiener Maler die Porträts des holden Brautpaares zu malen hätten, könnte man allenfalls von einem Einflusse der Versöhnungs-Politik auf die Kunst sprechen.

Der Dichter Weilen als Ballopfer. Die Schlauheit des neuen Finanzministers.

19. December 1880.

Das Schreiben, welches in dieser Woche der Herr Minister-Präsident Graf Taaffe an den Herrn Bürgermeister Ritter v. Newald richtete, hat uns ganz ritterlich angemuthet. Nicht etwa deßhalb, weil darin der Festball, den die Bürger der Stadt Wien zur Feier der Vermälung des Kronprinzen veranstalten wollten, abgelehnt wurde, sondern weil in dem Briefe der Bürgermeister „Hochgeborner Ritter!" titulirt wurde, so daß man erwartet hätte, es werde nach einer solchen mittelalterlichen Begrüßung die Einladung folgen, der hochwohlgeborene Ritter möge sich helmen und panzern und sein muthiges Roß satteln, um gen Atzgersdorf zu reiten und bei einem Turniere daselbst mit dem edlen Grafen Taaffe ein paar Speere zu verstechen. Wir wollen sofort zugeben, daß Graf Taaffe in ceremoniellen — Etikette- und Titulaturfragen weit besser unterrichtet ist als wir, aber es klingt doch gar nicht schmeichelhaft, wenn ein Mann, der das hohe Amt eines Bürgermeisters der Stadt Wien bekleidet, einen Titel erhält, den man heutigentages nicht anders als ironisch aufzufassen gewohnt ist.

Wenn mich aber diese Einleitung des Schreibens in hohem Grade erheiterte, so hat mich doch die traurige Gewißheit, daß der Opernball nicht stattfinden werde, sehr schmerzlich berührt, und zwar wegen eines andern Ritters, nämlich des von Weilen, der jetzt sein Festspiel, mit dem bekanntlich der Ball im Opernhause eröffnet werden sollte, rein umsonst gedichtet hat. Draperien, Teppiche, Vasen, kurz alle anderen Dinge, die vielleicht schon für den beabsichtigten Ball angeschafft wurden, lassen sich bei anderen Gelegenheiten und für andere Zwecke verwenden, aber der arme Dichter kann doch nicht das Festspiel in seinem dramatischen Materialdepot aufbewahren, bis wieder einmal ein österreichischer Kronprinz heirathet. Es ist wahr, dieser gewiegte Sänger der Gelegenheit hat bereits den unvergänglichen Lorbeer der Eisernen Krone dritter Classe in sein Knopfloch gewunden, und er ist auch schon, da man in unserer Zeit zum Dichter nicht mehr bloß geboren, sondern hochwohlgeboren sein muß, gerittert worden. Aber für den Dichter gibt es keinen Stillstand, und wenn schon der Festball nicht stattfindet, so sollte doch dadurch nicht der Dichter des Ballweihfestspiels, wie Richard Wagner sagen würde, in seiner Carrière gehindert werden. Ich glaube aber, es ließe sich ein Ausweg finden, damit die Dichtung Weilen's, nachdem sie einmal erblüht ist, nicht dahinwelke, ohne ihren Weihrauch verstreut zu haben. Es ist nämlich, wie man weiß, der Beschluß gefaßt worden, die für die Ausführung des Festes bestimmte Summe an die Armen Wiens zu vertheilen. Da hienach diesen allein die An-

nehmlichkeiten des Balles zugute kommen, so müßten sich diese dagegen es auch gefallen lassen, wenn ihnen das Festspiel Weilen's vordeclamirt würde.

Auch eine andere Ablehnung hat in dieser Woche großes Aufsehen erregt, nämlich die des provisorischen Budgets von Seite der Linken des Abgeordnetenhauses. Leider jedoch wurden die dafür bestimmten Summen nicht an die Armen vertheilt. Der neue Finanzminister Herr Dr. Dunajewski weihte unser jüngstes Deficit mit einer Festrede ein, in der er eine große Schlagfertigkeit im Nichtssagen an den Tag legte. Er war so zurückhaltend, daß er an einer Stelle nur drohte, „es wäre ein Wort Goethe's anzuwenden", ohne sich zu einem wirklichen Citat hinreißen zu lassen. Wahrscheinlich wollte sich der Finanzminister auch dieses Wort Goethe's für die Zukunft aufheben, wie die anderen Argumente für seine Steuerprojecte, die er, obwol der Abgeordnete Herr v. Plener die geplanten Steuern in vernichtender Weise beurtheilt hatte, noch nicht „bei diesem kleinen Gesetze den Herren preisgeben" wollte, da sie sonst „wieder nachdenken und diese Gründe in neue Gegengründe verwandeln könnten". Es scheint also bei neuen Steuern hauptsächlich darauf anzukommen, daß man in schlauer Weise zu verhindern sucht, daß über sie nachgedacht werde, und die allgemeine Verblüffung benützt, um sie durchzuführen. Es würde sich aber dann für einen Finanzminister empfehlen, in ähnlicher Weise, wie dies gewandte Taschenspieler schon längst für ihre Kunststücke in Anwendung bringen, bei Begründung einer neuen Steuer die Vorlage mit einem

weißen Taschentuche zu bedecken, dieses dreimal anzublasen und dann plötzlich eine Pistole aus der Tasche zu ziehen, sie abzufeuern und so jene Verwirrung hervorzurufen, welche die Opposition hindert, über die Argumente des Finanzministers nachzudenken. Stellt es sich später heraus, daß die neue Steuer unzweckmäßig, unbillig oder drückend ist, so möge man dann nachdenken so viel man wolle, der Finanzminister kann sich ins Fäustchen lachen, denn alle Gegengründe kommen nun zu spät.

Vielleicht verräth auch der Herr Finanzminister, wenn er nächstens seine Argumente vorbringen sollte, was er eigentlich unter dem Worte „Staffage" versteht. Denn auf die Bemerkung des Abgeordneten Plener, die Arbeiter, welche gegen den deutsch-österreichischen Parteitag demonstrirt hatten, seien von der Regierung ausgespielt worden, um dieser als Staffage zu dienen, erwiderte er in unheimlich düsterer Weise, als wenn er Herrn v. Plener an eine Verpflichtung aus einem amerikanischen Duelle erinnern wollte: „Ich will den verehrten Herrn nicht daran mahnen — es ist nicht meines Amtes —, was man unter Staffage versteht." Zur Beruhigung nervöser Leserinnen will ich nur mittheilen, daß man unter Staffage nicht etwa das raffinirt grausame Verfahren des Ritters Blaubart versteht, der seine Weiber zu Tode kitzelte, sondern daß es eines der harmlosesten Wörter ist, das auch das sechszehnjährigste Mädchen, ohne erröthen zu müssen, gebrauchen darf.

Der glückliche Dichter Eduard Mautner und der unglückliche Dichter Cajetan Cerri. Das Nachtleben in Mien.

1. Januar 1881.

Ein Jahr ist wieder zu Ende, ein so erbärmliches Jahr, daß man betrübter als sonst auf die paar Meter seines Lebensfadens zurücksieht, die wieder abgelaufen sind. Neid, Haß und Zwietracht herrschen überall in der Welt — ach, warum ist nicht die ganze Menschheit ein Eduard Mautner, daß man sie durch Verleihung des Franz-Josephs-Ordens glücklich machen könnte! Mir sind zu der Auszeichnung, die der Dichter in dieser Woche „für seine mehrfältigen patriotischen und literarischen Leistungen" erhalten hat, von allen Seiten so viele herzliche Glückwünsche zugekommen, daß ich nicht jedem einzelnen Gratulanten, sondern nur allen insgesammt meinen Dank durch die Zeitung abzustatten vermag. So sehr mich aber auch diese Beweise von Vertrauen in meine humoristische Auffassung des Ereignisses ehren, so vermag ich doch nicht die gehegten Erwartungen zu erfüllen. Obwol meine Satire nicht stolz ist und sich im Gegentheile immer einer gewissen Bescheidenheit befleißt,

so gibt sie sich doch nicht mit Kleinigkeiten ab, und wenn der Dichter Mautner, der seinen Blick auf die stolzesten Orden hätte werfen können — nur nicht auf den Hosenband-Orden, da dieser unterhalb des Knies, das sich seinen Blicken schon seit längerer Zeit entzogen hat, angelegt wird — den Franz-Josephs-Orden erhält, so mag er sich durch denselben noch so geschmeichelt fühlen, mir ist diese Dekoration zu gering, denn ich fange unter dem Orden der Eisernen Krone dritter Classe nicht einmal den Mund zu verziehen an.

Herr Mautner steht im kräftigsten Mannesalter, erfreut sich eines blühenden Embonpoints, ist frischen Geistes, und sein Appetit ist unvergänglich. Man liebt ihn als Gesellschafter bei jeder Tafelrunde, insbesondere bei jener, die nicht wie die sagenhafte des Königs Artus aus zwölf, sondern aus dreizehn Personen besteht. Es schmerzt mich, den vielen Verehrern des trefflichen Mannes mittheilen zu müssen, daß der Franz-Josephs-Orden den Inhaber wohl berechtigt, den Hofball zu besuchen, nicht aber einen Platz bei der Hoftafel einzunehmen.

Während dieser Dichter an den kleinen Freuden des menschlichen Lebens noch immer so regen Antheil nimmt, ergibt sich ein anderer vaterländischer Dichter, Herr Cajetan Cerri, leider immer mehr tiefsinnigen Betrachtungen der bedenklichsten Art, wie die „Rückblicke und Ausblicke" verrathen, die er in dem neuesten Bande der „Dioskuren", des poetischen Jahrbuches des Oesterreichischen Beamtenvereins, veröffentlicht. Es ist interessant, daß die meisten österreichischen Dichter früher Beamte waren

— ja, Müßiggang ist aller Laster Anfang! Ich glaube nicht, daß die Literarhistoriker schon hierauf ihr Augenmerk gerichtet haben. Nach meiner Ansicht erhalten viele unserer Beamten die dichterische Anregung durch ihre Vertrautheit mit den Schönheiten der Natur, deren geheimnißvolles Walten sie durch fortwährendes Hinausschauen zum Fenster während der Amtsstunden belauschen. Der k. k. Hof-Secretär Cerri hat diesmal die steife Uniform des Verses abgelegt und erscheint im ungezwungensten prosaischen Gedanken-Négligé. Der Dichter hat seinen Aphorismen den Titel: „Am Ufer des Zeitstromes" gegeben, und da es möglich wäre, daß der Zeitstrom auch unseren am Ufer sitzenden Weltweisen nicht verschont und ihn in das Meer der Vergessenheit führt, so erlaube ich mir, meinen Lesern einige dieser gedankenvollen Aussprüche mitzutheilen.

Sehr schön sagt er:

„Fast will es mir dünken, daß überall im Leben und Streben der Menschen das gewichtigste, weitgreifendste, vielsagendste Wort gerade das kurze, unscheinbare, kleine Wörtchen „Maß" sei."

Ich glaube, daß es eine übertriebene Bescheidenheit des Dichters ist, wenn er diesen Ausspruch mit den zagenden Worten: „Fast will es mir dünken" einleitet. Denn der Gedanke ist so alt und schon von so großen Autoritäten geäußert worden, daß Herr Cerri sich wol hätte erlauben dürfen, mit größerer Zuversicht aufzutreten und zu sagen: „Man ist allgemein der Ansicht, daß u. s. w." Auf ganz neuen zoologischen Forschungen beruht dagegen die Bemerkung:

„Der Pelikan ist ein Charakter; das Chamäleon hat Tact."

Da der Pelikan bisher als Symbol der Mutterliebe, das Chamäleon als das der Charakterlosigkeit gegolten hat, so wären wir eigentlich gespannt darauf, zu erfahren, ob nicht auch unsere bisherigen Ansichten über das Rhinoceros und das Krokodil einer Berichtigung bedürfen und es etwa gestattet wäre, zu behaupten: Das Rhinoceros hat Bildung; das Krokodil ist ein Autodidakt. Sehr beherzigenswerth ist die Mahnung:

„Sei nicht so sehr um den Eingang, als um den Ausgang besorgt, sonst könntest du leicht in eine Mausefalle gerathen."

Leider wird, wie wir glauben, diese Warnung fruchtlos bleiben; denn man hat sie ja schon tausendmal wiederholt, und die Mäuse gehen doch immer wieder in die Falle. Doch wir wollen das Ufer des Zeitstromes endlich verlassen, denn, sagt Herr Cerri zum Schlusse:

„Das Willkommenste, weil es das Erlösende und Befreiende ist, bleibt bei jeder Aufgabe — das Ende."

So kann uns in der That auch die banalste Phrase willkommen sein, wenn sie nur die letzte ist.

Obwol es uns nach dem vorhin Erwähnten am meisten freuen würde, wenn die officiösen Zeitungen von dem Ende der Versöhnungs-Politik des Herrn Grafen Taaffe erzählen wollten, fahren diese fort, über den wohlthätigen Einfluß zu berichten, den dieselbe zu üben beginnt.

Da uns ein Kunstblatt erst neulich, wie ich meinen

Lesern mitgetheilt habe, darüber belehrt hat, daß auch die Kunst und das Gewerbe in Folge der gräflich Taaffe'schen Politik einen mächtigen Aufschwung genommen haben, so werden die segensreichen Folgen derselben bereits auf allen Gebieten vaterländischer Betriebsamkeit fühlbar, nur nicht auf jenem der Erzeugung von Nachtleibchen aus Schnürlbarchent, da ein hiesiger Kaufmann einen Ausverkauf seiner sämmtlichen Vorräthe dieses passenden Neujahrsgeschenkes unter dem Kostenpreise annoncirt hat. Nicht genug damit, so haben wir es auch dieser Versöhnungs-Politik zu verdanken, wenn Wien sich wahrscheinlich schon im neuen Jahre zu einer wirklichen Großstadt entwickeln wird. Denn bisher hat uns das rege Nachtleben, das man in allen anderen Großstädten findet, gänzlich gemangelt. Um zehn Uhr werden sämmtliche Häuser gesperrt, um elf Uhr sind alle Straßen menschenleer, und eine halbe Stunde später beginnt in ganz Wien die Feier des Ramazan, der großen Fasten, indem man um diese Zeit in keinem Gasthause mehr etwas zu essen bekommt. Dem Grafen Taaffe aber ist es zuzuschreiben, wenn jetzt auch das Nachtleben einen großstädtischen Charakter annimmt, denn da sich in Folge seiner Versöhnungs-Politik die Parteien schroffer gegenüberstehen, als je, sind die Abgeordneten gezwungen, jetzt auch die Nacht zu Hilfe zu nehmen, um sich nur mit den nothwendigsten Ehrenbeleidigungen zu überhäufen, so daß die letzte Sitzung des Abgeordnetenhauses bis 4 Uhr Morgens gedauert hat.

Wenn aber künftighin die Minister, die Abgeordneten,

die Journalisten und alle Jene, welche an der Politik Antheil nehmen und dem Gange der Verhandlungen folgen wollen, die Nacht zum Tage machen werden, so muß dies eine vollständige Umwälzung auch in unserem socialen Leben hervorbringen. Die Straßen werden dann die ganze Nacht hindurch belebt sein, die Restaurants und Kaffeehäuser geöffnet bleiben, für die Damen, die den Nachtsitzungen beiwohnen wollen und die ja während der letzten Sitzung wirklich muthig bis zum Schlusse ausgeharrt haben, wird sich ein eigenes parlamentarisches Nachtnégligé als nothwendig herausstellen, und in allen Häusern wird dann auch bei Nacht in heftiger Weise Clavier gespielt werden. Denn die häuslichen Frauen werden, von Eifersucht gefoltert, ob der Gemal sich in der That in das Abgeordnetenhaus begeben habe oder nur unter dem sittigen Vorwande der Petroleumsteuer einer ganz unparlamentarischen Ballettänzerin fröhne, die Ruhe des Lagers fliehen und den Kampf, der in ihrem Innern tobt, auf einem klangvollen Bösendorfer zum Ausdrucke bringen. So sehen wir dem neuen Jahre hoffnungsvoll entgegen.

Die Anti-Semiten.

28. Januar 1881.

Ein englischer Culturhistoriker behauptet, die Erfahrung habe gezeigt, daß diejenigen Gesetze die besten seien, durch welche andere Gesetze aufgehoben würden. Etwas Wahres scheint an der Sache zu sein, und so wird man kaum in Abrede stellen können, daß ein ganz kleines Gesetz, durch welches das Gesetz über den Sprachenzwang aufgehoben würde, ein höchst wohlthätiges wäre. Das Gesetz wirft häufig den Müden, die nicht mehr vorwärts können, noch ein paar Paragraphe zwischen die Beine und sagt: So, jetzt seht, wie ihr allein vorwärts kommt! Auch das neue Wuchergesetz allein, welches dem Abgeordnetenhause eben vorgelegt wurde, wird den traurigen wirthschaftlichen Zuständen, deren bösestes Symptom der Wucher ist, nicht abhelfen. Es wüthet eine Epidemie, und um ihren Verheerungen Einhalt zu thun, führt man in den Apotheken neue Gewichte ein. Herrn P. Greuter hat die Debatte über diesen Gegenstand Anlaß zu einer längeren Predigt gegeben, die das clericale „Vaterland" „epochal" genannt hat.

Ich glaube, daß noch niemals an eine Epoche bescheidenere Anforderungen gestellt worden sind. Herr P. Greuter ist ein Reactionär, aber er ist wenigstens ein kurzweiliger Reactionär. Wenn man die Schulpflicht aufheben, die Ketzer aus dem Lande treiben, die Liberalen einsperren und deren Zeitungen verbieten, kurz die Anforderungen seiner Partei erfüllen wollte, würde er gewiß sogar liebenswürdig werden. Denn ich bin der Ansicht, daß sich selbst die Menschenfresser charmant benehmen, wenn man nur nicht das Unglück hat, ihnen zu begegnen, bevor sie dinirt haben.

Rabelais erzählt von seinem Helden Gargantua, daß dieser einen klugen Streich stets mit zwei dummen wieder gut gemacht habe. Auch der Abgeordnete aus Tirol hat in seiner Rede manchen scharfen Hieb gegen die Wucherer geführt, aber er suchte jede richtige Bemerkung durch zwei absurde wieder gutzumachen. Man verliert allen Respect vor dem Hohne, den er gegen den Wucher aufwendet, wenn man merkt, daß er mit demselben Spotte auch die Geschworenen, den edlen Kaiser Joseph und die Wissenschaft behandelt. Doch war Herr Greuter diesmal sparsamer mit seinen derben Späßen als sonst. Nur als er von jener Bestimmung des neuen Gesetzes sprach, die den Verstandesschwachen und Unerfahrenen gegen den Wucherer in Schutz zu nehmen sucht, meinte er, der Bewucherte werde dadurch an den Pranger gestellt, weil er nachweisen müsse, er sei „ein Capital-Esel". Schmeicheleien kann man allerdings von einem Strafgesetze schwer verlangen, und jedenfalls ist

es humaner, wenn das Gesetz von dem Bewucherten, damit er von der Zahlung der bedungenen Zinsen befreit werde, nur verlangt, daß er die mäßigen Anforderungen, die man an einen sogenannten Capital-Esel stellt, erfülle, als wenn es ihn etwa von der Schuldenlast nur unter der Bedingung befreite, daß er vorher eine strenge Prüfung aus der Philosophie des Aristoteles mit ausgezeichnetem Erfolge bestanden habe. Wortklauber könnten auch einwenden, daß der Kosenamen: Capital-Esel in diesem Falle unpassend sei, da die Eselei sich ja nicht in der Bereitwilligkeit, das Capital in Empfang zu nehmen, offenbarte, sondern nur in jener, Wucherzinsen dafür zu bezahlen, so daß man nicht von einem Capital-, sondern nur von einem Zinsen-Esel zu sprechen berechtigt wäre.

Noch größere Heiterkeit erregte es, als der Abgeordnete die Frage aufwarf, ob das Gesetz auch rückwirkende Kraft habe, und dann pathetisch antwortete: „Nix!" Ich besorge, daß dieser Gedanke der einzige in der ganzen epochalischen Rede sein dürfte, der in dem Gedächtnisse der glücklichen Zeitgenossen fortleben wird. Sowie er die Geschwornen, den Kaiser Joseph und die Wissenschaft in heftiger Weise angriff, machte er auch die Liberalen herunter, und es erregte schallendes Gelächter auf der rechten Seite des Hauses, als der Abkanzler von Tirol von einer „Roßcur" der Liberalen sprach. Mit fieberhafter Spannung erwartete man, daß nach den Eseln und Rossen die Ochsen an die Reihe kommen würden, aber er überging das Rindvieh, das ihm als Tiroler doch viel geläufiger hätte sein sollen, mit fast

beleidigendem Stillschweigen. Er verschwieg auch diesmal den so geliebten Berg Isel, er prahlte nicht wie sonst mit der tirolischen Devise: Mit Gott für Kaiser und Vaterland! und würde man es nicht schon von seinen früheren Reden her wissen, aus seiner letzten Rede hätte Niemand erfahren, daß Andreas Hofer Sandwirth im Passeier war. Wollte Herr Greuter etwa nicht daran erinnern, daß er ein Tiroler sei? In sechs Jahren werden es nämlich erst fünfzig Jahre sein, daß die Tiroler die protestantischen Zillerthaler verjagt haben. Erst vierundvierzig Jahre sind vergangen seit dieser Schandthat des tiroler Volkes, und doch beantragt ein Abgeordneter dieses Landes schon wieder eine kleine Austreibung, und zwar zur Abwechslung die der Juden. Das ist zu viel, Herr Pater, für diesen kurzen Zeitraum, lassen Sie die Gewissen sich erst beruhigen, die vielleicht von jener Niedertracht noch ein bischen angegriffen sind!

Um diejenigen, die in unserer etwas toleranzig gewordenen Zeit der religiösen Duldsamkeit fröhnen, dennoch zu einem Judenkrawalle zu animiren, erklärte der Redner, in zwei Sätzen beweisen zu wollen, daß die „antisemitische Bewegung" nicht aus religiösen Gründen entspringe. Erstens nämlich verbiete das mosaische Gesetz den Wucher, und zweitens bestimme dasselbe, daß jedes fünfzigste Jahr ein Jubeljahr sei, in dem Jeder wieder zu seinem Eigenthume kommen solle. Nun, es scheint, daß die Berge in Tirol noch höher sind, als ich geglaubt habe. Hat denn vielleicht ein Schriftgelehrter erst neulich entdeckt, daß sich diese Bestimmungen im mosaischen

Gesetze vorfinden? Waren dieselben nicht schon seit jeher bekannt, und haben sie zu verhindern vermocht, daß die Juden aus religiösen Gründen verbrannt wurden? Auch haben ja die religiösen Bewegungen ihren Grund nicht in den Bestimmungen, welche die verfolgte Religion über den Wucher enthält. Denn die Protestanten haben dieselben Ansichten über den Wucher, wie die Katholiken, und die antiprotestantische Bewegung in Tirol war dennoch eine religiöse. Herr Greuter mag also ein guter Bauernführer sein, ein guter Beweisführer ist er gewiß nicht.

Die antisemitische Bewegung, die in einem Theile Deutschlands herrscht, soll vielmehr nach Herrn Greuter eine „sociale" sein. Da der Redner diese Behauptung weder in zwei Sätzen noch in einem Satze zu beweisen unternahm, so wissen wir auch nicht, ob er die Begründung hiefür ebenfalls in den fünf Büchern Mosis gefunden, oder ob er die Sache nur zufällig Abends in einem sonst wohlunterrichteten Bierhause erfahren, und diese Quelle aus gewiß anerkennenswerther Discretion verschwiegen hat. Nix, Herr Greuter, Nix! Die antisemitische Bewegung in Preußen ist viel vornehmer. An der Spitze derselben gehen die hohe Geistlichkeit und die höchsten Staatswürdenträger, ihnen folgen die Schulmeister mit den Schulkindern und erst nach diesen wälzt sich die gläubige Menge einher. Wenn die Geistlichen und die Schulmeister nicht so laut schimpfen würden, könnte man glauben, es sei eine Procession. Auch wird eine musterhafte Ordnung bei dieser Bewegung aufrecht-

erhalten, denn als die Berliner Arbeiter unlängst gegen die Judenhetze protestiren wollten, verbot die Regierung deren Versammlung auf Grund des Socialisten-Gesetzes. Die Führer der anti-semitischen Bewegung haben nur den alten blinden Judenhaß, der eine Weile geschlummert hat, in der Menge wieder zu wecken gebraucht und sie haben dabei auf die religiöse, politische, sociale, nationale Bornirtheit, sowie auf den Neid, die Schadenfreude, die Verfolgungssucht und die Dummheit speculirt. Man kann an jeder Nation, selbst an den Tirolern, wenn man auch nur eine Viertelstunde über sie in böswilliger Absicht nachdenken will, die unangenehmsten Eigenschaften ausfindig machen, um wie viel mehr also an den Juden, über die zu diesem Zwecke die findigsten Köpfe bereits länger als ein Jahrtausend nachgrübeln. Die naive Menge glaubt Alles, wenn man ihr nur gehörig zuredet, der Wahn ist immer derselbe, ob es nun heißt, die Juden hätten die Brunnen vergiftet oder Christenkinder geschlachtet, oder wie jetzt in Deutschland verbreitet wird, sie hätten die nationale Idee verhext, so daß diese nicht erstarken könne.

Schon die lächerliche Bezeichnung „antisemitische" Bewegung verräth, daß dieselbe auf den Dünkel einiger Nationalitäts-Protzen, wie ich den Namen Chauvinisten übersetzen möchte, berechnet ist. Interessant ist es, daß sich an der Bewegung „die eigentlichen Sieger von Sadowa", wie die preußischen Schulmeister in ihrer Heimat seit dem Jahre 1866 genannt werden, in so hervorragender Weise betheiligen. Es scheint, daß diese, aufgestachelt durch das kriegerische Prädicat, das ihnen so

unvermuthet zu Theil wurde, nunmehr bestrebt sind, ein ebenso wohlfeiles Lorbeerreis in ihren Siegeskranz zu flechten und sich daher in den Kampf gegen „die hosenverkaufenden Jünglinge", wie der Schriftwart der preußischen Reaction, Herr Professor Treitschke sich ausdrückt, gestürzt haben. Da aber nach der Mittheilung der Berliner Zeitungen neulich ein antisemitischer Schulmeister schon nach dem ersten Paar Ohrfeigen, die ihm zu Theil wurden, die Flucht ergriff, so fürchte ich, daß die Semiten mit dem Verkaufe der für Gemütsbewegungen so empfänglichen Hosen, welche die eigentlichen Sieger von Sadowa aus der Schlacht heimtragen, keine brillanten Geschäfte machen werden. Die Nationalitäts- und Racenprahlerei tritt auch ganz ungeschminkt auf, und ein Berliner Student, ein „deutscher Jüngling" nach dem Geschmacke Richard Wagner's, erklärte in einer öffentlichen Rede: die Misch-Ehe sei Unzucht. Armes Rhinoceros-Weibchen, das dieser einmal wird heimführen müssen, um keine Unzucht zu begehen!

In hohem Grade auffallend ist es, daß die antisemitische Petition an den Fürsten Bismarck, die ebenfalls ein preußischer Schullehrer verfaßte, ein Busenfreund jenes oben erwähnten Spartaners, der zum einzigen Troste für seine Mutter sämmtliche Ohrfeigen, die ihm im Kampfe geschlagen worden waren, vorne erhalten hatte, nicht, wie deren Urheber erwarteten, eine Million, sondern nur sechzigtausend Unterschriften zählt. Eine solche jämmerliche Bagatelle ließe sich wahrhaftig mit Leichtigkeit auch für eine Petition zusammenläppern, in der verlangt würde,

die alten Weiber mögen wieder, wie ehemals, als Hexen verbrannt werden. Und eigentlich würden die alten Weiber eine solche kleine Lection verdienen, denn sie machen sich in neuester Zeit, wie die Juden, überall breit, auch schon in den Parlamenten. Ich glaube also, eine Liga gegen die alten Weiber wäre ganz am Platze. Wie, Sie zittern, Herr Pater Greuter? Beruhigen Sie sich, ich habe mir nur einen kleinen Spaß gemacht!

Auch der Bürgermeister von Mödling, der Herr Abgeordnete Schöffel, kam in der Wuchergesetz-Debatte mit seiner Feuerspritze angefahren. Welch lärmendes Geraffel! Herr Schöffel hat sich um die Erhaltung des Wienerwaldes wirkliche Verdienste erworben, und dafür gebührt ihm der Dank aller Wiener. Dieser wurde ihm auch gezollt, indem man schon im Jahre 1873 eine Anhöhe bei Purkersdorf „Schöffelwarte" genannt hat. Leider scheint er sich dem traurigen Wahne hinzugeben, daß die Blicke seiner Mitbürger von dieser Schöffelwarte aus fortwährend auf ihn gerichtet seien. Er begann mit den barschen Worten: „Sie wissen, daß ich immer kurz angebunden bin," erklärte dann, als er die traurige Lage der Handwerker und der Bauern erwähnte, er wolle vom Lose der Arbeiter nicht reden, „da man ihn sonst, den man gestern als Despoten verschrien, heute als Social-Demokraten denunciren könnte", und nachdem er einer Unzahl von Gesetzen und darunter auch solchen das Wort geredet hatte, die seinen Schützlingen wol nichts nützen würden, da sie wahrscheinlich schon bei der Nachricht von der Einführung derselben einigen apoplek-

tischen Anfällen erlägen, rief er, „man werde diese Postulate auf der einen Seite als erzreactionär, auf der andern Seite als social-demokratisch anrüchig erklären", aber es sei ihm einerlei, „er sei gegen derlei Angriffe vollständig unempfindlich geworden".

Man könnte wahrhaft glauben, Bismarck habe eine Rede gehalten. Es ist wol nur eine kleine Schmeichelei für die Gedächtnißkraft der Zuhörer, wenn der Herr Bürgermeister von Mödling annimmt, sie wüßten, ob er in der Regel kurz oder lang angebunden sei, ich wenigstens hatte es vergessen, und ich traue auch seiner Behauptung nicht, daß er immer kurz angebunden sei, da seine neueste Rede eine Kürze von mehr als neun Spalten im stenographischen Protocolle einnimmt. Glaubt er ferner wirklich, er sei als Despot verschrien, so möge er den Trost hinnehmen, daß darüber in weiteren Kreisen nichts bekannt geworden ist, und daß man in diesen, im Vertrauen auf die constitutionelle Regierungsform, deren wir uns erfreuen, durch seine Mittheilung, daß er allgemein den Ruf eines Despoten genieße, sich nicht im geringsten beängstigt fühlt. Wenn er schließlich erklärt, er sei unempfindlich gegen Angriffe, so gratuliren wir ihm herzlich zu seiner Seelenruhe, und um so eiliger, da die Kunde von frevelhaften Versuchen einer Störung derselben zu uns nicht gedrungen war. So wie Herr Greuter, brachte auch Herr Schöffel mit dem Wucher die antisemitische Bewegung in Verbindung, „die man ruhig todtschweigen zu können glaubte". So viel ich weiß, haben die Zeitungen fast in jeder Nummer Telegramme und

die ausführlichsten Correspondenzen über diese Bewegung gebracht. Ist jedoch der Herr Bürgermeister von Mödling der Meinung, daß es noch überdies nothwendig sei, dieselbe durch berittene Herolde unter Trompetenstößen bekanntzugeben, so ist er als Despot gewiß am ehesten in der Lage, die in dieser Beziehung nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Daß die antisemitische Bewegung begründet sei, bewies Herr Schöffel aus einer Nummer des Jahrganges 1878 der von dem Mainzer Rabbiner Herrn Dr. Lehmann redigirten Zeitschrift „Israelit", aus der er eine dreiste Glorificirung des Wuchers vorlas, mit der Versicherung: „wie wörtlich zu lesen ist". Herr Dr. Lehmann jedoch richtete hierauf an die Wiener Blätter eine Zuschrift, daß in seiner Zeitung „niemals derartiges gestanden habe", und daß das Ganze eine von einem antisemitischen Berliner Witzblatte „ersonnene Lüge" sei. Da das Witzblatt „die Wahrheit" heißt, so meint dieses wahrscheinlich, je unverschämter die Lüge, desto besser der Witz! Herr Schöffel erklärte am Schlusse seiner Rede mit wehmüthiger Resignation: „Ich weiß, man wird aus dem von mir Gesagten eine Feindseligkeit gegen das Judenthum, vielleicht ein Hereinziehen der antisemitischen Bewegung herausdichten." Nun, da Herr Schöffel in den „Israelit" eine jüdische Nichtswürdigkeit hineindichtete, wäre es nur poetische Gerechtigkeit, wenn wieder irgend ein übermüthiger Israelit aus seiner Rede eine Feindseligkeit gegen das Judenthum herausdichtete.

Belletristische Leiden. Der Schmerzensschrei im Grundsteuergesetz. Lessing und die Polizei.

20. Februar 1881.

Die Menschen fühlen es als eine so schwere Last, für empfangene Wohlthaten dankbar zu sein, daß sie, um eine solche Verpflichtung von sich abzuwälzen, die Behauptung aufgestellt haben: Wohlthun trägt Zinsen! Nun habe ich aber erst neulich in den Zeitungen gelesen, eine Dame aus der besten Gesellschaft beabsichtige, zu einem wohlthätigen Zwecke eine Dorfgeschichte von August Silberstein vorzulesen. Glaubt nun wirklich Jemand, daß die Dame sich hiezu in gewinnsüchtiger Absicht entschlossen habe? Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß dies nicht der Fall ist, und daß schon der Gedanke, diese Wohlthat könnte ihre Zinsen tragen, indem ihr dafür zwei Dorfgeschichten von Silberstein würden vorgelesen werden, die uneigennützige Dame mit Entrüstung zu erfüllen vermöchte.

Auf noch größere Originalität könnte eine Wohlthäterin Anspruch machen, wenn sie sich zu dem Opfer entschließen wollte, die Novelle vorzulesen, die der frühere Finanzminister, Baron Kriegsau, in einer hiesigen

Wochenschrift sofort nach seinem Rücktritte zu veröffentlichen begann, eine Novelle in langwierigen Fortsetzungen, durch die er uns den Schlaf, den uns seine Finanzprojecte raubten, wieder ratenweise zurückerstattet. Seitdem man die unglückselige poetische Begabung des gewesenen Finanzministers kennen gelernt hat, ist Jedem die holde Verwirrung klar, welche derselbe an den Tag legte, so oft im Abgeordnetenhause von unseren Finanzen die Rede war. Es wäre ja nicht einmal zu verwundern gewesen, wenn er, darüber interpellirt, wie er das Deficit zu decken beabsichtige, dieses in dichterischer Zerstreutheit mit der Heldin einer Novelle, über die er gerade nachdachte, verwechselt und erwidert hätte, er gedenke das liebliche Wesen mit einem ungeheuer reichen Nabob zu verheiraten, der sich in dasselbe auf einem Maskenballe der Fürstin Kolatschenberg, wo es in der kleidsamen Tracht eines neapolitanischen Fischermädchens eine Tarantella tanzen solle, zum Sterben verlieben werde.

Großes Aufsehen hat in dieser Woche auch der Nachfolger des Barons Kriegsau, der Herr Finanzminister der „Rechts"partei, Ritter v. Dunajewski, erregt, jedoch nicht, wie ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, gleich hinzufügen will, dadurch, daß er etwa eine Sonate in Es-dur componirt oder eine Schafherde bei herannahendem Gewitter gemalt hätte. Vor einigen Tagen nämlich fanden die Abgeordneten ein bedrucktes Blättchen Papier auf ihren Plätzen, das sie anfangs für eine Einladung zu einem Tanzkränzchen beim „Grünen Thor" hielten, so daß es schon Einige ihren Gattinnen in die Heimat senden

wollten, damit sich diese von dem lebhaften Faschingstreiben in der Residenz überzeugen. Erst als sie näher hinsahen, merkten sie zu ihrer unangenehmen Ueberraschung, daß das schlichte Blatt nicht die frivole Aufforderung, das Tanzbein zu schwingen, sondern das neue Grundsteuergesetz enthalte. Sein niedliches Aussehen verdankte der Gesetzentwurf dem Umstande, daß demselben der für seine Beurtheilung unentbehrliche Motivenbericht nicht beigelegt worden war. Da sich im Hause eine lebhafte Theilnahme für diesen kundgab, erklärte der Minister, „daß die Schmerzensschreie der Steuerträger die Motive seien". Hienach hätte also beispielsweise der Motivenbericht zum Artikel 1, welcher den Ertrag der Steuer auf $37^1/_2$ Millionen beziffert, lauten müssen:

„Au! Au! Au!"

Oder zum Artikel 4, daß drei Millionen Joch Landes, die bisher frei waren, besteuert werden sollen:

„O! Ah! O! Ahah!"

und die zarte Rücksicht des Herrn Finanzministers, die Nerven der Abgeordneten nicht durch solche jämmerliche Motive aufzuregen, hätte daher weit eher den Dank als den Unwillen derselben verdient.

Ich bin zwar zu wenig die Frau Aglaja v. Enderes, um die geheimsten Gedanken unserer einheimischen Vögel errathen zu können; allein ich glaube, daß es schon die Spatzen auf den Dächern pfeifen, wie unfähig die Partei ist, die gegenwärtig an dem Staatsruder herumtappt. Aber je klarer ihre Talentlosigkeit wird, desto rücksichtsloser ist ihr Auftreten; sie will absolut regieren, denn —

Le Taaffe, c'est moi! Es ist nur zu besorgen, daß diese Partei zu sehr verhätschelt wird. Die Polizei hat den Fackelzug der Wiener Studenten zur Erinnerung an Lessing's Todestag mit Rücksicht auf den versammelten Reichsrath verboten, wahrscheinlich weil durch eine Lessing-Feier dem Reichsrathe die weihevolle Stimmung für die Berathung des Antrages auf allgemeine Volksverdummung durch Herabminderung der Schulpflicht abhanden gekommen wäre, den die „Rechts"partei eben eingebracht hatte. Dieser Antrag ist aber sehr praktisch, denn wenn er, wie wir nicht bezweifeln, zum Gesetze erhoben werden sollte, braucht die Polizei bei der nächsten Feier des so beliebten Todes eines großen deutschen Mannes nicht mehr die Fackelzüge der Studenten zu verbieten, weil dann schon die Studenten verboten sein werden. Man hat aber auch das harmlose schöne Lied: „Deutsche Worte hör' ich wieder" zu singen untersagt und das Wort „Pfaffe", aus einem Gedichte, das vorgetragen werden sollte, den Studenten gestrichen. Da man aber in solcher Weise die bedenklich scheinenden Wörter aus der deutschen Sprache ohnehin ausmerzt, läßt sich wirklich nicht einsehen, welche Gefahren für den Staat aus dem Anhören der anderen noch übrig gebliebenen deutschen Worte erwachsen können.

Nur keine Bildung!

27. Februar 1881.

Das Parlament kann Alles, sagt ein englisches Sprichwort, nur nicht aus einem Weibe einen Mann machen. Auch den Herrn Hofrath Lienbacher hat unser Parlament in dieser Beziehung nicht zu ändern vermocht, er ist noch immer — die Alte. Der fromme Berichterstatter der Majorität sieht die Bildung für eine Mißbildung an, den Kopf für einen Kropf und die Wissenschaft für die Wasserscheu, die nicht nur demjenigen, der von der Schulwuth befallen wird, Schaden bringt, sondern auch für die Mitmenschen in hohem Grade gefährlich ist.

Der Führer der Clericalen hat es sich nicht nehmen lassen, die Gefahren, welche der Menschheit durch die ungestört fortwuchernde Bildung drohen, in grauenhaft beredter Weise zu schildern, denn, fragte er:

„Wer würde waschen, bügeln und Straßen kehren, wenn alle Menschen den gebildeten Classen angehören würden?"

Man sieht hieraus jedenfalls, daß der geschätzte Anwalt der Volksverdummung über seinen Gegenstand reiflich nachgedacht hat, denn mir, zum Beispiele, ist es, obwol ich

fast jeden Tag Kindern begegne, die in die Schule gehen oder aus derselben kommen, niemals eingefallen, die Hände über meiner Denkerstirne zusammenzuschlagen und mich zu fragen: Ja Himmelschwereseinmaleinsdonnerwetter, wenn alle kleinen Mädchen die Volksschule besuchen, werden sie ja später einmal lieber ein Engagement an der Oper mit vierzehntausend Gulden Gehalt und sechsmonatlichem Urlaube annehmen oder einen Vice-Admiral heiraten, als Wäscherinnen sein, und der Herr Hofrath Lienbacher muß dann vielleicht die Barchent-Nachtleibchen, denen er die Geschmeidigkeit seiner Haut verdankt, selber waschen und bügeln; und wenn die ärmsten Knaben Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, so werden sie, sobald sie das Mannesalter erreicht haben, eine Abhandlung über einen von ihnen neu entdeckten Planeten für die Akademie der Wissenschaft schreiben oder Militär-Attaché bei unserer Botschaft in Paris werden, anstatt, wie bisher, einen Besen in die Hand zu nehmen und die Straßen zu reinigen.

Aber nicht nur im Interesse der Reinlichkeit verlangte der Berichterstatter der Majorität die Abkürzung der Dauer der Schulpflicht, sondern auch im Interesse der Moral, da „gerade Wucherer die besten Rechner sind". Würden die Kinder in der Schule nicht rechnen lernen, so könnten sie nicht späterhin, sobald sie die männliche Toga angelegt haben, Wucherer werden; denn hätte Einer auch die Absicht, sein Geld gegen Wucherzinsen zu verleihen, so würde er doch, wenn er nicht die genügende mathematische Vorbildung hiefür besäße, seine

Absicht niemals erreichen. Setzen wir nämlich den Fall, ein bedrängter Familienvater verlangte von ihm ein Darlehen von 63 Gulden 37 Kreuzern auf drei Tage und der Wucherer wäre willens, Jenem ein solches gegen eine Verzinsung von $42^1/_2$ Percent zu gewähren, so käme das Geschäft, da die drei Tage, ehe er die Zinsen ausgerechnet hätte, längst verstrichen wären, gar nicht zu Stande. Da der Wucherer jedesmal mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, so sähe er sich endlich gezwungen, einen weniger gelehrten Beruf zu wählen, und es bliebe ihm daher nichts übrig, als Locomotivheizer bei der Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn zu werden, so daß er also in Folge der mangelnden Schulbildung noch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft würde.

Gegenüber diesen directen Nachtheilen der Bildung kann man nicht einen einzigen directen oder indirecten Vortheil namhaft machen, den sie mit sich brächte. Hilft etwa die achtjährige Dauer der Schulpflicht gegen Anschwellungen der Drüsen, wie das Wunderwasser von Lourdes? Ja nicht einmal den kleinen Erfolg hat sie aufzuweisen, den man doch selbst mit einer Tasse schwarzen Kaffees erreicht, nämlich die Wirkungen des Alkohols etwas abzuschwächen. Denn man braucht, wie der Herr Hofrath aufmerksam machte, nur vor die Linien zu gehen, um zu sehen, „welche Wirkung hier in Wien trotz achtjähriger Schulpflicht der allerhöchste Heurige macht". Wien ist die einzige große Stadt, in der man noch wirkliches, echtes Volksleben findet, und dieses ist es, welches

Jedem den Aufenthalt hier so anziehend erscheinen läßt. Das Herz geht Einem auf, wenn man Abends vor die Linien geht und dort sieht, wie das Volk lustig ist, Witze macht, Vierzeilige singt, manchmal, wenn es den Klängen der Musik nicht länger widerstehen kann, tanzt und allerdings auch Wein trinkt. Aber Niemand, und wenn ihm selbst der „höchste Heurige" ein bischen über den Kopf gewachsen sein sollte, beleidigt den Andern, und wenn auch hieran wahrscheinlich die natürliche Gutmüthigkeit der Zecher schuld ist, so hat dieser doch die achtjährige Dauer der Schulpflicht gewiß nicht geschadet. Herr Lienbacher hat, wie ich hoffe, keinen allerhöchsten Heurigen vor seiner Rede getrunken, er hat diese nicht einmal vor der Linie gehalten, und da er mit ihr dennoch so Viele beleidigt hat, so bleibt uns nichts übrig, als dies dem unglücklichen Umstande zuzuschreiben, daß er noch länger als acht Jahre die Schule besucht hat.

Nach der Rede des bejahrten Gegners der Bildung entstand ein so großer Tumult im Hause und auf der Galerie, daß die Sitzung auf eine Viertelstunde unterbrochen werden mußte. Nach Wiederaufnahme derselben erklärte der Redner, daß er mißverstanden worden sei und die Bewohner Wiens hochachte. Was können aber auch die armen Wiener dafür, daß man sie in die Schule geschickt hat?

Allerhand Katzenmusik. Der Heurige und seine Feinde.

6. März 1881.

Der Fasching ist vorüber, die sündigen Menschen streuen Asche auf ihr Haupt, wodurch namentlich jene Frivolen, die eine Glatze besitzen, wieder ein sehr gesetztes Aussehen erhalten, und die Tugendhaften gehen ins Ballet und feiern dort, indem sie die hervorragendsten Tänzerinnen bewundern, ihren Häringsschmaus. Obwol aber die ernste Zeit gekommen ist, in welcher der Reuige durch den vermehrten Genuß von Stockfisch mit Zwiebeln und ähnlichen die Einkehr in sich selbst befördernden Fastenspeisen die schlüpfrigen Poulards zu sühnen sucht, die er mit maskirten Damen ohne feste Grundsätze verspeist hat, so kommt man doch noch immer aus einem kleinen Dusel nicht heraus, da Einem „der höchste Heurige", von dem man seit der Strafrede des Herrn Hofrathes Lienbacher gegen die Bildung fortwährend in den Zeitungen liest, endlich zu Kopfe steigt.

Der Herr Hofrath ist in Bezug auf die Rohheit ein äußerst raffinirter Feinschmecker, denn während sie ihm in hohem Grade willkommen erscheint, sobald sie eine

Folge der mangelnden Erziehung und Bildung ist, dünkt sie ihm wieder ein Gräuel, wenn sie ihren Grund in dem übermäßigen Genusse von jugendlichem Weine hat. Eine solche Gourmandise halten aber viele einfache Menschen, die in der moralischen Kochkunst nicht bewandert sind, für Heuchelei, und das ist wol die Ursache, daß in einem großen Teile der Bevölkerung eine wirkliche Entrüstung gegen Herrn Lienbacher herrscht. Mehrere Studenten waren sogar bestrebt, ihrem Unwillen durch eine Katzenmusik Ausdruck zu geben, die sie vor der Wohnung dieses Abgeordneten, den sein ahnungsvolles Gemüth inzwischen nach Salzburg geführt hatte, dargebracht hätten, wenn sie nicht sofort verhaftet worden wären. Ich habe zwar erst neulich einem Concerte des Pianisten Hans v. Bülow beigewohnt, in welchem dieser Clavier-Sonderling ausschließlich Compositionen Liszt's spielte, und ich habe, nebenbei bemerkt, noch niemals die Besucher eines Concertes von ihren Händen sei eifrig Gebrauch machen sehen, wie diesmal, da sie sich mit denselben, wenn sie nicht Beifall klatschten, die Ohren zuhielten. Allein ich habe schon bei der „Ballade", die ich jedem Musikfreunde, falls Herr v. Bülow noch einen solchen Schwiegervater-Abend veranstalten sollte, als eine der schönsten Piecen, um die Flucht zu ergreifen, empfehlen kann, das die Nerven so beruhigende Weite gesucht. Ich bin also kein Freund von ohrenzerreißender Musik, und ich kann daher den Versuch der Studenten, dem Führer der Clericalen seinen uns so wohlthuenden Schlaf zu rauben, durchaus nicht billigen.

Es ist gewiß nicht Sache der Studenten, wenn auch dieser Bekämpfer der Schule von der Ansicht ausgeht: Bildung macht Kopfweh, ihn zu überzeugen, daß die Unbildung noch größeres Kopfweh zu verursachen im Stande sei. Und wenn schon der Groll nach Tönen ringt, um sich zu entladen, bedarf es bei den heutigen Fortschritten der Musik der Pfeifchen und Kindertrompeten? Haben die Studenten nicht den akademischen Wagner-Verein, und wäre es nicht würdiger gewesen, wenn dieser vor den Fenstern des mißliebigen Reactionärs etwa das Zwiegespräch zwischen Wotan und Fricka aus der Walküre abgesungen hätte? Niemand hätte gegen eine solche lärmende Serenade eine Einwendung erheben können, und doch wäre durch sie der beabsichtigte Erfolg, nur in gebildeterer Form, erreicht worden.

Herr Lienbacher hat sogleich, als die Kunde von der Aufmerksamkeit, die man ihm erwiesen hatte, nach Salzburg gedrungen war, von dort aus an hiesige föderalistische und clericale Zeitungen ein Schreiben gerichtet, in dem er sich als einen edlen Märtyrer darstellt, der für seine heiligsten Ueberzeugungen alle Leiden, von denen er aus den Blättern schmerzliche Kenntniß erhielt, erduldet hat. „Nicht die verführte Jugend, sondern die Jugendverführer, welche leicht zu errathen sind, erscheinen verantwortlich", schreibt der schlaue Dulder, und verzeiht so seinen bereits eingesperrten jugendlichen Feinden großmüthig, um seinen noch gefährlichen Gegnern im Reichsrathe einen Schabernack zu spielen, als wüßten diese gegen die überzeugende Kraft seiner Ideen über die

Nothwendigkeit der Unbildung nicht anders wie durch Straßenscandale anzukämpfen. „Das wahre Motiv zur Verhetzung" sei nicht seine Bemerkung über die Wirkungen gewesen, welche der Heurige trotz achtjähriger Schulpflicht in Wien hervorbringe, sondern „die Sache selbst, welche er aus vollster Ueberzeugung vertreten habe". Aber, versichert er zum Schlusse mit jener Mannhaftigkeit, die in ungefährlichen Lagen des Lebens zu zeigen leider noch immer von manchen Tollkühnen für vollständig überflüssig gehalten wird, „kein Mensch werde ihn von der treuen Erfüllung der Pflichten eines Volksvertreters abschrecken"! Ich glaube allerdings, daß die abschreckende Schilderung der Wirkungen des Heurigen in Wien zwar eine gewisse Animosität des Herrn Lienbacher gegen den Heurigen, wie man sie übrigens bei den Trinkern alter Weine häufig findet, verrathen habe, aber nicht beleidigend gewesen sei. Wenn aber Jemand, nachdem er schon die abgeschmacktesten Argumente gegen die Schule vorgebracht hat, endlich daraus, daß der heurige Wein hin und wieder einem Trinker, und zwar, wie ja sehr leicht möglich wäre, einem Mitgliede des Severinus-Vereins oder der Michaelis-Bruderschaft zu Kopfe steigt, den Schluß zieht, daß sich die achtjährige Schulpflicht in Wien nicht bewährt habe, so wird man ihn auslachen, oder wenn er ein noch nicht pensionirter Hofrath ist, über ihn empört sein.

Der Verfasser des Schreibens hat also vollkommen Recht, wenn er behauptet, die Sache selbst, welche er aus vollster Ueberzeugung vertreten, habe den Unwillen gegen

ihn erregt. Ja wol, die Sache selbst, die Besorgniß, die er ausgesprochen hat, daß Niemand mehr waschen, bügeln und die Straßen kehren werde, wenn alle Menschen gebildet seien. Und die Ueberzeugung, daß man den Kindern armer Leute auch nicht die dürftige Bildung der Volksschule gewähren solle, weil es sonst einmal den Elite-Classen an Stiefelputzern fehlen könnte, wird Niemand achten, auch wenn sie die vollste ist.

Die Religion in der Kneipe.

13. März 1881.

Die Auflösung studentischer Vereine und Versammlungen wird seit einiger Zeit bei uns mit einem Eifer betrieben, der jene ängstlichen Gemüther, welche schon befürchteten, Wien sei das Capua der Polizei und unsere wackeren Polizei-Commissäre würden endlich in Folge ihrer sitzenden Lebensweise leberkrank werden, mit der ausgiebigsten Beruhigung zu erfüllen vermag. Kein vernünftiger Mensch wird die Nothwendigkeit einer guten und energischen Polizei leugnen; jeder rechtliche Staatsbürger wird gewiß ihren Eifer, wirklicher Spitzbuben habhaft zu werden, höchst lobenswerth finden, und man könnte daher nur wünschen, daß sich diese Letzteren ebenfalls veranlaßt sehen möchten, Lesehallen zu gründen oder gar bei ihren sicherheitsgefährlichen Zusammenkünften das Lied: „Deutsche Worte hör' ich wieder" zu singen, damit die Wachsamkeit der Sicherheits-Organe auf sie noch geschärft würde und sie nicht mehr so häufig dem Arme der Gerechtigkeit entwischten.

Die armen Studenten, die namentlich jetzt, wo sie mit Widerwärtigkeiten aller Art heimgesucht werden, un-

sere vollste Theilnahme und die regste Unterstützung verdienen und hoffentlich noch finden werden, haben aber auch gar kein Glück. Denn während zu dem Concerte, das neulich der Pianist Hanns v. Bülow im Bösendorfer-Saale zu Ehren des Abbé Liszt, seines Schwiegervaters in partibus infidelium, veranstaltete, Alles drängte, war derselbe Saal in dieser Woche, da Herr Julius Rodenberg aus Berlin in demselben zu Gunsten des Lesevereins unserer deutschen Studenten einen Vortrag über Belgien hielt, leider fast leer, und den Redner, welcher erst vor Kurzem aus diesem Staate, der unter allen Staaten Europas am dichtesten bevölkert ist, zurückkehrte, werden die überaus spärlichen Niederlassungen in den Sitzreihen dieses doch so akustisch gebauten Saales umsomehr überrascht haben.

Wenn aber auch alle Studentenvereine aufgelöst werden sollten, die katholische Studenten-Verbindung „Austria" wird uns hoffentlich erhalten bleiben. Ich weiß nicht, welchen Zweck dieser Verein eigentlich hat, und ob er nicht vielleicht gar nach der altösterreichischen Devise: Tu felix Austria nube! weniger aus Candidaten für das Doctor-Examen, als aus Heirats-Candidaten besteht, eine Ansicht, in der man allerdings noch bestärkt werden könnte, da auf dem letzten Stiftungscommers unter anderen Schreiben ultramontaner Gönner auch ein solches des hochwürdigen Bischofs Rudigier von Linz vorgelesen wurde, in dem dieser ihnen wünscht: Crescite et multiplicamini! ein Wunsch, der doch eher für Hochzeiter paßt, als für Solche, die sich fürchten, bei der Staatsprüfung durchzufallen.

Allerdings war in dem Vortrage, den der außerordentliche Professor, Pater Michael Gitlbauer, bei diesem Stiftungscommers hielt, von Dingen, die sich auf eine Ehe beziehen, keine Rede. Er sprach zuerst über das gemeinschaftliche Kneipen der Professoren und Studenten, bei dem der Professor auch sein Glas, „ob er nun eine Blume oder einen philisterhaft schäbigen Rest in demselben habe", erheben und Bescheid thun müsse, und wie dies seine „tiefbegründete Berechtigung" habe, da der Student und der Professor „sich gegenseitig brauchen", und zwar der Professor den Studenten noch mehr, als dieser ihn, denn wenn der Professor keine Hörer finde, „könne er seine Collegien einpacken und hinter Glas und Rahmen aufbewahren". Nach dieser wirthschaftlichen Begründung der Nothwendigkeit des Zusammenkneipens, namentlich für den Professor, der ja durch das unbedeutende Opfer, welches er bringt, indem er einen philisterhaft schäbigen Rest austrinkt, Hörer für seine Vorlesung findet, kam der Pater Michael auf das fröhliche Treiben des katholischen Professors und der katholischen Studenten im katholischen Studentenvereine zu sprechen, in welchem sich der Professor „mit einem Kneipnamen schelten lasse", wogegen sich wieder „der Verein dem Professor unterordnet" und von diesem nicht etwa ein Faß Bier, sondern „die Organisation der katholischen Wissenschaft erwartet". Ich weiß nicht, ob man in jener Kneipe wirklich so bezecht zu sein pflegt, daß man sich derartigen phantastischen Erwartungen hingibt, aber dann wurden diese in herber Weise enttäuscht, denn der Gitlbauer'sche Organisations-

Entwurf ließ, wie man sich in der Gelehrten-Republik Austria ausdrückt, an philisterhafter Schäbigkeit nichts zu wünschen übrig.

Die Universität, die Wissenschaft und die Professoren müssen nach der Ansicht des Herrn Professors ganz und gar katholisch werden. Zu diesem Behufe muß vor Allem die Concurrenz der fremden Lehrkräfte an der Universität beseitigt werden, denn „wir mußten leider Gottes der fremden Elemente ohnehin bis jetzt genug wie Pfähle uns ins Fleisch treiben lassen!" Sodann sollen nur gläubige Katholiken angestellt werden, denn die Geister, die der Staat bisher rief, sind „vielfach böse Geister, ein großes Quantum Juden und dazu eine große, große Ueberzahl von Christen, die an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben". Die Juden aber läßt er doch noch als Lehrkräfte gelten, allerdings kann man von ihnen nichts aus der Jurisprudenz, der Medicin oder der Philosophie lernen, dafür aber einiges aus der — Strategie, denn „einzelne Posten an der Universität zu erobern," erklärt er, „sollten wir nur so gut verstehen wie die Juden". Es bedarf daher einer „streng organisirten katholischen Bewegung", und der katholische Studentenverein soll „zu diesem Bau den ersten Stein herbeischaffen".

Wenn man diese Rede gelesen hat, wird man doch von einer unwiderstehlichen Neugierde erfaßt, zu erfahren, welcher wol der Kneipname sein mag, mit dem der Herr Pater Gitlbauer in der Kneipe der „Austria" gescholten wird?

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung und das Wiener Vaterland über die Nihilisten. Julius Rodenberg und Josef Weilen als gefährliche Politiker.

20. März 1881.

Wie die Zeitungen berichten, soll der deutsche Kaiser, als er die Nachricht von der grauenhaften Ermordung seines Neffen, des Czars Alexander, erhielt, tief ergriffen ausgerufen haben:

„Also hat auch die Escorte nichts genützt!"

Leider hat auch die starke Militär-Escorte, die den unglücklichen Monarchen auf seinen Fahrten begleitete, diesen nicht zu schützen vermocht, und so hat denn selbst in unserer militärfrommen Zeit, in der die meisten Menschen Feuer-Anbeter geworden sind, indem sie sich dem Cultus des Kleingewehr- und Geschützfeuers ganz ergeben haben, der Glaube an die Wunder einer höheren Militärmacht eine gewaltige Erschütterung erfahren. Und während sich selbst die stärkste Escorte als nutzlos erwiesen hat, sehen die einsichtsvollsten Männer einzig und allein in der Verleihung einer Verfassung und der Einführung des schon von jedem Schuljungen ver-

lachten Parlamentarismus die Möglichkeit einer Rettung vor den Mächten des Nihilismus.

Die um die Zukunft der Reaction besorgte Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat sich auch sofort die Beruhigung der geängstigten Gemüther angelegen sein lassen, indem sie die Nihilisten als friedfertige Menschen darzustellen unternommen und daher erklärt hat, die Freihändler seien ebenfalls Nihilisten. Wenn sich in der „Ahnfrau" unseres Grillparzer diese am Schlusse als eine verkleidete Hausmeisterin des Grafen Borotin entpuppen würde, so hätten wir es allerdings nicht mit einem Trauerspiele, sondern mit einer Posse zu thun, und so versucht das officiöse Berliner Blatt auch das grauenhafte Gespenst des Nihilismus lächerlich zu machen, indem es behauptet, daß Männer, welche die zollfreie Einfuhr mittelfeiner baumwollener Nachtmützen anstreben, Nihilisten seien. „Ah," sagt dann der ruhige Staatsbürger, „wenn sich die Sache so verhält, dann bin ich ja eigentlich selbst ein Nihilist, allerdings nicht in Bezug auf Schlafhauben, sondern nur wenn es sich um Damencorsets ohne Fischbein handelt, die meine geliebte Frau Thusnelda aus Paris bezieht und für die ich jetzt einen so colossalen Einfuhrzoll bezahlen muß." So sehr man sich auch vor jeder Uebertreibung einer Gefahr hüten sollte, so darf man doch andererseits nicht ernste Gefahren zu geringschätzig behandeln, und ist es daher auch nur zu billigen, wenn man vor maßloser Angst warnt, die schon manchmal aus Schwachköpfen niederträchtige Denuncianten gemacht hat, so muß man andererseits Ein-

sprache dagegen erheben, wenn leichtfertige Zeitungen ihre Leser zur Mißachtung einer wirklichen großen Gefahr, wie der Nihilismus doch zweifellos ist, zu verführen trachten, indem sie ihn mit wissenschaftlichen Theorien, wie beispielsweise jener vom Freihandel, auf Eine Stufe zu stellen bemüht sind.

Weit ernster als das officiöse Berliner Blatt hat das Wiener clericale „Vaterland" den Nihilismus genommen, indem es nicht so frivol ist, zu behaupten, die Kastanienbrater seien Nihilisten, sondern sich in weiser Selbstbeherrschung damit begnügt, die Liberalen, die Juden und die Freimaurer als solche zu bezeichnen. Mir kam diese Denunciation gleich verdächtig vor. Wie frappirt war ich nun, als die Zeitungen die Mittheilung brachten, die Petersburger Polizei habe in einer Käsebude eine Untersuchung vorgenommen und in derselben eine Dynamit-Mine entdeckt, die in eine Straße, welche vom Czar häufig besucht worden sei, münde. Das Käsegeschäft sei fortgeführt worden, obwol man in der Bude niemals einen Käufer gesehen hatte, und von dem Eigenthümer wisse man nichts, als daß er manchesmal berauscht gewesen sei. Ich will nun gewiß nicht, daß man sofort sämmtliche Fußböden in der Redaction des „Vaterland" aufreiße, um nach Dynamit-Minen zu suchen; aber es ist doch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen, daß, während sich die russische Botschaft in der Wollzeile Nr. 30 befindet, das „Vaterland" sich ganz in der Nähe, nämlich in der Wollzeile Nr. 25 angesiedelt hat, daß man ferner auch in dem Verschleißlocal des „Vaterland"

niemals Jemanden antrifft, der das Blatt kauft, und daß sich dasselbe, verdächtigerweise, in allen — Käsebuden vorfindet. Ich weiß nicht, ob sich nicht endlich auch bei dem Urheber der Verdächtigungen, die man in diesem Blatte liest, eine kleine Alkoholvergiftung constatiren ließe, oder ob das „Vaterland" nur, indem es so eifrig auf die Entdeckung von Nihilisten ausgeht, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und die Polizei auf eine falsche Fährte zu bringen versucht.

Die Polizei hat ohnehin alle Hände voll zu thun. Auch in dieser Woche wieder löste sie eine kleine Studenten-Versammlung auf, ein Kneipfest nämlich, das von Mitgliedern des Deutsch-österreichischen Lesevereins zu Ehren des Herrn Rodenberg aus Berlin, der zu Gunsten dieses Vereines einen Vortrag gehalten hatte, veranstaltet worden war. Herr Rodenberg hat Gedichte geschrieben und erst jetzt wieder eine vierte Auflage derselben gedichtet, aber wenn man von denselben spricht, will sie Niemand gelesen haben. Er hat auch einige Romane und Reiseschilderungen verfaßt, und einige Mitarbeiter der Zeitung, die er redigirt, behaupten hin und wieder, er sei einer der Unsterblichen Berlins; ich vermag das nicht zu beurtheilen; allein ich glaube, daß den Berlinern ganz Recht geschähe, — sie sollen sich nur bis in die spätesten Geschlechter langweilen. Seine Gestalt ist durchaus nicht auffallend, nur sein Gesicht hat etwas ungemein Großes, nämlich die Nase. So habe ich mir immer die Nase des Patriarchen Isaak vorgestellt, mit der dieser die Kleider seines Sohnes Jacob beroch. Er ist ein

bischen eitel, aber sonst von einer geradezu rührenden Harmlosigkeit. Um noch mehr den unschuldsvollen Charakter des Studentenfestes hervorzuheben, hatten die Veranstalter desselben auch den loyalen Dichter Ritter v. Weilen eingeladen; aber selbst dieser vermochte den Polizei-Commissär nicht zu rühren. Vergebens soll er sich erboten haben, einen Act aus seinem neuen Trauerspiele vorzulesen, um die Gesellschaft zum freiwilligen Räumen des Saales zu bewegen; der Commissär wollte das Opfer nicht bringen. So schafft unsere Polizei politische Märtyrer!

Baron Helfert und Graf Chun. Fräulein Papier.

17. April 1881.

Der berüchtigte Antrag des Herrn Abgeordneten Lienbacher, die Dauer der Schulpflicht abzukürzen und die Entscheidung darüber, in welchen Ländern und Fällen dies zu geschehen habe, den einzelnen Landtagen zu überlassen, ist, nachdem das Abgeordnetenhaus denselben angenommen hatte, vom Herrenhause abgelehnt worden. Nur ein kleines Häuflein versuchte auch hier, die Schule zu stürzen, und diese Minorität erkor ein Mitglied der „Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften", das erst vor Kurzem in das Herrenhaus berufen wurde, zum Dolmetsch ihrer Gefühle. Baron Helfert machte in seiner Jungfernrede, mit der die Debatte eröffnet wurde, die verschämte Mittheilung, daß er alt, zänkisch und gedächtnißschwach sei, oder um seine Worte beizubehalten, „daß die Zeit, wo ihm das Memoriren leicht war, weit hinter ihm liege" und daß „seine Rede polemisch sein werde". Da nun merkwürdigerweise der Schöpfer der Geschäftsordnung des Herrenhauses ein ahnungsvolles Mißtrauen in die Regelmäßigkeit der Gehirnfunctionen der Bericht-

erstatter gesetzt zu haben scheint und daher diesen das Privilegium einräumt, ihren Bericht vorzulesen, erklärte der vergeßliche Baron, von diesem Vorrechte Gebrauch machen zu wollen. Viele haben es komisch gefunden, daß derselbe, obwol er jünger ist, als bedeutende Redner des Herrenhauses, die eine Rede nicht nur zu memoriren, sondern sogar zu improvisiren im Stande sind, eine Rede gelesen habe. Aber diese Spötter mögen es ihm nur nachmachen, ich wenigstens war, obwol ich jünger bin, als der Baron Helfert, absolut nicht im Stande, seine Rede zu lesen.

Hätte sich doch Baron Helfert an dem Grafen Leo Thun ein Beispiel genommen, der gerade an dem Tage der Debatte seinen siebzigsten Geburtstag feierte und trotzdem eine anderthalbstündige Rede hielt. Die Methode, welche der Graf befolgt, um sein Gedächtniß zu stärken, ist eine sehr einfache und praktische. Er wiederholt nämlich eine und dieselbe Rede im Herrenhause so oft, bis sie sich unverwischbar seinem Gedächtnisse eingeprägt hat, und wenn der Himmel dem Grafen, wie ich wünsche, ein langes Leben schenkt, so wird er wol auch noch an seinem achtzigsten Geburtstage diese Rede, die bereits seit anderthalb Decennien ihre Unverwüstlichkeit erprobt hat, mit derselben Geläufigkeit vorzutragen im Stande sein wie diesmal. Ich will bei dieser Gelegenheit auch erwähnen, daß Eingeweihte versichern, diese immergrüne Rede sei nicht das Werk des Grafen Thun, sondern er habe sie von einem Missionär geerbt, der schon auf dieselbe gereist sei und mit ihr einigen wilden Völkerstämmen

in Süd-Afrika das Christenthum gepredigt habe. Nur hiedurch wird die auffallende Stelle in der Rede erklärlich: „Ich weiß, ich rede hier vor einer Versammlung, wo das Verständniß für das, was in einem katholischen Gewissen vorgeht, nicht zu finden ist" — eine Phrase, die wol nur auf heidnische Kafferngemüther berechnet sein konnte, nicht aber auf eine Körperschaft, der außer mehreren Aebten und Domherren vierzehn Erz- und Fürstbischöfe angehören, so daß man noch froh sein konnte, daß wenigstens die Titulaturen: „Ihr verstockten Kaffern!" oder „Ihr schwarzen Tausendsasas!", die wahrscheinlich ebenfalls ursprünglich in der Missionspredigt vorkamen, rechtzeitig gestrichen worden waren.

Während so Herr Graf Thun über die Vorgänge in einem katholischen Gewissen, Dank seinem Specialdraht, besser unterrichtet ist, als alle Anderen, widmet er leider viel wichtigeren Vorgängen nicht die nothwendige Aufmerksamkeit, und sein Organ, das „Vaterland", ist daher über die interessantesten Ereignisse in der Regel schlecht unterrichtet. Um nun seine Lesergreise dafür zu entschädigen, sucht es dieselben zeitweilig durch sensationelle Unwahrheiten zu prickeln, auf die Gefahr hin, solche manchmal, wenn nämlich die Betroffenen durch einen Zufall davon Kenntniß erlangen, widerrufen zu müssen. Wenn man aber lügen will, ist es sehr leicht, pikant zu sein, und ich bin überzeugt, daß es nicht geringes Aufsehen erregen würde, wenn ich in meinen nächsten Spaziergängen die Nachricht brächte:

Der Pater Guardian der Capuziner hat auch an

dem letzten Steeple-Chase sich wieder betheiligt, und während er für seinen braunen Wallach Tubalkain Reugeld bezahlte, siegte seine dreijährige Stute Ziporah wie sie wollte;

oder:

Se. Heiligkeit der Papst hat der bekannten ungarischen Goldrente, die erst neulich convertirt wurde, seinen Segen ertheilt.

Das „Vaterland" begnügt sich jedoch nicht mit solchen, wie man zugeben wird, noch immer harmlosen Erfindungen, und so beschuldigte es vor einiger Zeit den deutschen Bezirkshauptmann in Krain, Herrn v. Vesteneck, der nicht dem clerical-nationalen Ring angehört, derselbe habe einen nächtlichen Scandal verursacht, fremdes Eigenthum boshaft beschädigt und die körperliche Sicherheit einiger Personen gefährdet. Selbstverständlich war wieder in dieser „Original-Correspondenz" kein wahres Wort, und so mußte es denn gerade in dieser Woche, die für das „Vaterland" so bedeutungsschwer ist, da in dieselbe das schöne Fest der Fußwaschung fällt, an der seine Leserinnen in so hervorragender Weise betheiligt sind, für seine „vollständig unbegründeten Beschuldigungen" Abbitte leisten.

Doch um von etwas Interessanterem als dem „Vaterland" zu sprechen, will ich die heftige Bewegung erwähnen, die eine junge Sängerin in unserer musikalischen Kritik hervorgerufen hat. Diese junge Dame singt sehr gut, ist sympathisch, stammt aus Krems und heißt: Papier. Einige Musik-Kritiker haben nun gefunden, daß dieser

Name den Wohlklang entbehre, auf den die verwöhnten Besucher eines Concertes Anspruch zu erheben berechtigt seien, und während ein jüngerer talentvoller Kritiker dem Fräulein in jugendlichem Feuereifer empfahl, gleich die ganze Sylbe Pa zu streichen und sich nur Pier zu nennen, hat mein gefeierter College Hanslick in seiner Kritik der Concertgeberin den weit maßvolleren Wunsch ausgesprochen, sie möge nur einen Buchstaben ihres Namens ändern, und dies selbstverständlich sehr eingehend begründet. Wenn es mir als Laien in musikalischen Fragen gestattet ist, meine Ansicht über diesen schwierigen Fall auszusprechen, so möchte ich behaupten, daß nach dem gegenwärtigen Geschmacke, dem es weniger auf Melodie, als auf Alliteration ankommt, der Name Papier sowol dem nur für eine hagere englische Miss passenden Namen Pier, wie auch etwa dem klirrenden Namen Rapier den Vorrang ablaufe. Ja, ein durch die Texte Richard Wagner's geschultes Ohr würde sogar noch angenehmer durch den Namen: Packpapier berührt werden. Der Name ist aber auch nicht prosaischer als die Namen Müller oder gar Meyer, doch erinnere ich mich — daß ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen so hießen, und daß diese keine Heiterkeit erregten, wenn sie bei diesem Namen gerufen wurden. Das Papier kann allerdings zu sehr prosaischen Zwecken verwendet werden, dagegen aber bedürfen es die schönsten Geister für lyrische Gedichte und Musik-Kritiken. Das Papier besitzt eine sehr schöne Tugend, es ist geduldig; Shakespeare vergleicht die Wange mit Papier, um deren bleiche Farbe anzudeuten, und es gibt Papiere,

die, wie mir Jeder, der einmal von der Geliebten einen Brief erhalten hat, zugeben wird, zum Küſſen ſind. Warum hätte alſo nicht eine junge Sängerin Papier heißen dürfen? Wie oft übrigens leiſtet Einem nicht der alte plumpe Name, den Einem die guten Eltern hinterlaſſen haben, beſſere Dienſte, als der funkelnagelneue, den man ſich ſelbſt gegeben hat? Ich habe vor vielen Jahren einen Muſik-Kritiker gekannt, der Przibram hieß, für ſeinen zarten Beruf aber den Namen Perzi gewählt hatte. Später, als dieſer Mann Beamter wurde, griff er wohlweislich wieder nach ſeinem für dieſe Laufbahn förderlicheren czechiſchen Namen. Und jetzt iſt er Hofrath!

Ein Bad in der Renaissancezeit

von

Hanns Makart.

1. Juni 1881.

Bekanntlich wird seit einiger Zeit die fürstlich Liechtenstein'sche Galerie gesäubert, indem die nackten Bilder hervorragender Maler, die dort so lange ihr Unwesen trieben, endlich doch von der hinkenden Moral erreicht und in Paris um den ihnen gebührenden Pappenstiel verkauft wurden, so daß schon fast alle Meisterwerke des Anstoßes aus der berühmten Bildersammlung hinweggeräumt sind. Wenn aber selbst dieses Beispiel Nachahmung finden sollte und man auch in allen anderen Bildergalerien dem Beschauer lieber nackte Wände als nackte Bilder zeigen würde, es hilft doch nichts. Denn Professor Hanns Makart schafft unverdrossen weiter, und wir sind bei den meisten Werken, mit denen er uns erfreut, auch so ziemlich gegen die Gefahr gesichert, daß die Pariser, die der „Sittenlosigkeit" mit Auswahl fröhnen, sie uns entführen könnten. Der unermüdliche Künstler hat neuerdings ein großes Gemälde vollendet, das seit voriger Woche eine große Anzahl von Kunstfreunden um die sonst so unbeliebte Kasse des Künstlerhauses ver-

sammelt. Wie man weiß, führte das Bild, so lange es noch im Atelier des Malers sich befand, den Titel: „Ein Bad in der Renaissancezeit." Aber die Eigenart dieses Meisters ist so bekannt, daß Niemand erwartet hatte, derselbe werde, um die schöne Zeit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften uns vor das Auge zu zaubern, etwa einen Gelehrten malen, der, die Glatze mit einem Lorbeerkranze geschmückt, in einer Badewanne sitzen und dabei einen wiedergewonnenen Dichter des classischen Alterthums in der Ursprache lesen würde, sondern Jedermann wußte, daß es sich nur um schöne Damen handeln könne und man war gespannt, zu erfahren, wie diese in der Renaissancezeit ohne Costüm ausgesehen haben mögen. Wahrscheinlich aber fand der Maler, daß sein Bild für jene Zeitperiode doch ein bischen zu allgemein menschlich ausgefallen sei, und so legte er demselben den Namen: „Der Sommer" bei, also der Zeit der Wiedergeburt der Natur und nicht jener der Wiedergeburt der Kunst, und er gab uns somit statt eines Bildes einer merkwürdigen Cultur-Periode ein solches aus der immerhin auch recht angenehmen Badesaison.

Das Gemälde könnte auch noch viele andere Namen führen, am passendsten aber erschiene mir die Bezeichnung: der rothe und der blaue Vorhang, denn es handelt sich eigentlich doch nur um eine Schilderung des Seelenlebens dieser beiden Vorhänge, dieser fühlenden Draperien unter Larven, die inmitten der unbeseelten Menschheit, die sie umgibt, ein desto reicheres Gemüthsleben führen. Zwischen diesen beiden Vorhängen, dem leidenschaftlich bewegten

rothen links und dem vor Sehnsucht vergehenden blauen rechts, schwebt vermittelnd ein gefühlloser weißer Bademantel, der eine Dame verschlungen hat, so daß nur noch die kärglichen Ueberreste derselben aus ihm hervorragen.

Der Sommer spielt in einer Marmorhalle, die an einen Park stößt, mit dem sie sich in einen Bach theilt. Den Lorbeerbäumen im Freien, deren Wurzeln das Wasser bespült, scheint dasselbe sehr wohl zu bekommen, so vortrefflich ist ihr Aussehen, und ebenso üppig gedeihen die beiden Kinder dabei, das kleine Mädchen, das am Rande des Bassins kauert und theilweise so entwickelt ist, daß es schon fast decolletirt scheint, sowie das Knäblein, das sich gegen den Versuch eines Fräuleins, es ins Wasser zu tauchen, sträubt, und dessen Unterleibs-Contouren bereits an den Abgeordneten Herrn Dr. Kronawetter erinnern. Könnte sich doch Makart entschließen, uns diesen einmal ganz im Bilde vorzuführen, statt unsere Sehnsucht nach dem theuren Manne durch seine Amoretten-Gestalten nur fortwährend zu wecken, ohne sie zu befriedigen. Die zwei Blondinen aber, die eben das Bassin verlassen haben, brauchen ein kräftigeres Bad, ihre bleiche Hautfarbe läßt ein salinisches kohlensaures Eisenwasser für sie angezeigter erscheinen, und ohne den Frauenärzten deßhalb vorgreifen zu wollen, möchten wir den Beiden empfehlen, es im nächsten Sommer mit Franzensbad zu versuchen.

Die Eine, die dem Beschauer die schöne Rückseite zuwendet, ist im Begriffe, ein Hemd umzuwerfen, und verhüllt so wenigstens züchtig ihren linken Arm vor den

Blicken der Neugierigen. Offenbar zur Entschuldigung der Füße hat der Maler neben dieselben die Schuhe der Unglücklichen gestellt — in der That, gräuliche Folter-Instrumente. Die andere schöne Blondine dagegen, die dem Bade entstiegen ist, läßt sich noch Zeit mit dem Ankleiden — mein Gott, die Tage sind so lang im Sommer! Sie hat sich auf ein mit Polstern üppig ausgestattetes Lager geworfen, und indem sie sich dort von dem Feuer des rothen Vorhanges bestrahlen läßt, sieht sie mit der ganzen Gedankenlosigkeit eines gemalten Engels den Schmetterlingen zu, die um ihre Hand flattern. Die Schlaraffin wird doch nicht gar erwarten, die gebratenen Schmetterlinge würden ihr in den Mund fliegen, daß sie diesen geöffnet hält.

Während sich auf der linken Seite die Wässer befinden, über denen aber allerdings kein Geist schwebt, hat sich auf der rechten Seite eine weibliche Gesellschaft um ein Schachbrett gruppirt. Diese vier Damen machen von dem Sommer keinen so ausgiebigen Gebrauch wie die anderen, im Gegentheile, sie sind alle in vollständigster Salon-Toilette und verbergen sich wahrscheinlich deßhalb verschämt hinter einer spanischen Wand. Ja, die Kleider sind sogar aus dem schwersten Goldbrocat und Sammet gefertigt, und wenn die Damen solche in der heißesten Sommerszeit tragen, wäre es wirklich interessant, die Stoffe kennen zu lernen, die sie im Winter für ihre Kleidung wählen, um nicht zu erfrieren. Wir würden es begreiflich finden, wenn die so schwer gekleideten Dulderinnen, da sie schon eine so unglückliche Wahl

bezüglich ihrer Sommergewänder getroffen haben, sich wenigstens mit schönen großen Pfauenfächern das heiße Antlitz kühlen und mit den Rosenlippen den erquickenden Saft von Goldorangen schlürfen würden, oder die Lilienfinger durch die Saiten einer Laute gleiten ließen und, das Köpfchen träumerisch zur Seite neigend, eines jener leichten Liedchen sängen, wie sie beispielsweise Herr Gustav Hölzel componirt und kunstsinnigen Damen vom Adel, wenn sie auch nur über den bescheidensten Sopran verfügen, hochachtungsvoll zu widmen pflegt. Statt aber in die schwüle Sommerluft hinauszuhauchen: „Es wohnt ein Vögelein in meiner Brust", das der Fürstin Pauline Metternich gewidmet ist, quälen die Schönen noch ihr liebes kleines Hirn mit dem so anstrengenden Schachspiele und bedenken nicht, wie leicht eine heftige Migräne die Folge solcher gewagter Experimente sein könnte.

Ich glaube zwar, wenn ich die Physiognomien der um das Schachbrett Versammelten näher prüfe, daß diese von dem Schachspiele, welches doch immer einen gewissen Grad von Scharfsinn erfordert, nicht viel verstehen, und der Pfau, der auf der spanischen Wand steht, scheint meiner Ansicht zu sein, denn er hat, nur um nicht länger diese Partie mit ansehen zu müssen, den Kopf in einer so energischen Weise abgewendet, daß es ihm unmöglich sein wird, denselben jemals wieder in die normale Lage zurückzubringen. Wer weiß, wie lange schon der König im Schach steht, ohne daß es auch nur Eine der Spielerinnen oder Zuschauerinnen merken würde, aber dessenungeachtet ist das Interesse an dem Spiele ein so

reges, daß während die eine der Zuschauerinnen sich feierlich erhoben hat und siegesgewiß lächelnd mit ihrem Feenhändchen in das Spiel hineingreift, die andere in heftiger Erregung vom Stuhle auffährt und sich so leidenschaftlich geberdet, als wenn es sich nicht um einen weißen oder schwarzen Springer, sondern um einen dunkelblauen Husaren-Officier handelte. Die beiden Spielenden aber sind in so tiefes Nachdenken versunken, daß sie weder die heftige Debatte an ihrer Seite hören, noch das Verhängniß sehen, das sich ihnen im Bademantel nähert. Die in diesem enthaltene Dame schreitet nämlich gerade auf das Schachbrett zu und hat bereits ihre Hand ausgestreckt, um mit derselben ebenfalls in diese so merkwürdige Partie hineinzugreifen. Unter solchen Verhältnissen, wenn nämlich alle Zuschauerinnen, anstatt sich ruhig zu verhalten, gleichzeitig die Figuren in die Hand nehmen, um die Züge zu machen, die gerade ihrer gegenwärtigen Gemüthsstimmung entsprechen, ist es nicht möglich, an eine weitere Fortsetzung des Spieles zu denken. Lassen Sie das Schach, und ziehen Sie doch lieber die Strümpfe an, gnädige Frau, Sie werden sich sonst noch ernstlich erkälten!

Ein geadelter Demokrat. Culturschacher. Ein prächtiger Stoff für eine Ballade.

19. Juni 1881.

Die officiösen Zeitungen, denen man zwar Geist, Charakter und Abonnenten, keineswegs aber eine große Anhänglichkeit an die Regierung absprechen kann, haben die Nergeleien, denen der bekannte Vorstand des Neubauer-Demokraten-Vereines, Herr Dr. Schrank, aus Anlaß seiner Erhebung in den Adelsstand noch immer ausgesetzt ist, streng gerügt. In unserer Zeit, in der man die reactionärsten Gelüste zu befriedigen strebt, hätte den gesinnungstüchtigen Staatsbürger gerade jene Aufmunterung der vaterländischen Demokratie mit der größten Genugthuung erfüllen sollen. Man kann doch jetzt Demokrat sein, ohne von einer solchen polizeiwidrigen Denkungsart irgend welche Hindernisse für seine Carrière besorgen zu müssen, und man darf nunmehr mit Beruhigung für die Aufhebung des Adels und der Vorrechte desselben eintreten, ohne daß man deßhalb darauf zu verzichten braucht, einmal selbst die Annehmlichkeiten desselben zu verkosten. Die demokratische Wirksamkeit ist nunmehr der bureaukratischen gleichgestellt, da man jetzt auch nach längerer Thätigkeit im Dienste des Volkes in den wohl-

verdienten Adelsstand erhoben wird, so daß Väter, denen das Wohl ihrer Söhne am Herzen liegt, diese nicht mehr in den so aussichtslosen Staatsdienst, sondern weit lieber in einen noch nicht überfüllten demokratischen Verein werden eintreten lassen, wo dieselben je nach ihrer Befähigung entweder in dem Ressort für die allgemeine Aufhebung der Steuern oder in jenem für die Abschaffung der stehenden Heere oder endlich, falls eine ausgesprochene Neigung für die auswärtigen Angelegenheiten bei ihnen an den Tag treten sollte, in jenem für die Errichtung der europäischen Republik sich die ersten Ausschreitungen könnten zu Schulden kommen lassen. Man denke sich den Jubel in der Familie, wenn der demokratische Praktikant die erste Rüge von Seite des Polizei-Commissärs erhalten würde, und Niemand, der ein Vaterherz kennt, wird es dem Familienhaupte übelnehmen, wenn dieses im Ueberschwange väterlicher Eitelkeit stolz ausruft: Wenn mein Leopold nur ein bischen Glück hat, hoffe ich es noch zu erleben, daß nächstens eine Versammlung seinetwegen aufgelöst wird!

Es ist nur zu besorgen, daß das Gespötte der Zeitungen über die Adelung von Demokraten abschreckend wirken werde, und daß Männer ohne feste Ueberzeugung dadurch leicht abgehalten werden könnten, ihre Gesinnung zu wechseln.

Leider sind auch die armen Jungczechen den unziemlichsten Scherzen ausgesetzt, weil sie im Reichsrathe für den Antrag des kohlraben-clericalen Abgeordneten Lienbacher auf eine rationelle Volksverdummung durch

Herabminderung der Schulpflicht gestimmt hatten und jetzt, nachdem der Reichstag vertagt ist, plötzlich einsehen, daß sie nicht noch dümmer zu werden brauchen, und gegen denselben Antrag in der verspätesten Weise entschlossen auftreten. Zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen! Die Majorität, die der Antrag Lienbacher's erhielt, ist ja, wie man weiß, in Folge eines Handelsvertrages zu Stande gekommen, den die clericale Culturprohibitiv-Partei mit den meistbegünstigten Czechen abgeschlossen hat. Sie versprach nämlich den Sprachenzwänglern, die sich noch lange nicht vollgeczecht haben, und die nach dem Vorbilde ihres National-Wüstenkönigs, der an zwei krampfhaft gewundenen Schwänzen laborirt, auch eine doppeltgeschwänzte Universität verlangten, ihre Stimmen nur unter der Bedingung, daß jene ihr bezüglich der Tarif-Position: Arme Kinder, kleinste, die gewünschte Gegen-Concession machen würden.

Freilich muß man, wenn eine solche commerzielle Behandlung der wichtigsten Culturfragen üblich werden sollte, bei dem Gedanken zittern, daß sich für Jungbunzlau die Abhaltung von Mastviehmärkten als nothwendig herausstellen könnte, da es dann möglich wäre, daß die Clericalen ihre Zustimmung hiezu nur unter der Bedingung gäben, wenn ihnen zur Entschädigung von den Czechen die Schließung des Burgtheaters als einer der gefährlichsten Brutstätten der Cultur garantirt würde. Nachdem also das Geschäft bereits perfect geworden ist, ergeben sich die Czechen dem harmlosen Beseda-Vergnügen, das Princip zu retten und die Volksbildung, die sie

verkauft haben, als ihr Ideal hinzustellen. Das kleidet gut und ist doch nicht unbequem, da sich die Idealisten, wenn sie ins Gedränge kommen sollten, auf den Herrn Minister-Präsidenten Grafen Taaffe berufen können, der im Jahre 1869, als er noch ein junger Anfänger im Regieren war, dem man zu seiner weiteren Ausbildung in diesem schönen Berufe nur ein ganz kleines Portefeuille, nämlich das eines Ministers für die öffentliche Sicherheit anvertraut hatte, die trostreiche Maxime aussprach: Das Charakteristische des Ideals ist, daß es nicht erreicht werden kann.

Da den Czechen der Handel mit den Clericalen so geglückt ist, suchen sie nunmehr auch mit den Juden in Geschäftsverbindung zu treten, indem sie diesen das gewiß coulante Anerbieten gemacht haben, sie für den Fall, als sie sich zum Czechenthume bekehren und nur Czechen in die Handelskammer wählen würden, vorderhand nicht todtzuschlagen. So haben die Juden jetzt die Auswahl, Czechen zu werden, oder, falls sie darauf verzichten sollten, „Maria Stuart" in der böhmischen Uebersetzung zu lesen — Spanier, denn nach den neuesten Berichten aus Spanien hat die Regierung dieses Landes sie eingeladen, sich daselbst niederzulassen. Es scheint, daß die Spanier die so reichhaltige neuere Literatur der Antisemiten-Liga über die Verworfenheit der Juden nicht gelesen haben oder daß sie den Schriften der Antisemiten-Lügner keinen Glauben schenken, da sie wol sonst nicht den unglücklichen russischen Juden in so großherziger Weise ein Asyl anbieten würden. Die Spanier erwarten, sechzigtausend

hosenverkaufende Jünglinge, wie der Historiker Treitschke die Juden genannt hat, würden die angebotene Gastfreundschaft annehmen, und bedenkt man, daß sich in diesem romantischen Lande schon seit Jahrhunderten keine Juden mehr befinden und daher, wenn man nicht gar annehmen will, es gäbe auch hosenverkaufende ritterliche Spanier, unzählige Millionen alter Hosen im Lande aufgespeichert liegen müssen, die ihrer Käufer harren, so wird man es begreiflich finden, wenn dieser unbehobene Schatz so viele Juden anlockt.

Nun aber wissen die ältesten Spanier sich nicht mehr an einen Juden zu erinnern, so daß diese Unbekanntschaft vielleicht anfangs zu den merkwürdigsten Abenteuern Anlaß geben wird. Ich glaube, es böte den Stoff für eine reizende Ballade, wenn ein Dichter uns einen verliebten spanischen Jüngling schildern würde, der spät Abends durch die Straßen Sevillas schlendert, lüstern nach verliebten Aventüren. Da sieht er plötzlich auf vergittertem Balcone unter Jasminsträuchen und Myrthen eine wallende seidene Mantilla und schwarze Locken, die der Abendwind bewegt. Ach, während er sich nähert, verschleiert eine schwarze Wolke den Mond und läßt ihn kaum die Umrisse der schönen Señora noch errathen. Er zieht die Guitarre hervor, zu deren Melodien die feurigen Mädchen Sevillas so oft den Fandango getanzt, und indem er sich träumerisch an eine Säule lehnt, greift er in die Saiten und sucht das Herz der Unbekannten durch ein andalusisches Liebeslied zu rühren.

„O erscheine," so spricht er, nachdem er die erste

Strophe gesungen, den Mond an, „und lasse mich noch einmal sehen das Anemonen-Gesicht der Señora, die mich bezaubert hat, ihre Gluthaugen, die schwarzen Ringellöckchen an ihrer Schläfe oder doch wenigstens den Saum ihrer Mantilla."

Und siehe da, der Mond, als erhörte er das Flehen des Liebenden, tritt hervor aus dem dunkeln Gewölke und beleuchtet Gesicht, Augen, Ringellöckchen und Kaftan des Moses Rosenzweig, Wursthändlers aus Kiew.

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

IV.

(Brunnen am Vierwaldstätter See.)

14. August 1881.

Ich weiß es wol, der Nutzen des Reisens in unserer Zeit der Eisenbahnen besteht hauptsächlich darin, die unpraktischen Fensterverschlüsse kennen zu lernen, die an jedem Orte, ja in jedem Gasthofe verschiedene sind. Man weiß niemals, ob man oben oder unten oder an der Seite drücken, schieben, aushaken oder einen Pfropfen herausziehen soll, und es läßt sich nicht läugnen, daß durch das Nachdenken hierüber der Scharfsinn des Reisenden, der ja Abends das Fenster unter allen Umständen schließen will, um nicht am nächsten Morgen mit einem steifen Hals aufzustehen, außerordentlich geübt wird. Ich beschloß diesmal die Schweiz zu besuchen. Ich gehöre zwar nicht zu den Feinschmeckern, die, sowie es Gourmands gibt, welche schon im Februar Erdbeeren essen wollen, sich schon im Monat Juli auf einem Gletscher Frostbeulen zu holen bemüht sind. Aber ich suchte mich

ja nicht nur von der Hitze, sondern noch vielmehr von unseren traurigen politischen Hundstagen zu erholen, und wenn es in meinem Zimmer noch so kühl war, sobald ich von dem Treiben der Ultramontanen und Czechen las, mußte ich das Taschentuch nehmen und mir den Schweiß von der Stirne wischen. „Ich hätte Lust nun abzufahren", rief ich also wie Faust in Auerbach's Keller, und da ich und der Herr Professor Bias, der sich als Weiser Griechenlands einen so schönen Namen gemacht hat, Alles, was wir haben, bei uns tragen, konnte ich meinen Entschluß, abzureisen, um neue Anschauungen zu fouragiren, auch sofort ausführen.

Ich mußte wol das Aussehen eines Weltumseglers haben, denn der dicke Herr, neben den ich mich setzte, als ich mit der Westbahn Wien verließ, fragte mich gleich:

„Sie reisen gewiß nach Linz?"

„Nein," erwiderte ich, „ich reise in die Schweiz!"

„Ach, in die Schweiz," rief eine Dame aus der Ecke mit elegisch zirpendem Tone, „ich war auch als junges Mädchen mit einer Tante dort."

Ich war in meiner Zerstreutheit eben daran, zu fragen, ob denn die Schweiz damals schon existirt habe, als die Dame fortfuhr:

„Leider knüpfen sich sehr traurige Erinnerungen an diese Reise, denn unser armer Cäsar ist dort an einem Asthma gestorben; er war ein Seidenpintscher aus Görz und konnte die rauhe Gebirgsluft nicht vertragen. Deßhalb stimmt es mich", fügte sie, indem sie mich milde vor-

wurfsvoll ansah, „immer traurig, wenn ich höre, daß Jemand in die Schweiz reise."

Ich bedauerte, durch mein Project einer Schweizerreise eine kaum vernarbte Wunde wieder aufgerissen zu haben, aber die Dame hatte sich ganz in ihre wehmüthigen Erinnerungen versenkt und schüttelte nur sanft das Haupt. Der dicke Herr aber erzählte hierauf zum weiteren abschreckenden Beispiele für Jene, welche längere Reisen unternehmen wollten, daß er sich im vorigen Jahre auf einer Reise nach Budweis einen starken Schnupfen zugezogen, gegen den ihm kein Arzt bisher habe helfen können, worauf ich ihm empfahl, während des Niesens die heilige Barbara anzurufen, die ja die Schutzpatronin der Artillerie sei. Da er in St. Pölten ausstieg, während die Dame bald darauf nach Waidhofen abzweigte, die anderen Mitreisenden aber schliefen, kam ich ziemlich gekräftigt in Salzburg an, wo ich Zeuge einer merkwürdigen Naturerscheinung war. Es regnete nämlich nicht. Die Hitze war zum Verschmachten, eine große Trockenheit herrschte schon seit Langem, und vor dem Café Tomaselli, das still und leer war, saß nur ein Einheimischer, der mit einem Glase Wasser sorgfältig seinen Regenschirm begoß. Sonst hatte Salzburg sein altes Aussehen, nur der Hannibalplatz war umgetauft worden und heißt jetzt nach dem neuen berühmten Sohne Salzburgs: Makartplatz. Ich begegnete wol auf dem Platze einem Bäuerlein, das die Jacke ausgezogen hatte und in Hemdärmeln einherschritt, aber ganz entkleidet sah ich dort Niemanden — auch die Damen nicht.

Auch in München blieb ich nur kurze Zeit, aber man freut sich doch immer, wenn man wiederkommt, daß man so lange nicht dagewesen ist. Der König war außer Landes und weilte in Brunnen am Vierwaldstätter See, wo er allerhand romantische Kurzweil trieb. Doch hatte er einen Theil der Hof-Chargen zurückgelassen, die Functionäre des königlichen Hofbrauhauses nämlich, so daß in dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben der Residenz keine wesentliche Störung eingetreten war. Die guten Münchener nehmen es sehr übel, wenn man darüber scherzt, daß sie so viel Bier trinken, und sie haben eigens eine große Wasserleitung gebaut, um den Fremden Sand in die Augen zu streuen und diese glauben zu machen, daß sie leidenschaftliche Wassertrinker seien.

Ich konnte es kaum erwarten, den Boden der freien Schweiz zu betreten — aber als ich den Bodensee-Dampfer verließ und den Schweizer Bahnhof betrat, war ich doch noch sehr reactionsbeklommen, und ich rief so leise: Es lebe die Republik! daß der Portier kopfschüttelnd bemerkte:

„Sie habe noch dryßig Minute Zeit."

Ach ja, dachte ich, so lange kann ich im Nothfalle noch warten.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, die Opern-Directoren auf die Portiers in den Schweizer Bahnhöfen aufmerksam zu machen. Sie erfreuen sich durchaus wahrer Bärenstimmen, und als ich den Portier hier die Scala vom tiefsten Rorschach bis zum höchsten Zürich mehrmals geläufig wiederholen hörte und dabei

majestätisch durch die Hallen schreiten sah, dachte ich mit Wehmuth, welcher Wuotan hier dem neueren Musikdrama verloren gegangen sei.

Als ich in Zürich angelangt war und in den Gasthof einfuhr, glaubte ich anfangs, ich sei durch ein Versehen in eine Wanderversammlung bildender Künstler gerathen, da ich schon an der Schwelle von einigen jungen Männern mit den hochfliegendsten Frisuren und wallendsten Bartformen empfangen wurde. Da nun der Eine gar ein Skizzenbuch hervorzog und, mich mit Kennerblicken musternd, einen Bleistift zur Hand nahm, schlug ich meinen Plaid um die Schultern und schwang kühn den Regenschirm, um ihm mit meinen schwachen Kräften vielleicht als Modell für einen Herkules dienen zu können. Er aber murmelte eine Zahl, die so hoch war, daß ich meinte, er theile mir mit, wieviel Einwohner Zürich nach der neuesten Volkszählung habe, worauf mich ein junger Führer, aus dessen Mienen jedoch kühne Entschlossenheit sprach, die steinerne Treppe hinangeleitete. Wir machten uns sofort auf den Weg, kamen bald an der so gefährlichen Salle à manger glücklich vorüber und stiegen bedächtig, aber ohne innezuhalten, immer höher. Manchmal drang an unser Ohr idyllisches Geläute, und dann sahen wir Sennerinnen mit weißen Häubchen und Schürzen an uns vorübereilen. Immer wieder gähnten uns aus finsteren Schluchten unheimliche „Reservés" entgegen — vorbei, vorbei! Die Luft wurde bald dünner, so daß man deutlich ein heiseres Krächzen vernahm, als wenn in weiter Ferne Stiefel

geputzt würden. Endlich hörte auch der Teppich, der bisher die Höhe bedeckt hatte, auf, im Freien fortzukommen, und nun galt es, die kahlen glatten Stufen hinanzuklimmen. Der Führer sah sich nach mir um, aber mein Muth war ungebeugt.

„Vorwärts!" rief ich, „bevor uns die schwarzen Schatten der Nacht überfallen."

Und wirklich strahlte es bald im weißen Glanze vor unserem entzückten Auge — wir waren an der Thür meines Zimmers angelangt. Auf derselben fand ich die Zahl wieder, die ich für die Einwohnerzahl Zürichs gehalten hatte. Wir traten ein, und der Führer riß mit solcher Emphase die Fensterflügel auf, daß ich mit klopfender Brust ihm nachstürzte, das erhabene Schauspiel zu genießen. Doch ich sah nichts als das blaue Firmament über mir, während es aus der grausigen Tiefe smaragdgrün heraufglänzte. Es war ein ausgespannter Omnibus! Der feierliche Augenblick hatte uns ernst gestimmt, und der Führer nahm mir das Gelöbniß ab, um 7 Uhr zur Table d'hôte zu kommen. Ich habe mein Verspechen gehalten.

Der Speisesaal war mit so großer Pracht ausgestattet, als wenn dort nicht eine gewöhnliche Table d'hôte, sondern eine Tafelrunde von Diplomaten hätte abgehalten werden sollen, um ein Reich von einigen tausend Quadratmeilen zu verschlingen. An den langen Tafeln saßen nur Engländer und Amerikaner, und da ich sah, wie die Kauwerkzeuge derselben in Bewegung waren, besorgte ich, den Anfang des Diners schon versäumt zu haben. Allein ich hatte mich geirrt, denn die Gesellschaft

tauschte nur ihre Gedanken aus. Ich saß neben einem Amerikaner, der beide Ellbogen auf den Tisch gelegt und die Füße weit von sich gestreckt hatte. Er fragte mich, wie viele Tage man von meiner Heimat nach Zürich zu fahren habe, und als ich erklärte, ich käme nicht von weit her, sondern nur von Wien, fragte er weiter:

„Wie groß ist Ihr Platz?"

„Gegenwärtig", erwiderte ich, „hat unsere Stadt mehr als eine Million Einwohner."

„O, wie wenig!" rief er und streckte seine Füße noch etwas weiter aus.

„Und auch das", fuhr ich lachend fort, „sind nur Oesterreicher, denn wenn es Amerikaner wären, die nach meiner oberflächlichen Schätzung wenigstens dreimal so viel Raum brauchten, wie gewöhnliche Menschen, so würde meine Vaterstadt sich wahrscheinlich kaum eines Drittels dieser Einwohnerzahl zu erfreuen haben."

Die Speisen wurden nach ihrer gewöhnlichen Rangordnung aufgetragen, und es überraschte mich, unter denselben blos ein fricassirtes Hühnchen en Demi deuil — wahrscheinlich hatte es nur den Verlust einer entfernteren Tante zu betrauern. Die Halbtrauer bestand in sinniger Weise aus einer gelben Sauce mit schwarzen Trüffelschnittchen.

Wenn der Fremde in die Schweiz kommt und auf den stattlichsten Bauwerken, die er deßhalb für Staatsgebäude hält, überall die Aufschrift Hôtel et Pension findet, wie etwa bei uns das Viribus unitis oder in Belgien das L'Union fait la force die Front öffentlicher

Gebäude schmückt, so könnte er glauben, daß dies der Wahlspruch der Republik sei. Er denkt vielleicht gar, daß in diesem volkswirthschaftlich so entwickelten Lande die neuesten Ansichten der Berliner National-Oekonomie, wonach der Staat seinen Bürgern volle Verpflegung und Pension gewährleisten soll, bereits zur praktischen Ausführung gelangt seien. Nur wird er etwas stutzig werden, wenn er neben dem Hôtel et Pension auch die Aufschrift Dépendance liest, und sagt sich vielleicht: Besser hungern und Indépendance! In Luzern bilden die Gasthöfe den großartigsten Stadttheil, den Schweizerhof-Kai, der nach dem colossalen Hotel „Schweizerhof", das mit seinen Dépendancen den schönsten Theil des Kais einnimmt, den Namen erhalten hat. In Luzern begann auch das große Schellengeklingel, das mich von hier ab in der Schweiz nicht mehr verließ. Es rührt dasselbe nicht, wie man anfangs glaubt, von den Narrenkappen der Touristen her, sondern von den Pferden der Fuhrwerke, an deren „Kifelband" zehn bis zwölf kleine Glocken angebracht sind, die von den armen, durch große Stechfliegen gepeinigten Thieren unausgesetzt geschüttelt werden. Die Glocke von Schiller ist gewiß ein herrliches Gedicht, und wenn sich die Menschen begnügen würden, sie nur in den von unserem großen Dichter namhaft gemachten Fällen zu schwingen, könnte man sich ja auch mit dem Lobe, das er ihr spendet, einverstanden erklären. Es schien mir aber, daß namentlich in der Schweiz, die Schiller für seinen „Wilhelm Tell" allerdings zu großem Danke verpflichtet ist, mit der Glocke ein zu verschwen-

derischer Gebrauch getrieben wird. Bei dem weithinschallenden Geläute der Kirchenglocken erwacht der müde Wanderer am frühen Morgen und erhebt sich wüthend auf seinem Lager. „Doch der Segen kommt von oben", er faßt daher seinen Kopf mit beiden Händen und sucht im Gewoge dieser mächtigen Schallwellen seine Fassung zu bewahren. Noch schlagen diese an sein Ohr, da beginnt das perfide dünne Geläute der elektrischen Gasthofklingel, ein-, zwei- und dreimal, über, unter und neben ihm. Er springt aus dem Bette und steckt den Kopf, so tief er kann, ins Wasser. Horch, der Omnibus bringt die Fremden, die der Morgenzug der Eisenbahn ausgespien hat. „Frisch Gesellen, seid zur Hand", und die Portiers aller Gasthöfe schwingen mächtig die Hausglocke um die glückliche Ankunft sämmtlichen Stockwerken mitzutheilen. Man springt in wilden Sätzen die Treppe hinab, aber die Glocke schweigt nicht, denn immer von neuem führt ein Omnibus in die Arme der harrenden Töchter den Vater, an die Brust des Gatten die holde Gattin, die nicht selten von der Schwiegermutter begleite wird — „holder Friede, süße Eintracht weilet, weilet friedlich über dieser Stadt". Kaum ist man auf dem Kai angelangt, so sieht man schon die Rauchwolken der Dampfboote sich kräuseln, denn „der Mensch muß hinaus ins feindliche Leben", und ein wiederholtes gewaltiges Geläute verkündet die Abfahrt. Man eilt weiter. Doch schon seit zwei Tagen gähnt ein vornehmer Brite auf dem Balcon des Hotels, an das man gelangt. Kling, Kling, Kling, das Viergespann harrt seiner, ihn über die

Gotthardstraße zu entführen, und wenn es ihm von der Vorsehung bestimmt sein sollte, vor der Zeit am Kinnbackenkrampfe zu enden, so werden ihn doch noch vor dem Scheiden die milden Lüfte Hesperiens umwehen. Bald schlägt dann die Stunde der Table d'hôte von den Kirchthürmen, die durch ein allgemeines Läuten in den Gasthöfen Urbi et orbi verkündet wird. Geht man endlich zu Bette, so merkt man zu seiner Ueberraschung, daß der Kopf inzwischen selbst eine große Glocke geworden ist, in der die Gedanken, Einfälle und Erinnerungen ihr Bim—Bam machen, bis man endlich mit einem großen Bum! einschläft. Ach, wie sehnt man sich mit der Zeit nach einem ruhigen, noch nicht photographirten Winkel, wo man den Kopf auf die Brust sinken lassen und ruhig träumen kann.

Luzern besitzt nur eine Sehenswürdigkeit, aber einen Löwen. Nachdem ich diesen besichtigt hatte, stürzte ich mich kühn in das Gedränge, das auf dem Dampfboote herrschte, und fuhr nach Brunnen. Man wendet noch lange vom Schiffe den Blick nach der reizenden Stadt zurück, nach der harmlosen mittelalterlichen Ringmauer mit ihren sieben gastlichen Thürmen und den unheimlichen Burgen der Hotelritter mit den Dépendance-Verließen, nach den gedeckten Brücken und den freundlichen Villen, die rings das Hügelland schmücken. Man sieht da auch Triebschen, wo Richard Wagner lange geweilt, bevor er noch mit seinem Wähnen den bekannten Bayreuther Frieden schloß und Wahnfried gründete. Der Rigi erhebt zur Linken sein mit fünfhundert Federbetten

gekröntes Haupt, während zur Rechten der despotische Pilatus düster über die Toilette brütet, die er machen soll. Bedeckt er nämlich sein Haupt mit einem Hute, wie ein gut constitutioneller Monarch, wenn er seine Thronrede verliest, dann wird das Wetter gut; aber wehe, wenn die militärischen Passionen in ihm erwachen und er einen Degen an der Seite führt, denn dann gibt es Regen. Bald sieht man aus der Ferne Küßnacht, wo ein Omnibus auf die Fremden lauert, die nach der Hohlen Gasse wollen. Der Monolog Tell's: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen! Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht", lockt sie Alle her, und so baut der Dichter nicht nur eine ideale Welt, sondern auch Hotels und Pensionen. Unsere vaterländischen Dichter aber zeigen sich darin als wahre Patrioten, daß sie nicht den Gasthöfen der Gegenden, in denen ihre Stücke spielen, zu einem zahlreichen Besuche verhelfen, sondern den einheimischen, denn wenn beispielsweise „Erich XIV." von Weilen gegeben wird, so geht Jeder lieber in den nahen Gasthof soupiren, als in's Burgtheater, und die Hoteliers in Schweden haben das leere Nachsehen. Es folgt dann das liebliche Weggis, das sich bescheiden in einen Winkel drückt. Dasselbe hat schon italienischen Charakter. Man findet auf dem „Rigiblick" einen ganzen Wald echter Kastanien; auch Mandel- und Feigenbäume gedeihen im Freien, und die großen Fliegen, die hier eine Colonie bilden, singen sanft wie die Moskitos und stechen wie die Scorpione. In Vitznau verlassen die Meisten das Boot, denn hier erwartet die Reisenden der schnau-

bende Dampfpony, der sie auf den Rigi schleppt. Das Boot dampft dann zwischen den beiden „Nasen" hindurch, die der Rigi, sowie der Bürgenstock hier vorwitzig in den See stecken. Himmel, was für Nasen! Namentlich die Eine ist so stark gekrümmt, daß man sie viel eher für die Nase des Berges Horeb halten würde, als für die des Rigi. „Das schweizerische Nizza", wie das anmuthige Dörfchen Gersau von den Aerzten genannt wird, die dort auch im Winter gerne ihrem Berufe nachgehen möchten, war durch vier Jahrhunderte hindurch der kleinste Freistaat der Welt, und erst im Jahre 1817 wurde diese Bijou-Republik dem Canton Schwyz einverleibt.

Der meist besuchte und auch der interessanteste unter den kleinen Orten am Vierwaldstättersee ist Brunnen. Es liegt an dem herrlichsten Arme des Sees, dem Urnersee. Wenn man unter den schattigen Platanen des großen Hotels „Waldstätterhof" sitzt, dann ist es, als ob man im Parterre des Burgtheaters säße, wenn in „Wilhelm Tell" der Vorhang in die Höhe geht, so daß man verwundert fragt: „Wo ist denn heute der Herr Hofcapellmeister Sulzer?" Da drüben macht der See „eine Bucht ins Land", es befinden sich auch „zur Linken des Zuschauers die Spitzen des Haken", man sieht endlich „im fernen Hintergrunde die Eisgebirge", nur das Lockenhaupt des Herrn Sulzer sieht man nicht, wahrscheinlich wird es „von einer Wolke verhüllt". Die Scenerie ist jetzt noch reicher an Abwechslung als zur Zeit Tells. Denn zur Linken des Zuschauers ist die berühmte in den Fels gesprengte Axenstraße, neben der nunmehr auch die

kunstvolle Schienenstraße der neuen Gotthardbahn läuft. Und auf den Gipfeln der Berge, auf denen im „Tell" der Hirte und der Alpenjäger Variationen des Kuhreigens singen, ertönen jetzt klagende Lieder von Schumann und Mendelssohn, denn dort oben sind jetzt überall weitläufige Gefängnisse, die man hier mit einem milderen Worte Luftcurorte nennt.

Brunnen hat noch aus seiner früheren Blüthezeit, in der es der Speditionsplatz war für die nach Italien bestimmten Waaren, ein Magazin für die Einlagerung derselben, oder, wie die Schweizer sagen, ein Susthaus mit zwei Fresken, die der Regen, der manchmal einen sehr geläuterten Kunstgeschmack an den Tag legt, schon halb verwischt hat. Das eine Bild stellt den Zweikampf der beiden Aeltesten der mythischen ersten Einwanderer dar, die das Schwert darüber entscheiden ließen, nach welchem von ihnen der Ort benannt werden solle. Der eine Anführer, welcher Suit hieß, besiegte den andern, der den Namen Scheyo führte, so daß die Landschaft: das Land Suites hieß, woraus dann Suits, Schwyz und Schweiz entstand. Weiß der Himmel, wie dieses herrliche Land heute hieße, wenn Scheyo den Sieg davon getragen hätte! Auf dem zweiten Bilde sieht man die drei ersten Eidgenossen, wie sie die Hand zum Schwure erheben. An dem Ufer, Brunnen schräg gegenüber, liegt der Ort des Schwures, das Rütli, und die drei Quellen, die dort aus der Wand rieseln, sollen der Sage nach an der Stelle entsprungen sein, wo die drei edlen Männer den Schwur geleistet haben. Mein Gott, die Wunder

sind nicht logisch, denn es hätte mehr Sinn, wenn an der Stelle, wo manche Potentaten die Eidschwüre geleistet haben, die später zu Wasser wurden, solche Quellen entsprungen wären. Die Schweizer aber haben ihren Schwur gehalten, ihr Land war immer ein Zufluchtsort der Bedrängten und Unterdrückten, und wenn auch heute die mächtigen Feinde der Freiheit ihre Fäuste gegen die freie Schweiz ballen, die Eidgenossen werden hoffentlich nie vergessen, daß sie geschworen haben, sich nicht zu „fürchten vor der Macht der Menschen". Die neueren Historiker sind darüber einig, daß der Schwur auf dem Rütli eine Fabel sei und daß weder Geßler noch Tell jemals existirt haben. Sie retten die Tyrannen, die Tiberiusse und Caligulas, und die Erlöser des Volkes verweisen sie in das Gebiet der Sage! Die hübsche Tochter des Wirthes in .... wischte sich die Augen mit der Schürze, als sie mir erzählte, der Professor aus Berlin habe behauptet, die ganze Geschichte von Wilhelm Tell sei nur dummes Zeug, aber, fügte sie hinzu, ich habe ihn dafür auch auf das Beefsteak, das er bestellte, gehörig warten lassen, und dabei blickte sie verklärt zum Himmel, daß es ihr vergönnt gewesen, die Schmach, die ihrem Vaterlande zugefügt worden, zu rächen.

Die Gesellschaft besteht zum größten Theile aus Norddeutschen, namentlich Berlinern. Wenn die abendliche Table d'hôte beendet, und die Sonne hinter den beeisten Gipfeln der Berge untergegangen ist, versammelt man sich an dem Ufer, athmet die kühlere Seeluft und plaudert, und immer sind es die Berlinerinnen, welche

die Sturmfahne der Conversation vorantragen. Dann schweigt das Geplauder nach und nach, das Gelächter verhallt, die Lichter verlöschen, und nur eine Mädchengestalt erscheint vielleicht noch an dem Fenster und seufzt das Bischen Weh aus, das ihr junges Herz beengt. Alles schläft, die Wellen verrauschen leiser am Ufer, und selbst die Seefräulein legen sich zur Ruhe auf dem Schaukelpfühle der Wogen, auf denen man ihre weißen Nachthäubchen schimmern sieht. Ich ließ mich in solcher Nacht hinaus in den See rudern, dem Rütli zu. Die Sterne glänzten heiter herab, aber der Mond, der einsame, blasse Spaziergänger des Himmels, starrte mit schmerzlicher Grimasse die Gletscher des Urirothstock an. Ein traurig feierliches Schweigen herrschte, und nur am Mythensteine murmelten die Wellen. Da hörten wir plötzlich rasche Ruderschläge, und ein Boot schoß an uns vorüber, in dem eine dunkle, hohe Gestalt aufrecht stand. „Himmel!" rief ich dem Alten zu, der mich ruderte, „ist das der fliegende Holländer?" — „Excusez, Monsieur! 's ischt nur der König von Bayern!"

Reisebriefe eines Wiener Spaziergängers.

V.

28. August 1881.

Als ich von Brunnen nach Flüelen fuhr, das am Ende des Urnersees liegt, befanden sich auf dem Boote meist deutsche Bildungsreisende, die nach Altorf und Bürglen wollten, um das Terrain, auf dem Tell den Apfel vom Kopfe seines Sohnes geschossen, sowie den Geburtsort des Befreiers der Schweiz zu besichtigen. Es gab da Strohprofessoren, wie man wol nach der Analogie des Ausdruckes Strohwitwer diejenigen Professoren nennen darf, die während der Ferien von ihrer geliebten Kathedra entfernt leben; Pastoren, die den Familienjammer, den man durch die Bezeichnung heiratsfähige Töchter umschreibt, mit christlicher Geduld ertrugen; kleine Rentiers, die sich nicht nur ein Vermögen, sondern auch zu heiraten erspart hatten, und sehr viele in einen mysteriösen Nimbus gehüllte Reisende, wie verschleierte alte Jungfern, bis an den Hals zugeknöpfte Premier-Lieutenante und wirkliche Geheime Räthe. Man hörte auf dem Verdecke fortwährend: Im Gegentheile! rufen, da eine Gesellschaft von Berlinern und Berlinerinnen sich dort unterhielt, die

mit diesem Ausrufe ihre Erwiderung auf die Bemerkung des Vorsprechers einleiteten. Hin und wieder aber ließen sich auch spanische Laute vernehmen, denn zwei würdige, glattrasirte Herren aus Bremen vertrieben sich die Zeit mit einem wahrscheinlich in ihrer Vaterstadt beliebten Gesellschaftsspiele, indem sie einander Cigarren unter die Nase hielten und deren Ursprung zu errathen aufgaben. Ein sächsischer Odysseus weihte mehrere Landsleute, die ihm ehrerbietig lauschten, in das Geheimniß ein, wie man in der Schweiz wohlfeil reisen könne, und erzählte von Pensionen, in denen man nur viereinhalb Francs täglich bezahle, sowie von der schönen Sitte in den Schweizer Bierwirthschaften, immer auch eine Schüssel mit kalten harten Eiern auf den Tisch zu stellen, und trug dann als abschreckendes Beispiel für Verschwender eine schauerliche Ballade von einem Roastbeef vor, das er in einer theuren Pension erlebt hatte und das so zäh war, daß man es bis nach Pirna hätte ausdehnen können. Auch eine particularistische Frankfurterin machte mit ihrem Söhnchen die Fahrt mit und beabsichtigte wahrscheinlich dieses zu einem Frankfurter Hannibal zu erziehen, denn als das Boot bei der Tellsplatte anhielt, auf die sich Tell aus dem Schiffe Geßler's rettete, der den Gefangenen nach Küßnacht führen wollte, und das Knäblein fragte, wer denn Geßler gewesen sei? — erwiderte sie, indem sie die alte Sage für ihre aufreizenden pädagogischen Zwecke mißbrauchte: „Es war auch so ein Preuß'!"

Flüelen ist ein sehr geräuschvoller Ort, denn nicht nur unternehmen die Meisten erst von hier aus die Fahrt

über den Gotthard, so daß es immer von Fuhrwerken wimmelt, sondern es haben sich auch schon viele Italiener hier ansässig gemacht; man sieht überall italienische Schilder, und in den kleinen Läden der Parruchieri ist ein Geschrei, als wenn den Leuten nicht der Bart, sondern der Kopf abgenommen würde. Der Hafen von Uri bietet sonst nichts Interessantes, und man beeilt sich daher, das berühmte Hinterland desselben aufzusuchen. In etwa zehn Minuten fährt man mit einem der Gasthof-Omnibusse von Altorf dorthin. Als ich in der Tellsgasse, der Hauptstraße des Ortes, in der Tell sein gräßlicher Meisterschuß gelungen war, anlangte und das Standbild Tell's daselbst besichtigen wollte, mußte ich rasch zur Seite springen, denn drei hagere norddeutsche Damen kamen in geschlossener Reihe und im Stechschritte mir von dort entgegen, und ihnen nach keuchte eine beleibtere Landsmännin, die den Bädeker in der erhobenen Rechten schwang und laut zählte: Eins! . . . Zwei! . . . Drei! . . . Ich dachte selbstverständlich, es sei eben eine Mobilisirungs-Ordre erflossen, und das fliegende Amazonen-Corps suche sich, um nicht im Altorfer Capua verweichlicht zu werden, durch strenge Exercir-Uebungen für den bevorstehenden Felddienst abzuhärten. Ich folgte ihnen bewundernd von ferne, aber als die Sturmcolonne bei dem Brunnen in der Straße angelangt war, machte sie auf das Commandowort der Befehlshaberin Halt, worauf diese noch athemlos rief: „Janz wie Tante Lotte jesagt hat, sechsundsiebzig Schritte!" Die Damen hatten nämlich nachgemessen, ob die Entfernung von der Statue,

die den Standort Tell's bei dem Schusse bezeichnen soll, bis zu dem Brunnen der an jener Stelle errichtet wurde, an der sein Kind als Ziel stand, wirklich hundertfünfzig Schritte betrage, wie die Sage erzählt, und waren in Uebereinstimmung mit einer von der Sage abweichenden genaueren Quelle, Namens Lotte, zu einem weit bescheideneren Resultate gelangt. Freilich geht so eine poetische Sage viele hundert Jahre und muß daher kleinere Schritte machen, als robuste märkische Touristinnen. Schiller's Geßler übrigens fühlt doch um siebzig Schritte menschlicher, als der der Mythe, denn in der Scene auf der Wiese bei Altorf erklärt er: Achtzig Schritte geb' ich ihm — nicht weniger, noch mehr. Das Standbild Tell's ist nur aus Gyps, und der Künstler, der es geschaffen, konnte daher bei der Wohlfeilheit des Materials seiner patriotischen Phantasie bezüglich der leiblichen Entwicklung seines Helden den weitesten Spielraum lassen. Nur könnte man, da der Riese auch ein seiner anatomischen Ausstattung entsprechendes Pathos an den Tag legt, leicht zu der Annahme verleitet werden, daß er nichts Geringeres vorhabe, als den Stier von Uri niederzudeclamiren.

Von Altorf führt ein hübscher Weg nach dem reizenden Bürglen, dem Geburtsorte Tell's, und ich war, als ich unter den schattigen Nußbäumen dahin ging, im Herzen froh, daß Geßler dem Tell mit dem Knaben unter den Apfelbäumen und nicht hier unter den Nußbäumen begegnet war, da er sonst vielleicht dem Schützen die noch grausamere Aufgabe gestellt hätte, eine Nuß von des Söhnchens Kopf zu schießen. In Bürglen

befindet sich an der Stelle, wo Tell gewohnt hat, gegenwärtig ein Hôtel et Pension. Man ist in demselben sehr gut aufgehoben, aber ich traf dort blos einen Engländer, der sich jedoch nicht sehr langweilte, da er fortwährend mit seiner Meerschaumpfeife beschäftigt war, die er, wahrscheinlich um ihr später einen Platz in einem Museum zu sichern, an diesem historisch so interessanten Orte anzurauchen bestrebt war. Dem Hotel sucht die einige Schritte davon entfernte Capelle Concurrenz zu machen, denn auch sie erhebt den Anspruch, auf dem Platze, wo ehemals Tell gewohnt, zu stehen, und führt die Aufschrift:

Allhier auff dem Platz dieser Capell
Hat vormahls gewohnt der Wilhelm Tell.

Doch bietet diese Capelle zum Glück für den Gastwirth dem Besucher keine anderen Erfrischungen, als eine Reihe kleiner Fresken, welche die Frevelthaten Geßler's und die Abenteuer Tell's behandeln. Dieser sieht auf den alten Bildern wie ein höchst gewöhnlicher prosaischer Waidmann aus, der nicht auf fünffüßige Jamben pirscht, sondern auf vierfüßige Raubthiere, und wenn auch einmal der Bestie zwei Füße fehlen, macht er sich keine weiteren metrischen Scurpeln, sie zu erlegen, denn der liebe Gott selbst findet, daß es nicht mehr länger so weiter gehen konnte, und darum steht unter dem letzten Bilde, auf dem Tell den blutigen Landvogt fällt, die lakonische Absolution:

Der Tell macht durch sein gschütz behändt
Dem Gesler und dem Zwang ein endt.

Als ich nach Altorf zurückgekehrt war, um dort

beim „Goldenen Schlüssel" zu übernachten, sah ich das Fremdenbuch nach und war freudig überrascht, als gleich mein erster Blick auf den Namen unseres liebenswürdigen Freundes Eduard Hanslick fiel. Glücklicherweise hat Altorf, und zwar, wie ich vermuthe, wegen seines Reichthums an Aepfeln, auf die man nicht nur, sondern mit denen man auch schießen kann, nicht einmal einen Männergesang-Verein, geschweige denn eine ganze Primadonna, so daß ich annahm, der gewiegte Musik-Kritiker habe sich nur zum Vergnügen und nicht aus Berufseifer hier aufgehalten. Da aber Vorsicht niemals schaden kann und mir auch bei einem flüchtigen Blicke in den Speisesaal dort ein Clavier aufgefallen war, das durchaus nicht den Eindruck der Einbruchssicherheit machte, indem die aufgeschlagenen Noten neben demselben auf einen erst vor Kurzem verscheuchten Frevler hindeuteten, erkundigte ich mich, ob sich nicht vielleicht Virtuosen auf ihrer so gemeinschädlichen Durchreise hier aufhielten, erhielt aber die beruhigende Mittheilung, daß die vollkommenste Concert-Sicherheit herrsche und daß nur die Frau Wirthin Dilettantin auf dem Clavier sei.

Nachdem die kleine Gesellschaft der Reisenden das Abendessen vollendet hatte und das hübsche Pärchen, das sich auf der Hochzeitsreise befand und in Folge seines delicaten Berufes etwas menschenscheu geworden war, sich auf die Veranda zurückgezogen hatte, wo es mit verschlungenen Händen schweigend im Mondenschein saß, ließ sich die freundliche Wirthin erbitten, das Piano ein bischen auszulüften. Sie spielte zuerst elegische Volkslieder, so daß

Jeder sinnend die Etiquette seiner Flasche besah, und nur wenn es von der Veranda hereinklang, als wenn Zwei einander geküßt hätten, blickten wir Alle auf und sahen uns betroffen an. Dann aber schwenkte sich die Pianistin ein klein wenig auf ihrem Stuhle, setzte sich fester darauf und ließ uns einen Strauß'schen Walzer vernehmen. Wir begannen die Cigarren im Munde herumzudrehen, der junge Schweizer Officier, der ein gelehrtes Mitglied der Gradmessungs-Commission war, quirlte mit dem Halse seiner Flasche, den er zwischen beide Hände genommen hatte; der Herr Landamman klopfte die Asche von der Cigarre öfter als es nöthig war; wir nippten wiederholt unruhig an den Gläsern, aber auch der schwerfällige Waadtländer hatte einen prickelnden Geschmack erhalten, und die Kellnerin klapperte immer mehr mit den Tellern, die sie durchs Zimmer trug. Aber endlich stellte sie diese, um ein Unglück zu verhüten, nieder, kreuzte die Arme eine Weile ruhig über die Brust und hub plötzlich zu unserem nicht geringen Staunen an, vor dem Buffet auf und nieder zu tanzen, wie weiland König David vor der Bundeslade. Der Herr Landamman sah anfangs diesem Treiben ruhig zu, dann aber erhob er sich bedächtig, schritt würdevoll auf die Tänzerin zu, faßte sie, ehe wir es uns versahen, um den Leib, und als ich mir die Augen gerieben hatte, sah ich, daß der Herr Ober-Staatsanwalt mit der Kellnerin walzte. Es sah aus, als ob die Strafe, die zwar hinkt, aber den Schuldigen doch ereilt, mit diesem walzen würde; es war ein getanzter Schuldbeweis, jeder Schritt ein Argument:

deutlich, wuchtig, niederschmetternd. Und dabei kam der Tänzer niemals von der Stelle, so daß es schien, als ob er von den vielen Verdachtsgründen nur den der Anwesenheit an dem Thatorte gewalzt hätte. Nachdem er den Tanz beendigt hatte, setzte er sich wieder an den Tisch, und aus seinen Zügen sprach die frühere heitere Seelenruhe, als wenn inzwischen nichts vorgefallen wäre.

Die Frau Wirthin spielte unverdrossen weiter, und so sprang denn endlich der Herr Officier von der Gradmessung entschlossen auf und walzte mit der Kellnerin um die lange Tafel herum und ins Nebenzimmer und auf die Veranda und wieder um die Tafel, und ich glaube, wenn ein Grad östlicher Länge nur ordentlich parquettirt gewesen wäre, er hätte auch diesen durchtanzt. Ich saß da leichtsinnig und gedankenlos, und man denke sich daher meine Bestürzung, als die Kellnerin auf mich zukam, vor mir stehen blieb und mich fragte:

„Und Sie Herr, wolle Sie denn gar nicht tanze?"

Ich habe in meinem Leben viele Examina abgelegt und eine große Menge von Fragen, die man bei diesen an mich gerichtet, beantwortet, oder wenn ich nicht zu antworten wußte, geduldig gewartet, bis man eine andere Frage, die mir geläufiger war, an mich richtete.

Als mir aber die Kellnerin die Frage vorlegte, ob ich nicht tanzen wolle, konnte ich doch nicht schweigend verharren, bis mir die Examinatorin mit einer leichteren Frage auf den Zahn fühlen würde. Hic Rhodus, hic salta! Ich neigte daher mein Haupt in Züchten, erhob mich und . . . . . .

Es ist sehr leicht, sich über die Schwächen Anderer lustig zu machen, aber man muß auch selber Schwächen haben, über die sich wieder die Anderen lustig machen können. Doch genug, ich wollte mich ja gar nicht über irgend Jemanden lustig machen, sondern im Gegentheile erzählen, wie gemüthlich auch die Schweizer sein können.

Nachdem ich den Vierwaldstätter-See bis auf die Neige geleert hatte, wollte ich auch den Rigi nicht an mir vorübergehen lassen. Die meisten Reisenden unserer Zeit sind Reise-Sisyphusse, die blos reisen, um gereist zu sein, die sich und ihr Gepäck nur an einen Punkt hinwälzen, um dann wieder zurückzurollen. Nirgends wird diesen die saure Arbeit mehr erleichtert, als in der Schweiz, denn man errichtet nicht nur auf den höchsten Berggipfeln, wo sonst nur der Adler seine Beute verzehrte, immer neue Gasthöfe, sondern man baut auch immer mehr Bahnen, die den Touristen zur Alpen-Table d'hôte rechtzeitig liefern. Ja, denen, welchen auch eine solche Bergbahnfahrt noch zu lästig ist, machen es die Schweizer noch bequemer. Denn da Alle, die einen berühmten Berg erstiegen haben, den Namen desselben, um ein Document über ihre Leistung nach Hause bringen zu können, auf ihren Alpenstock einbrennen lassen, so fabriciren die Schweizer in weiser Ausnützung menschlicher Aufschneiderei Bergstöcke, die sie mit den Namen aller nur irgendwie nennenswerthen Berge brandmarken, so daß nur demjenigen, der auch die Unbequemlichkeit, einen solchen Alpenstock nach Hause zu schleppen, scheut, absolut nicht zu helfen ist.

Ich unternahm die Rigifahrt auf der Viznauer Bahn, der älteſten unter den drei Rigibahnen. Der Wagen war zum Erſticken complet, und bald trieb uns die Locomotive mit mächtigen Püffen vor ſich her. Ich will, um nicht in das berüchtigte epiſche Embonpoint der meiſten Reiſeſchilderungen zu verfallen, meine Bergfahrt nicht weiter beſchreiben und mich auf die epigrammatiſche Mittheilung beſchränken, daß ſie nur fünf Viertelſtunden währte. Als ich auf Rigi-Kulm angelangt war und den Wagen kaum verlaſſen hatte, bemächtigte ſich ein Hausknecht des Hotels ſofort in geläufigem Franzöſiſch meines Koffers, den ich zwar ſpäter von ihm wieder erhielt, aber nur in gebrochenem Engliſch. Ich wurde, nachdem ich den Bahnhof verlaſſen hatte, ſofort von einer erleſenen Schaar von Jungfrauen bewillkommt, die mir in ſinniger Weiſe kleine Sträuße von getrocknetem Edelweiß zum Kaufe anboten. Gleichzeitig verfolgte mich eine andere Ausleſe von Knaben und Mädchen in der Erwartung, daß der Anblick beliebter Waſſerfälle und Gletſcher weit eher geeignet ſei, meine Schwermuth zu zerſtreuen, mit einer reichen Sammlung von Photographien, und ein Knabe, der in den Zügen des eben Angekommenen den Ausdruck unbeſiegbaren Heimwehs geleſen haben mochte, wiederholte immer dringender ſein Anerbieten, mich den Rigi hinunter zu führen. Glücklicherweiſe tauchte neben mir die lange Geſtalt eines Mannes auf in einem grauleinenen Lehnſtuhlüberzuge, mit hohem weißen Cylinder und in geſtickten grünen Pantoffeln, der in der einen Hand eine

große Flasche mit Mixed Pickles und in der andern eine Blendlaterne trug und in Folge seiner kleidsamen Tracht wie seiner praktischen Ausrüstung sofort als Engländer erkannt und von dem ganzen Jung-Rigi umdrängt wurde.

Ich erhielt bald in einer der beiden Dependenzen des vornehmen Riesengasthofes ein Stübchen mit einem Bette, einem Stuhle und einer gedruckten Warnung, die Bett-Tücher nicht wegzutragen. Die letztere soll nicht etwa Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Bewohner des Zimmers ausdrücken, sondern ist nur eine durch die hiesigen Sonnenaufgänge gebotene Vorsichtsmaßregel, da es nicht selten vorkam, daß Reisende, um den Aufgang der Sonne nicht zu versäumen, nur rasch, statt sich anzukleiden, ein solches Leintuch umgeworfen hatten und dann vielleicht in ihrer Zerstreutheit statt eines Taschentuches eingesteckt hatten. Es wimmelte auf Rigi-Kulm von Besuchern, und man hörte alle Sprachen und Dialekte: Deutsch, vom grob gemahlenen Schwäbischen bis zum feingesiebten Hannoverischen, international abgestandenes und kuhwarmes Französisch aus Paris, kleingehacktes und amerikanisches Klumpen-Englisch, ja sogar frisch abgestochenes borstiges Russisch, unter schwachem Miau verblutendes Polnisch u. s. f. Auf den Wegen, die vom Hotel zum Gipfel führen, sieht man unausgesetzt Menschen auf und ab steigen, und wenn es Abend wird, steht oben die Menge dichtgeschaart und schaut nach den vier altrenommirten Weltgegenden, deren keine hier mit leeren Händen kommt. Ein ganzes Regiment von Gletschern

steht da mit dem Sentis und dem Pilatus als Flügelmännern und den berühmten Horniſten: dem Scheerhorn, dem Finſteraarhorn, den Schreckhörnern und dem Wetterhorn im Hintergrunde. Auch der Regimentscaplan iſt da, der Mönch und in verdächtiger Nähe desſelben die Marketenderin, die Jungfrau! Sie erſcheint hier ein bischen kahl die Jungfrau, als wenn ſie eines Schnee-Chignons ſchon ſehr bedürfte. Und die da oben ſtehen, prüfen mit Opernglas und Tubus die Präſenzliſte. Manchem fehlt noch ein Tüpfelchen auf einem dieſer Rieſen-i's, und der beſteigt dann das hölzerne Belvedere und ſucht es von dort aus. Plötzlich hört man einen großartigen „Gickſer" — denn „auf der Alpe tönt das Horn", wie man mit Clavierbegleitung zu ſingen pflegt. Ein Hirte iſt erſchienen und bläſt ſein ſchlichtes Abendlied. Der Himmel ſpielt alle Farben, ein mildes Roth überhaucht die Gletſcher, und hinter den Bergen des Jura geht in purpurner Majeſtät die Sonne unter. Der Hirte aber ſteht da und jodelt inmitten von fünf Schafen — Theatermüttern. Dann ſchreitet er auf der Höhe mit einem Teller umher, um abzuſammeln, das Schauſpiel iſt zu Ende, die heuchleriſche Krokodilenbrut geht ſoupiren.

In der Reſtauration war ein langer Tiſch von einem Kranze jugendlicher Schweizerinnen umſäumt, die eifrig mit Meſſer und Gabel hantierten. Nach beendigtem Kalbsbraten erhob ſich ein älterer Herr, der mit ihnen am Tiſche ſaß, ſtreckte die beiden Arme aus und begann mit dieſen langſam die Luft zu theilen, ſo

daß ich glaubte, es sei ein Schwimm-Meister, der seinen Zöglingen noch vor dem Schlafengehen eine Schwimmlection geben wolle. Die Fräulein hüpften von ihren Sitzen auf und öffneten den Mund immer weiter und weiter, bis endlich das Lied erscholl: „Leb' wohl, mein theures Schweizerland!" Ein Theil des Auditoriums blickte, des absammelnden Alpenhornisten gedenkend, besorgt nach der Tafel, aber zur Beruhigung desselben wurden die Teller weggeräumt.

Bald waren die zweitausend Schläfrigen in den acht Gasthöfen auf dem Rigi zu Bette gegangen und an ihrer Stelle erschienen die viertausend Rinder, die Nachts auf dessen Matten weiden. Um 3 Uhr Morgens begannen diese laut zu brüllen — nein, es war der Morgengesang des Hirten, der sich bald darauf auch auf dem Alpenhorne erbaute, dessen Töne, nachdem sie die Durchfahrt durch der Schläfer Mark und Bein glücklich überstanden hatten, jubelnd in die Lüfte drangen. Man hörte ein allgemeines Zuschlagen der Thüren, und Alle stürzten schlaftrunken zum Thore hinaus, wo sie bereits von dem absammelnden Impresario des Hirten empfangen wurden. Die Höhe bot ein trauriges Bild von Unfrisirtheit, alten Pantoffeln, stieren Blicken, verkehrt zugeknöpften Westen, zerknitterten Gesichtern, herabhängenden Strümpfen, Frösteln, Bartstoppeln und nachgeschleppten Unterröcken. Der Mond sah übernächtig aus, die Sterne flimmerten ungeduldig, da begann es über dem Sentis zu schimmern, immer lichter und glanzvoller, die Fürsten der Alpenwelt schmückten ihr souveränes Haupt mit goldenem

Reife, und aus den dunklen Tiefen stieg langsam und feierlich die Sonne empor. Da sagte ein Mißvergnügter neben mir, der mit dem Monocle das ganze Treiben beschaut hat:

„Ich hätte es mir noch weit komischer vorgestellt!"

Nachdem der junge Tag erschienen war, eilte wieder Jeder nach seiner Behausung zurück, um weiter zu schlafen. Dann hat man auf Rigi-Kulm nur noch zu frühstücken und wieder Anderen Platz zu machen. Als ich meine Rechnung im Comptoir bezahlt hatte und einstecken wollte, erbat sich ein Kellner, der eben dazukam, dieselbe noch einmal, entfaltete sie und schüttete etwas Streusand darauf, damit die Spur von seinen Erdentagen nicht unbeachtet von mir untergehe.

Als ich den Rigi wieder hinunterfuhr, dachte ich mir, wenn man mit der Locomotive auf eine Bergspitze dampft, statt sich diese im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, ist man doch eigentlich nur ein lächerlicher Emporkömmling und darf sich nicht beklagen, wenn man wie ein solcher behandelt wird.

Der Berliner Congreß von Werner.

23. October 1881.

Die Zeiten sind so traurig, daß die Elegiker sichtlich an Leibesumfang zunehmen und rothe Backen bekommen. Es ist ein trostloses Geschäft geworden, sich mit Politik zu beschäftigen, und der arme Minister Haymerle starb, wie die Aerzte constatirt haben, an gebrochenem Herzen. Einige Tage später machte ein Herzschlag dem Leben des Statthalters von Mähren ein jähes Ende, und man kann als Patriot nur wünschen, daß der letzte von den drei Slaven-Aposteln: Kyrillos, Methodios und Graf Taaffe, den wir noch den unseren nennen, durch eine möglichst rasche Pensionirung dem Vaterlande noch lange erhalten bleibe.

Wenn man den so plötzlich dahingeschiedenen Minister unserer auswärtigen Angelegenheiten auf dem Bilde Werner's, „Der Berliner Congreß", das im Künstlerhause ausgestellt ist, betrachtet, würde man glauben, derselbe müßte das Alter Methusalah's erreichen, um jemals ein bedeutender Mann zu werden. Er sieht zwar sehr ehrlich, aber so nichtssagend aus, als wenn er nicht erst

wie die Dutzenddiplomaten zur Sprache seine Zuflucht nehmen müßte, um seine Gedanken zu verbergen. Der Maler hat ihn auch sehr vernachlässigt; kein Zug deutet darauf hin, daß er geahnt habe, dieser Mann sei berufen, die Politik eines großen Staates zu leiten, und man könnte meinen, er habe ihm nur das letzte Plätzchen ganz links im Hintergrunde, wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen, eingeräumt, weil ihm noch etwas Farbe von allen den schlauen Füchsen, die er gemalt, auf der Palette übrig geblieben sei. Aus seiner sicheren Ecke und von den Fittigen des Attilas unseres Gesandten Grafen Karolyi geschirmt, des würdigen Vertreters der ungarischen Nationaltracht auf dem Congresse, beobachtet Baron Haymerle ebenso wie sein Vordermann neugierig den schrecklich mageren Lord Beaconsfield, an dem sich kaum Einer satt sehen kann, geschweige denn Zwei. Der edle Lord ist die reine Vogelscheuche, aber er scheint gar nicht zu ahnen, in welchen nahen Beziehungen er zur Ornithologie steht. Er sieht aus wie eine verhutzelte Zwetschke, und die Aehnlichkeit wird noch dadurch erhöht, daß er einen Staatsfrack von der Farbe einer solchen trägt. Gicht und Alter haben diesem Leibe jede Zierde geraubt, und unter den Falten und Runzeln, mit denen sie das Gesicht bedeckten, hat der Maler nicht den geistigen Ausdruck herausgefunden, den Phantasie, Scharfsinn und Thatkraft diesem Kopfe gegeben haben. Das ist nicht der bedeutende Staatsmann, der eben einen großen Erfolg errungen hat, sondern der Intrigant im letzten Acte eines Rührstückes, der aus Furcht vor der

Strafe einen heftigen Anfall von Kolik bekommen hat. Wie boshaft ist es vom Fürsten Gortschakow, der behaglich im Lehnstuhle sitzt, gerade in einem solchen Augenblicke den sich krümmenden, mit dem Stocke mühsam vorüberhumpelnden Lord beim Arme festzuhalten und in ein Gespräch zu verwickeln!

Auch der Fürst Bismarck in der Mitte des Bildes, um dessen Lippen ein weinerlicher Zug spielt, ist nicht der große Bismarck, den man Bismarck den Großen nennen würde, wenn er ein Souverän wäre. Das ist nicht der Löwe, vor dem Alles zittert, der ungroßmüthige Löwe, der mit grimmigem Behagen die Schwachen, die seine kranken Nerven reizen, verfolgt und vernichtet, sowie ja der Löwe, nach der Meinung der Alten, dem Affen nur nachstellt, um sich mit dessen Fleisch wieder gesund zu machen. Auch wenn Bismarck in der Schäferrolle eines „ehrlichen Maklers" debütirt, sieht er nicht wie ein Makler aus. Er hat sich vom Stuhle erhoben und wechselt mit dem Grafen Schuwalow einen Händedruck, indem er ihm: Mahlzeit! zu wünschen scheint. Jedoch die Tafel in Berlin hat nicht gehalten, was das Präliminar-Menu von San Stefano versprochen hat; der russische Diplomat ist hungrig aufgestanden, und wie jener geladene Gast, der nach einem mageren Diner dem Wirthe auf die Frage: Wann darf ich Sie wieder zu Tische bitten? erwiderte: Am liebsten gleich! würde er sich sofort wieder zur Tafel setzen, anstatt auf eine neue Verspeisung der Türkei bis zu einem nächsten Congresse zu warten.

Am schmerzlichsten ist der Abschied, den die beiden Staatsmänner von einander nehmen, für den Legationsrath Lothar Bucher, denn er ist durch einen unglücklichen Zufall hinter den Fürsten Bismarck gerathen, der ihn behaglich zerquetscht. Obwol der Arme, ungeachtet der Qualen, die er erduldet, keine Miene verzieht, ist er doch nicht zu erkennen. Graf Andrassy, der zur Rechten des Fürsten Bismarck steht, sieht ungemein ernst und gedrückt, aber sonst wie ein flotter Husar aus. Man empfindet eine Art von Mitleid, wenn man ihn, den Autodidakten, mitten unter diesen alten geschulten und gewürfelten Diplomaten sieht, und in der That bringt er auch vom Congresse Bosnien und die Herzegowina mit nach Hause. Er fühlt die schwere Verantwortlichkeit, die er auf sich geladen, aber dem Autodidakten verzeiht man leichter die Fehler, die er macht, mit Rücksicht auf den schlechten Lehrer, den er gehabt hat.

So herrscht denn wieder Friede in Europa, allein wir brauchen nicht zu besorgen, daß es ein ewiger Friede werde, der ja, da der berühmte Feldherr Graf Moltke in seinem Schreiben an den Völkerrechtslehrer Bluntschli den Krieg „ein Element der göttlichen Ordnung" genannt hat, nichts Anderes wäre, als eine ewige Schlamperei, die nur gänzlich verwahrloste Idealisten als einen wünschenswerthen Zustand für civilisirte Völker betrachten können. Denn wenn der Krieger seinen Besen aus der Hand legt, so sorgen die Diplomaten dafür, daß die armen Völker wenigstens nicht zu lange in dem Augiasstalle des Friedens verharren müssen.

Der Besuch des Königs und der Königin von Italien. Herr von Schmerling als Turandot.

1. November 1881.

Die politische Bedeutung des Besuches, den der König von Italien unserem Lande abgestattet hat, ist von den Tiefdenkern eingehend gewürdigt und die „Tragweite" desselben von den Fachmännern der schweren politischen Artillerie auf das genaueste geprüft und festgestellt worden. Der Feuilletonist, der als frivoler Aehrenleser hinter den ernsten Schnittern des Leitartikels einhergeht, ist frei von der Selbstsucht der Politiker; er berechnet nicht die Vortheile einer Bundesgenossenschaft und fühlt sich beglückt, das Schönste und Vollendetste, was die Gegenwart in Königinnen bietet, gesehen zu haben. Wenn man auch von der Vortrefflichkeit der republikanischen Staatsform noch so sehr überzeugt ist, die Präsidentin einer Republik vermag uns doch niemals für eine Königin zu entschädigen. Die Anwesenheit des königlichen Paares in Wien hat alle Ereignisse in den von

der undankbaren Menge meistens so gleichgiltig behandelten Hintergrund gedrängt und selbst die merkwürdige Naturerscheinung, daß hier der siamesiche Prinz Mom Chao Prisdrang mit seinem Begleiter eintraf, und mit diesem nicht im mindesten zusammengewachsen ist, hat, obwol wir bisher die Bewohner Siams nur in der so rasch beliebt gewordenen Form der siamesischen Zwillinge kennen lernten, nicht das geringste Aufsehen hervorgerufen. Man las eifrig alle Berichte über die Festlichkeiten, die zu Ehren der hohen Gäste veranstaltet wurden, und studirte gewissenhaft die vielen Menus, welche die Zeitungen veröffentlichten, wobei es leider nicht an großen Enttäuschungen fehlte, da man selbst mit bewaffnetem Auge unter den Speisen keine Spur von Risotto, ja nicht einmal Maccaroni entdecken konnte, so daß freilich der düstere Ausdruck, den die Züge des Königs stets beibehielten, sich unschwer erklären läßt.

Nur die Ultramontanen, deren Vaterland das päpstliche Schlafzimmer im Vatican ist, hat die Anwesenheit des Königs von Italien in hohem Grade verstimmt, ja das Organ des Grafen Thun, das „Vaterland", hat in seiner Monomanie, wie man wol den Wahnsinn, den nur ein Einziger liest, zu nennen berechtigt ist, den königlichen Gast in tollster Weise beschimpft. Diese Partei hat es als einen neckischen Fingerzeig der Vorsehung angesehen, daß bei der Revue, die zu Ehren des Monarchen auf der Schmelz abgehalten wurde, zwei Pferde, die diesem nacheinander vorgeführt wurden, sich von ihm nicht besteigen ließen, und daß erst ein drittes Pferd, dessen Augen man jedoch

vorher verdecken mußte, sich dem Reiter fügte. Wie ein Gerücht behauptet, gedenkt der hiesige „Katholisch-patriotische Volksverein", dem der pensionirte, ebenfalls etwas ungeberdige Statthaltereirath Harant vorsitzt, die beiden arabischen Renner, die ihre Abneigung gegen den König von Italien so deutlich zu erkennen gaben, ungeachtet ihrer semitischen Abstammung, zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, und es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Theilnahme derselben an den Vereinsabenden eine erfrischende Abwechslung in die bisherige Eintönigkeit der letzteren gebracht würde.

Auch Herr v. Schmerling hat vor einigen Tagen eine sehr feierliche Revue abgehalten. Nicht etwa, daß er dem Könige Humbert auf der Dilettanten-Schmelz im Theresianum seine blaue Brigade vorgeführt hätte! Er hat nur als Präsident der Delegation in väterlicher Besorgniß, daß diese die bekanntesten Ereignisse der letzten Zeit verschlafen haben könnte, eine populäre politische Rundschau zum Besten gegeben, deren Eindruck leider dadurch etwas abgeschwächt wurde, daß die Bauernkalender für das nächste Jahr bereits erschienen sind, die dadurch, daß sie außer solchen Rückblicken auf die politischen Vorgänge auch die bedeutenderen Viehseuchen des zu Ende gehenden Jahres nicht unerwähnt lassen, den Anspruch auf größere Vollständigkeit erheben können. Doch suchte der Redner, der alle oratorischen Finten genau kennt, wenigstens damit eine gewisse Spannung zu erzielen, daß er die Ereignisse nicht bei ihrem langweiligen Namen nannte, sondern sich ausschließlich der so

amüsanten Räthselform bediente und es dem Scharfsinne der Zuhörer überließ, zu errathen, was er gemeint habe. Er erwähnte vor Allem unter den Angelegenheiten, mit denen sich die Delegation zu beschäftigen haben werde, „jene Herzogthümer, die durch die Tapferkeit unserer Truppen gewonnen wurden". Die Lösung dieses Räthsels fällt nicht so schwer, als es Anfangs scheinen mochte, da die Zahl der Länder, die wir in neuerer Zeit erobert haben, eine ziemlich bescheidene ist, und wir werden gut daran thun, uns durch die schlau gewählte Bezeichnung „Herzogthümer" nicht irreführen zu lassen und auf das Ejalet Bosnien, sowie die Herzegowina zu rathen. Leider vermied es der Herr Präsident, auch seine Ansicht über eine etwaige Einverleibung jener Bezirkshauptmannschaft, die eine reizende Aussicht auf das ägäische Meer gewährt (Auflösung: Salonichi), mitzutheilen. Er gedachte sodann der „Verschwörungen in dem großen nordischen Reiche", gewiß eine tactvolle und für die Gebildeten aller Stände leicht zu errathende Umschreibung für die nihilistischen Umtriebe in Rußland.

Nach diesen beiden Spielen des Scharfsinns auf dem Gebiete der Geographie gab er der Delegation ein äußerst pikantes ethnographisches Räthsel auf, indem er erzählte, man habe an unseren Grenzen einen Krieg eröffnet gegen einen „Volksstamm, dem man den Vorwurf mache, daß er die Kapitalien an sich sauge und den Ruin der Völker verursache". Der Zauber dieses Räthsels wäre gewiß noch erhöht worden, wenn Herr v. Schmerling sich hätte entschließen können, diesmal von der Ge-

wohnheit, seine Gedanken in bescheidene Dunkelprosa zu kleiden, abzugehen, und sie in ein poetisches Gewand gehüllt hätte, wie beispielsweise:

Wer mag der Säugling sein, o sprich!
Der Kapitalien saugt an sich?
Ja, alle Völker ruinirt er —
Kennst du ihn noch nicht, Delegirter?

Ich glaube auch, dieses dritte Räthsel der Delegations-Turandot errathen zu haben, und wie Kalaf möchte ich ausrufen:

Zürnt nicht, erhabene Schöne, daß ich mich erdreiste, eure Räthsel aufzulösen.

Die Juden sind es, oder um diese abgedroschene Bezeichnung zu vermeiden, die Semiten. Urban aber, wie Herr v. Schmerling ist, erklärte er, er wolle nicht in Abrede stellen, daß dieser Vorwurf eine gewisse Berechtigung habe. Es gibt alberne Civilisten, welche behaupten, daß die Erhaltung der riesigen Armeen in Europa die allgemeine Verarmung verschulde; aber ein Mann wie Herr v. Schmerling ist über solche Vorurtheile erhaben und klärt die Irregeführten auf. Die Delegation, deren Hauptaufgabe die Prüfung des Heeresbudgets ist, wird daher dieses nicht herabzumindern, sondern im Gegentheile zu erhöhen suchen, denn wenn erst einmal das Volksvermögen in Bomben und Granaten angelegt ist, so sind dies Kapitalien, die von den Juden nicht so leicht aufgesaugt werden dürften. Zum Schlusse endlich sprach er von einer „Aversion gegen die modernen Staatseinrichtungen und den Parlamentarismus in benachbarten Reichen",

unter welchem Verkleidungsplural wir wol nur das deutsche Reich zu suchen haben. Im Gegensatze zu diesen bedauernswerthen Nachbarstaaten pries er ein Land glücklich, das für seine „kostbare Verfassung" nichts zu besorgen habe, das einzige unter allen Räthseln, das er, dem Scharfsinne seiner Zuhörer mißtrauend, selbst auflöste, indem er Oesterreich als dieses Land bezeichnete.

Sarah Bernhardt.

13. November 1881.

Das Gastspiel der berühmten Pariser Schauspielerin Sarah Bernhardt im Ringtheater hat in den Gemüthern der Wiener Bevölkerung eine bedenkliche Erregung hervorgerufen. Die Theater-Neugierde, die sonst nur in der milden Form eines eingehenden Studiums der Theaternotizen des „Fremden-Blatt" auftrat, nahm bald den Charakter der vollständigen Narrheit an, in welcher der Sinnverwirrte, unbekümmert um das Los seiner Gläubiger, ausrief:

„Sarah Bernhardt sehen und dann sterben!"

Aber der Tod ist umsonst, und auf dem Centralfriedhofe gibt es trotzdem noch immer eine Menge Plätze, während die Sitze zur großen Sarah sehr theuer und dennoch vergriffen waren. Wer sie daher nicht spielen sehen konnte, wollte wenigstens von ihr hören und lesen.

Der Ruf einer sensationellen Magerkeit, die Alles überbieten sollte, was bisher auf diesem beschränkten Gebiete von Gouvernanten, Telegraphenstangen, Jockeys und selbst von den durch den Spiritisten Baron Lazar Hellenbach beschriebenen Gespenstern geleistet wurde, war ihr vorausgegangen, und die Erwartungen, die man in

die Schattenhaftigkeit der Künstlerin gesetzt hatte, waren so hochgespannt, daß man dem Ersten, der nach mehrstündigem Warten vor den Thoren ihres Gasthofes triumphirend berichtete, er habe sie gesehen, achselzuckend erwiderte:

„Dann war sie es nicht!"

Doch, welche Bewunderung bei den Frauen und welchen Schrecken bei den Ehemännern erregten erst die Toiletten der Tragödin! Ja, diese riefen in der Theaterkritik eine vollständige Umwälzung hervor, indem in vielen Blättern jedesmal außer der Kritik über das Spiel der Sarah Bernhardt auch eine solche über deren Toiletten erschien. Insbesondere war es ein demokratisches Organ, das „Neue Wiener Tagblatt", das für dieselben mit einer solchen Kraft der Ueberzeugung, so leidenschaftlich und schwungvoll eintrat, daß man darauf gefaßt war, es werde, um die Völker auf den doch unvermeidlichen Wechsel von Monarchie und Demokratie langsam vorzubereiten, eine Schneider-Oligarchie als Uebergangsform in Vorschlag bringen.

Sowie mit den drei Einheiten, der Zeit, des Ortes und der Handlung, hat man schon längst auch mit der vierten Einheit, der Einheit der Toilette, gebrochen; aber der häufige Wechsel der prachtvollen Roben von Seite der französischen Schauspielerin war geradezu shakespearisch. Da stand sie, die Heldin, mit der enganliegenden blausammtenen Ober-Poesie und der in eine Schleppe verlaufenden lilaseidenen Unter-Poesie. Nichts verrieth den Sturm, der in ihrer Seele vorging, als das aus-

druckvolle stumme Spiel mit ihrem Taschentuche, das die höchste Discretion erforderte, da es aus alten echten Spitzen angefertigt war, die keine heftige Leidenschaft vertragen. Sie ging scheinbar ruhig ab, aber schon nach wenigen Scenen erschien sie wieder. Gott, welche Veränderung war inzwischen mit ihr vorgegangen! Vom Scheitel bis zur Sohle schwerer Moire antique, jeder Zoll ein Volant. Und nun jagte ein kostbares Kleid das andere, bis ein elegisch weites Gewand aus weißem gestickten Tüll verkündete, daß ihre tragische Schuld nur mit dem Leben gesühnt werde könne.

Auch von der Kostbarkeit der Juwelen, welche die Künstlerin in verschiedenen Rollen trug, wurde Ergreifendes berichtet, und von einem ihrer Diamanten erzählte man die rührende Geschichte, daß er die Größe eines Taubeneies habe. Möglicherweise war auch der Liebhaber der Gesellschaft, der durch sein hölzernes Spiel auffiel, gar kein Schauspieler, sondern ein verkleideter Polizei-Commissär, dessen Aufgabe es nicht war, gut zu spielen, sondern nur, während die Liebe seinem Schützling die Besonnenheit raubt, den Schmuck desselben kaltblütig zu überwachen.

Ich weiß dies Alles nur vom Hörensagen, denn ich habe die Sarah Bernhardt nur als Frou-Frou gesehen, und zu meiner großen Enttäuschung trug sie durch zwei lange Acte hindurch, nämlich während des zweiten und dritten Actes, einen und denselben Schlafrock, und doch ist in der Zeit zwischen diesen beiden Acten ihr Gatte durch einen Andern, einen possenhaften Gecken, aus ihrem

Herzen verdrängt worden. Sie liebt den Letzteren, seitdem sie mit ihm in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung gespielt hat, die ihr die Gelegenheit bot, sich in dem Costüm eines Debardeurs zu zeigen. Diese zweiactige Treue, die sie ihrem edlen Schlafrocke bewahrte, war vielleicht ein sehr feiner psychologischer Zug: man wechselt nicht so schnell Kleider wie Liebhaber. Und doch hat ihr Mann sie immer auf den Händen getragen, allerdings eine wohlfeilere Art des Transportes, als wenn er ihr für diesen Zweck ein Coupé mit zwei Isabellen zur Verfügung gestellt hätte. Er will ihr sogar im dritten Acte die zwei kostspieligen Wagenpferde, die sie bisher vergeblich gewünscht hatte, kaufen, nur ist es dann zu spät.

Im ersten und zweiten Acte fand sie nur wenig Beifall, sie erschien als ein so gesetzter Wildfang und ihr Leichtsinn war so lyrisch, daß man nicht begriff, wie sie zu dem Spitznamen Frou-Frou gelangt war. Man glaubte ihr allenfalls, daß sie ihrem Manne untreu werden könne, aber niemals, daß sie sich entschließen würde, in der Rolle eines Debardeurs aufzutreten. Gleich in der ersten Scene faltet sie den Moniteur, der auf dem Tische liegt, zu einem Fächer zusammen und weht sich mit demselben Kühlung zu; leider schien sie sich aber auch die Langweile dieses Blattes zugefächert zu haben. Wie riß sie aber Alle schon im dritten Acte durch ihr Spiel fort, wenn sie in verbotener Liebe schmachtet und nach dem zaghaften Versuche, diese aus ihrem Herzen zu reißen, von der Eifersucht auf ihre

Schwester erfaßt wird, wenn ihre Liebesseufzer unter dem Argwohne, sie selbst werde betrogen, verstummen, und wenn endlich, da sie mit ihrer Schwester allein ist, das Fieber der Eifersucht sich bis zum Delirium steigert. Ihre Rede war ein dahinbrausender Sturm, und nur an dem Rhythmus derselben merkte man, daß sie noch athme.

Aber Sarah Bernhardt ist nicht nur eine große Schauspielerin, sie ist auch Malerin und Bildhauerin. Sie veranstaltete in den Salons des Ringtheaters eine Ausstellung dieser Kunstwerke ausschließlich für ihre Bewunderer, indem der Eintritt allen Besuchern des Theaters gestattet war, die auch in den Zwischenacten die Ausstellungsräume überflutheten. Sie schöpft ihre Stoffe hauptsächlich aus dem Spiegel, denn in den meisten Bildern und Sculpturen begegnen wir der schlanken Gestalt und dem interessanten feinen Kopfe der Künstlerin. Ja wir finden sogar diesen Kopf auf dem Löwenleibe einer Sphinx, die dadurch sehr viel von ihrem Schrecken verliert, daß sie eine sittige Halskrause mit einer Bandschleife trägt. Als Seitenstück zu dieser würde sich vielleicht ein Minotaurus mit Vatermördern und einer Prince of Wales-Cravatte empfehlen. Eines der ausgestellten Bilder kostet zwanzigtausend Francs — die großen Künstler wissen den Werth des Geldes niemals zu schätzen.

Wir hätten schließlich noch von dem schwarzen Pudel der Tragödin, der den Namen „Niagara" führt, Manches zu erzählen, aber die Höflichkeit würde uns dann gebieten, auch von ihren Mitspielern zu sprechen, und wir wollen höflich bleiben.

Das Märchen.

1. Januar 1882.

Ein lieber Freund hatte mich eingeladen, den Weihnachtsabend im Kreise seiner Familie zuzubringen, und ich saß bei meinem Schreibtische, um noch vorher eine kleine Pflicht der Pietätlosigkeit zu erfüllen und eine Satire auf unsere Zustände für den folgenden Sonntag zu schreiben. Die gesinnungslose Lampe warf ihr mildes Licht auf die Umsturz-Ideen, die ich mit meiner von allen Setzern gefürchteten kleinen Schrift niederschrieb. Wenn man harmlos ist, dann sind die Schriftzüge in der Regel groß und deutlich und verrathen jenes gute Gewissen des Schriftstellers, dem der Leser einen so gesunden Schlaf zu verdanken pflegt. Ich aber habe mir meine Kleinschrift angewöhnt, weil mir immer während des Schreibens war, als schaute der Staatsanwalt über meine Achsel, und ich es ihm so sauer wie möglich machen wollte, jedes Wort, das mir aus der Feder floß, mitzulesen. Ich schrieb also und schrieb, um zur rechten Zeit fertig zu werden. Aber meine Gedanken waren nicht mehr ganz bei der Politik, sondern huschten schon manch-

mal zu dem Weihnachtsschmause hinüber, der mich erwartete. Allein durch meine Eilfertigkeit richtete ich die heillosesten Verwirrung an, denn ich verglich die hervorragendsten Staatseinrichtungen mit einem Erdäpfelsalat und sprach von Stockfischen, wo dieselben am gefährlichsten waren — da hörte ich plötzlich ein leises Klopfen an meiner Thür. Es wird doch nicht gar ein Besuch sein, rief ich erschrocken; nun, das fehlte mir noch, in spätestens anderthalb Stunden soll ich Finanzminister — was rede ich denn? — soll ich in der Strohgasse im dritten Bezirke sein und noch die spärlich zugemessene Zeit verplaudern.

Auf mein Herein! das wol wenig einladend klingen mochte, ging die Thür zur Hälfte auf, und ich sah zu meinem Erstaunen ein kleines Mädchen, das an der Schwelle schüchtern stehen blieb. Es war allerliebst, hatte ein rundes, rosiges Gesichtchen mit sanftesten Zügen, es trug ein hübsches Kleid, das mit Guirlanden und Tannenreisig verziert war, und in der Hand hielt es eine kleine Wachskerze.

Wer bist du denn, liebe Kleine? fragte ich, indem ich das Mädchen bei der Hand nahm und ins Zimmer führte.

Ich bin das Märchen, antwortete es, indem es seine schönen großen Kinderaugen zu mir aufschlug.

Was Tausend, so klein und schon eine sogenannte Personification? Aber dein Besuch, mein Herzchen, beruht wol auf einem Mißverständnisse. Du wolltest wahrscheinlich den berühmten Lyriker besuchen, der vor mir hier

wohnte, diesen Dichter von Gottes Gnaden, denn Jeder, dem er seine Gedichte vorlesen will, ruft: Gott sei mir gnädig!

O nein, ich wollte zu dir kommen, junger Herr.

Trage deine Schmeicheleien nur nicht so dick auf, liebes Märchen, sonst geht alle Illusion verloren. Aber was willst du denn bei mir, der ich kein Poet bin und mit einem so kleinen niedlichen Märchen nichts anzufangen weiß. Meinen Lesern kann ich ja nicht mit Pfefferkuchen aufwarten, sondern nur mit gepfefferten Wahrheiten.

Ach, was soll ich armes, verlassenes Märchen denn anfangen, wenn man nicht einmal Weihnachten mehr etwas von mir wissen will? Ich war schon bei allen möglichen Journalisten, aber die Einen sagten mir, sie brächten das ganze Jahr nichts wie Märchen und müßten ihren Lesern wenigstens am Weihnachtstage eine kleine Erholung gönnen; Andere wieder fragten mich erst, ob ich von einer Bank geschickt sei, und als ich dies verneinte, wiesen sie mir die Thüre, da sie ihren Lesern nicht zumuthen könnten, außer dem Gelde auch noch die kostbare Zeit zu verlieren, und die Dritten endlich erklärten, sie brächten nur Wunder, die sich wirklich zugetragen hätten, und keine phantastischen.

Du thust mir sehr leid, liebes Kind, denn nur die Lüge erringt in unserer Zeit Erfolge, aber nicht das Märchen. Erzähle den Menschen von wunderschönen Actien, die ein Agio von zwölfhundert Percent haben, oder wie durch das Wunderwasser von Lourdes eine böse

Rippenfell-Entzündung geheilt wurde, und man wird dich wieder lieb gewinnen, wie einst. Nimm dir auch das Sprichwort zu Herzen: Für das Gewesene gibt der Jude nichts, und fange daher deine Geschichten nicht immer mit dem langweiligen: „Es war einmal" an. Ein noch lebender Minister ist viel interessanter, als der weiseste König aus dem Morgenlande, der verstorben ist. Du kannst dabei dennoch ganz geheimnißvoll bleiben und beispielsweise von Staatsmännern erzählen, deren Namen zwar Niemand kennt, die aber dennoch existiren.

Ach ja, das muß sehr schön sein, rief das Märchen, indem es mit seinen Händchen meinen Arm umschlang, aber allein bringe ich das nicht fertig, du mußt mir helfen.

Gut, wir wollen sehen. Also einer von diesen unbekannten, aber dennoch existirenden Staatsmännern führte den wohllautenden Namen —

Mirza, unterbrach mich das Märchen.

Nein, das erinnert zu sehr an „Tausend und Eine Nacht"; nennen wir ihn lieber Pumpulinski. Er regierte schlecht und recht; er regierte nämlich schlecht, und das war der herrschenden Partei im Parlamente gerade recht. Er war auch ein Gönner der Schriftgelehrten, die aus einem Schatze, den die Stimme des Volkes Dispositionsfonds nannte, reichlich beschenkt wurden. Diese zeigten sich solcher huldvoller Gaben würdig und priesen die Tugenden ihres Herrn. Sie berichteten in schwungvoller Weise, das Deficit schwinde, wie der Schnee vor dem Glanze der Sonne; der Wohlstand blühe auf, wie das Veilchen unter dem Fächeln der Frühlingslüfte, und das

Alles sei ihm zu danken, der für das Wohl des Volkes arbeite und noch wache, wenn längst die Sterne an dem schwarzen Trauermantel der Nacht verblichen seien. Der so Gepriesene las jeden Morgen die officiösen Zeitungen, und das Lächeln der Zufriedenheit umschwebte dann seine Lippen.

Aber, setzte das Märchen, das aufmerksam gelauscht hatte, meine Erzählung fort, wie kein Mensch mit den Gaben des Glückes, die ihm beschieden sind, sich begnügt, sondern immer größere und reichere begehrt, so wurde auch Pumpulinski immer ungenügsamer und, und, und ...

Und begann endlich, fuhr ich fort, zu seufzen: Ach, wenn es nur auch die Wahrheit wäre, was die Officiösen von mir schreiben. Ein solcher Wunsch war gewiß anspruchsvoller, als sich ziemte, aber er tauchte stets wieder und immer heftiger in seinem Herzen auf. Eines Abends, da er schon ein seidenes Tuch um den Kopf gewunden hatte und eben mit dem rechten Fuße in das Bett steigen wollte, seufzte er wieder, obwol er vor Schläfrigkeit schon lange gegähnt hatte: Ach, wenn es nur wahr wäre, was die Officiösen von mir schreiben.

Aber er hatte kaum, fiel das Märchen jetzt wieder ein, zu Ende geseufzt, da hörte er plötzlich von dem Fenster seines Schlafzimmers her ein fröhliches Gezwitscher, und als er den Fuß wieder rasch aus dem Bette zurückzog und horchte, da zwitscherte es: Pa-pe-pi-po-Pumpulinski! Er wendete sich nach dem Fenster und sah dort ein grünes Waldvögelein auf dem Gesimse sitzen und, und, und . . .

Und sein erster Gedanke, hub ich nun wieder zu erzählen an, war: Ich bin doch ein großer Staatsmann, selbst die Waldvögelein, die doch gar keine Steuern bezahlen, zwitschern schon meinen Namen.

Aber das Vögelein, fuhr das Märchen fort, zwitscherte nochmals: Pa-pe-pi-po-Pumpulinski und, und, und ...

Und obwol, begann ich wieder, sich der Angerufene jetzt ein bischen ärgerte, daß der kleine Vogel ihn neuerdings bei seinem Namen rief und nicht bei dem ihm gebührenden Titel: Excellenz, steckte er doch rasch die Füße in die Pantoffel, schloff in den Schlafrock hinein und trat zum Fenster. Da rief das Vögelein:

„Dein Wunsch ist von dem guten Genius erhört worden. Deine Verdienste und Tugenden, welche die Officiösen so oft priesen, sollen Wahrheit werden, doch wirst du sie nicht alle auf einmal besitzen, du wirst sie nur nach einander dir erwerben."

Nach dieser Verkündigung flatterte das Vögelein auf, und Pumpulinski wollte sich wieder zu Bette legen, aber zu seiner Bestürzung merkte er, daß seine Schläfrigkeit verflogen war. Er versuchte es zwar, wieder zu gähnen; er vermochte jedoch nur den Mund mechanisch aufzusperren, denn das Gähnen kam diesmal nicht aus der Tiefe des Gemüthes. Er dachte an die Ministerrathssitzung, der er Vormittags beigewohnt hatte, auch sie brachte ihm nicht die gewünschte Schläfrigkeit. Er nahm die „Deutsche Rundschau" zur Hand, allein dieselbe versagte ihm diesmal ihre Wohlthat. Eine beängstigende Nachdenklichkeit fing an, sich seiner zu bemächtigen. Vergebens suchte er

die Erinnerung an die Finanzen des Reiches, an die er doch früher nie gedacht hatte, zu unterdrücken, sie überwältigten ihn; das Budget, sonst ein unerschöpflicher Born heiterer Betrachtungen für ihn, quälte seinen Geist; das Deficit — er erfaßte seinen Kopf mit beiden Händen, stürzte mit dem Lichte in das Arbeitszimmer und begann liegengebliebene Actenstücke durchzulesen, zu überlegen, zu rechnen, und er vertiefte sich in die Arbeit, daß er nicht merkte, wie die Stunden verrannen, bis endlich der erste Strahl der Morgensonne den Saum seines Schlafrockes küßte. Da brach er vor Ermüdung zusammen und stöhnte — — o Gott, die Behauptung, daß er Tag und Nacht für das Wohl des Volkes arbeite, war die erste, die in Erfüllung gegangen war.

Und so ging es fort, Pumpulinski verlor den Appetit und die gute Laune, und er wurde so verstimmt, daß er manchmal den Schriftgelehrten, wenn sie zu ihm kamen, um für ihre Lobeshymnen belohnt zu werden, kleine Fußtritte gab. Er jagte die wucherischen Bankiers weg, wenn sie ihm, wie früher, ihre Hilfe gegen die schlechten Finanzen des Reiches anboten, denn er wollte nicht die Last der Staatsschulden noch vermehren, aber die herrschende Partei machte immer längere Gesichter zu seinen Vorlagen, die ihnen keine Vortheile mehr brachten, und lehnte diese ab; seine Lage wurde immer unerträglicher, und eines Abends warf er sich verzweifelt in den Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische und rief: „O wenn nur das Lob der Officiösen wieder erlogen wäre von A bis Z, daß ich meinen Schlaf wieder

bekäme und meinen Appetit und die Stimmen der Majorität."

Da hörte er plötzlich, fiel das Märchen jetzt ein, vor dem Fenster das bekannte Pa-pe-pi-po-Pumpulinski, und als er aufblickte, sah er wieder das grüne Waldvögelein, das dort zwitscherte: „Den guten Genius hat deine Reue gerührt!"

Und, fuhr ich fort, wünsche nie wieder, daß das Lob der Officiösen in Erfüllung gehe. Kaum aber war das Vögelein entflogen, so wurde auch schon Pumpulinski von einem tiefen Schlafe überfallen, und als er um halb 10 Uhr Morgens aus demselben erwachte, fühlte er sich auch nicht von dem geringsten Staatswohle mehr belästigt und frühstückte mit dem größten Appetit einen halben Kapaun und eine Flasche St. Julien. Dann aber ließ er die Bankiers kommen, von denen er in der letzten Zeit nichts hatte wissen wollen, und nahm ein Anlehen von fünfundzwanzig Millionen auf.

Und, fiel das Märchen ein, indem es in die Händchen klatschte, wenn diese nicht verputzt sind, existiren sie heute noch.

In diesem Augenblicke begann es von der Thurmuhr zu schlagen, und zu meiner Bestürzung schlug es 8 Uhr. Ich sah mich nach dem Märchen um, das aber war verschwunden. Ich eilte fort und nahm einen Wagen, um den Weihnachtsbaum nicht zu versäumen, und kam wirklich noch zur rechten Zeit an. „Sie sehen ja ganz verschlafen aus," sagte die Hausfrau lachend. „Ach Gott, ja, ich hatte ein Feuilleton zu schreiben versucht, aber was

ich geschrieben hatte, war so gefährlich, daß man sicher nicht gewagt hätte, es aufzunehmen, und da warf ich es in den Papierkorb und machte mich daran, ein sinniges Märchen zu schreiben. Ich habe es auch einmal so gut haben wollen, wie andere Feuilletonisten, aber das Schicksal hat es mir nicht gegönnt, denn ich schlief bei meiner Arbeit ein."

Li-Fong-Pao.

15. Januar 1882.

Wenn die reactionäre Wirthschaft in Preußen noch weitere Fortschritte machen sollte, so wird dort bald so liberal regiert werden, wie bei uns. Der Staatsstreich, wie man den neuesten Erlaß des Königs von Preußen getauft hat, kam freilich so manchem unserer zahmen liberalen Sträuße sehr gelegen, denn er kann jetzt wenigstens seinen Kopf in dem märkischen Sande verstecken und braucht nicht zu sehen, was hinter ihm vorgeht. Und doch erregen unsere Zustände bereits die Aufmerksamkeit der Chinesen in der schmeichelhaftesten Weise, denn der in Berlin residirende chinesische Gesandte Li-Fong-Pao weilt seit einigen Tagen in unserer Mitte. Derselbe ist jedoch im Gasthofe und nicht, wie die Sage ging, bei dem Hofrathe Lienbacher abgestiegen, und alle Gerüchte, welche sich hieran knüpften, wie beispielsweise, daß der Herr Hofrath beim Friseur Fortmüller einen handbreiten kastanienbraunen Zopf von anderthalb Metern Länge für sich bestellt und von seiner Hausmeisterin eine olivengrüne Seidenmantille geliehen habe, um seinen lieb-

werthen Gast bei sich in entsprechender Tracht empfangen zu können, sind müßige Erfindungen. Vielleicht verdanken diese ihre Entstehung dem allerdings merkwürdigen Zusammentreffen von Umständen, daß Herr Lienbacher kurz vor dem Eintreffen des Gesandten im Vorgefühle eines nahen warmen Frühlings seine alten Nankinghosen dem Schneider seines Vertrauens zum Ausbessern übergeben hatte.

Man erzählt uns, daß der Gesandte ein sehr gebildeter und höflicher Mann sei, der einen durchaus originellen Eindruck mache; blos seine Complimente sollen in auffallender Weise an die unserer ersten Ballerine, Fräulein Cerale, erinnern. Seine Aussprache des Chinesischen zeichnet sich durch ihren feinen Accent aus, nur macht sich bei ihm in Folge seines längeren Aufenthaltes in Berlin die Neigung bemerkbar, das „g" wie „j" auszusprechen. Unsere Neubauten betrachtete er kopfschüttelnd; dagegen sprach er sich über die vielen „gebölzten" Häuser, die er antraf, sehr anerkennend aus und bedauerte, daß dieser Baustyl, der Anmuth mit Zweckmäßigkeit verbinde, nicht bei allen Gebäuden durchgeführt worden sei. Sehr ergreifend wirkte auf ihn der Schwarzenbergplatz mit dem Grabmonumente — denn für ein solches hielt er das Denkmal — des fürstlichen Feldherrn; doch, meinte er, gäbe es ein noch stimmungsvolleres Bild, wenn der Schwarzenberg'sche Palast im Hintergrunde, wie dies bei anderen Ruinen der Fall sei, von Epheu umrankt wäre. Nachdem man ihm aber erwidert hatte, daß dieser keineswegs ein zerstörter, sondern nur ein

unvollendeter Bau sei, citirte er aus einem Werke des Tschu-hi ein Lob der Sparsamkeit und fügte aus Eigenem hinzu: Tugend sei mehr werth als Schönheit. Große Rührung rief bei den Augenzeugen sein Benehmen hervor, als er, um dem berühmten und verdienstvollen Kenner der chinesischen Sprache und Geschichte, Herrn Pfizmaier, der in Döbling wohnt, einen Besuch abzustatten, an den Linienwall kam. Thränen entstürzten bei dem Anblicke des Walles seinen Augen, er kniete nieder, küßte inbrünstig den Boden und rief mit schluchzender Stimme immer wieder: Wenli-tschang-tsching, wie die chinesische Mauer in ihrer Heimat heißt. Jedenfalls verdanken wir der Anwesenheit unseres verehrten Gastes eine hochinteressante Entdeckung, indem derselbe, durch die Lectüre einiger Nummern der „Wiener Abendpost", die ihm sehr bekannt vorkamen, stutzig gemacht, bei näherer Untersuchung fand, daß die Staatsprosa dieses officiellen Blattes mit jener der chinesischen Amtszeitung aus dem zwölften Jahrhundert vor Christus fast wörtlich gleichlautend sei.

Der Gesandte erkundigte sich auch eingehend nach den Maßregeln, die in Folge des Brandes des Ringtheaters zum Schutze der Theaterbesucher getroffen wurden, worauf man ihm mittheilte, es würden jetzt Oellämpchen angezündet, Nothstiegen gebaut und auch Probeconflicte zwischen der Gemeinde-Verwaltung und der Statthalterei veranstaltet, um für den Fall, als bei einer zukünftigen Katastrophe wieder Zwietracht entstehen sollte, wenigstens „schätzbares Material" bei der Hand zu haben. Der Gesandte rühmte hierauf die Mäßigung, die Gerechtigkeit

und ähnliche Tugenden und schaltete dabei mit zufriedenem Lächeln, jedoch ohne jede Selbstüberhebung die Bemerkung ein, daß nach den chinesischen Gesetzen auch über die obersten Mandarine die Prügelstrafe von staatswegen verhängt werden könne, was sie jedenfalls mehr spürten, als wenn sie, wie in anderen Reichen, auf Staatskosten beerdigt würden. Architekten dürften namentlich die Mittheilungen des fremden Staatsmannes über die Nothstiegen in China interessiren. Dort gab zur Erbauung von solchen nicht ein Theaterbrand Anlaß, sondern ein anderes Malheur. Unter der vorigen Dynastie nämlich wurden die Aemter von so zahllosen Unfähigen verwaltet, daß man an den Regierungs-Gebäuden Nothstiegen anbringen mußte, um alle diejenigen, die durch die Protections-Wirthschaft zu Amt und Würden gelangt waren, die Treppe hinunterwerfen zu können.

Dem Wunsche des Gastes, die berühmten Spieße zu sehen, die sich in Wien ewig am Herde drehen, konnte nicht willfahrt werden, und Se. stagnirende Excellenz war nicht wenig verwundert, als sie vernahm, dieselben seien außer Gebrauch gekommen, da die altmodischen Braten bereits seit längerer Zeit durch die weit handlicheren Würste ersetzt worden. Dagegen entzückten ihn das hohe Lied unserer Mehlspeismuse, unsere unsterblichen Faschingskrapfen, und er steckte vierundzwanzig in die Westentasche, um dieselben zu Hause unter dem Mikroskope näher zu besichtigen. Freilich vermißte er seine heimischen Leckerbissen, denn leider sind gegenwärtig die Heuschrecken bei uns noch ein bischen hors

de saison, und auch die Fledermäuse sind in dieser Jahreszeit zu wenig gemästet, um einen verwöhnten Gaumen befriedigen zu können.

Während sonst hohe Persönlichkeiten, die uns einen Besuch abstatten, bei ihrer Abreise eine große Anzahl von Orden zu vertheilen pflegen, ist dem chinesischen Gesandten die Möglichkeit benommen, in solcher Weise seinem Schmerze über die bevorstehende Trennung Ausdruck zu geben. In China wird nämlich die Pietät gegen die Ahnen so auf die Spitze getrieben, daß man die Auszeichnung nicht demjenigen, der sich ein Verdienst erworben, sondern den Voreltern desselben verleiht. Diese merkwürdige Sitte hätte aber für so manchen unserer neuesten Ritter, der bisher allen Grund haben mochte, sich seiner Ahnen zu schämen, auch eine sehr zweckmäßige Seite, und wie ich höre, beabsichtigt in der That ein Bankier, der zum Curse von $375^1/_2$, ich weiß nicht mehr welcher Actien, geadelt wurde, sich um China Verdienste zu erwerben, damit seinem verstorbenen Großvater von der dortigen Regierung die kriegerische Tapferkeit mit Nachsicht der Taxen verliehen und derselbe zum Obersten eines Husaren-Regiments ernannt würde.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spitzer, Daniel,

Wiener Spaziergänge

Bd.: 5

Leipzig [u.a.] 1882

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.775(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722760-4